UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00680373 8

DAS ERBE DER ALTEN

VII

DAS ERBE DER ALTEN

SCHRIFTEN ÜBER WESEN UND WIRKUNG DER ANTIKE
GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN VON
O. CRUSIUS · O. IMMISCH · TH. ZIELINSKI

HEFT VII

CAESAR

VON

ADOLF VON MESS

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
≈ THEODOR WEICHER ≈ IN LEIPZIG 1913

84

CAESAR

SEIN LEBEN, SEINE ZEIT UND SEINE POLITIK BIS ZUR BEGRÜNDUNG SEINER MONARCHIE

EIN BEITRAG
ZUR GESCHICHTE UND BIOGRAPHIE CAESARS

VON

ADOLF VON MESS
A. O. PROFESSOR IN TÜBINGEN

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
≈ THEODOR WEICHER — IN LEIPZIG 1913

DG
261
M47

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

856681

Vorwort.

Ein Geleitwort soll diesem Buch nicht beigegeben werden. Aber der Verfasser kann es sich nicht versagen den Herausgebern für den warmen und fördernden Anteil, mit dem sie das Buch aufgenommen und sein Erscheinen begleitet haben, seinen Dank auch an dieser Stelle auszusprechen. Im besonderen hat Herr Prof. O. Immisch alle Bogen mit unermüdlicher Sorgfalt mitgelesen und Stil und Ausdruck mit einer Reihe von wertvollen Ratschlägen und Beiträgen unterstützt.

Tübingen, 21. August 1913.

A. v. Meß.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1— 6

I. Caesars erste Anfänge . . . . . 7— 32

II. Reform und Umsturz . . . . . 33— 70

III. Die Verbindung mit Pompeius und Crassus . . . . . 71— 92

IV. Caesars Statthalterschaft in Gallien und die Grundzüge seiner Politik und Kriegführung im Norden . . . . . 93—134

V. Der Konflikt . . . . . 135—156

VI. Caesars Monarchie, ihr Wesen und ihr Ziel . . . . . 157—169

Anmerkungen . . . . . 170—186

Einleitung.

Es gibt keine Periode der Geschichte der antiken Welt, für die uns eine so reiche Literatur zu Gebote steht, und keine, die uns so nah und so verwandt erscheint, wie die Zeit, wo aus dem Zerfall der weltbeherrschenden Römischen Republik langsam die Herrschaft eines Einzigen erwächst — die Monarchie, die den Namen ihres Schöpfers Caesar trägt und die bis heute in dem Kaisertum Europas weiterlebt.

Im Mittelpunkt dieser Zeit, der Geburtsstunde der neuen Staaten- und Völkerwelt Europas, steht die einsame Gestalt Caesars. Es ist natürlich, daß die beherrschende Persönlichkeit unterging in der Geschichte ihrer Zeit, daß die biographische Betrachtung zu kurz kam gegenüber der historischen. Das Beste, was wir über Caesar und sein Leben hören, müssen wir heute in den Geschichtswerken suchen, die Literaturgeschichte — so anders ihr Standpunkt gegenüber der Persönlichkeit ist — hat ihm gegenüber auf den Versuch einer aus eigener Forschung gewonnenen Verknüpfung seiner Individualität mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit verzichtet[1]), und die wenigen Biographien, die den Anspruch auf diese Bezeichnung erheben können, haben sich zu einer wirklich biographischen Durchdringung seiner Persönlichkeit nicht durchzuringen vermocht.

So ist vor allem der erste Teil seines Lebens, die Periode bis zu Konsulat und Triumvirat, die sich noch nicht im vollen Lichte der Geschichte abspielt, so auch die Sichtung, Prüfung und Abwägung seiner tieferen Motive und seiner ganzen rätselvollen, dämonischen und widerspruchsvollen Persönlichkeit, auch da, wo sie und ihre Pläne greifbarer erscheinen, sehr zu kurz gekommen. Die Geschichte seines Lebens ist in großen Partien stark verzeichnet und verschoben — und daß sie verzeichnet ist, bezeugen nur zu

laut die unüberbrückbaren Widersprüche, die zwischen den verschiedenen Auffassungen und Beurteilungen seiner Beweggründe und seines Handelns an den entscheidenden Wendepunkten bestehen[2]).

Es wird nie gelingen, in alle Tiefen und Abgründe des Genius hineinzuleuchten — aber es ist viel gewonnen, wenn wir die greifbareren Pläne und Entschlüsse klarer erfassen, übersichtlicher entwirren und wenn wenigstens das Gesamtbild in ungetrübteren Umrissen hervorzutreten beginnt.

Eine Persönlichkeit, die wie Caesar mitten in dem wirren Treiben der Parteien und einer gärenden revolutionären Zeit steht, wird nie begriffen werden, wenn sie nicht aus dem vollen Leben heraus erfaßt und beurteilt wird. Es ist kein Zufall, daß es die politisch aufs tiefste erregten und bewegten Zeiten, daß es die Fürsten, Könige, die Politiker und Feldherren sind, die ihm und seiner Geschichte von jeher das größte Interesse und die tiefste Verehrung entgegengebracht haben. Die größte Darstellung von ihm ist von einem Historiker geschrieben, der Zeit seines Lebens mitten in dem Getriebe einer gärenden und in gewaltigen Gebilden sich erneuernden Welt stand.

Aber diese Darstellungen, von denen die in ihrer Art epochemachendsten um die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entstanden sind: Mommsens Römische Geschichte und das Werk des letzten Kaisers aus dem Geschlecht der Napoleoniden, tragen — und mit Recht — nur allzusehr den Stempel ihrer Zeit. Man sieht es ihnen an, daß sie aus dem Prinzipienkampf der modernen emporstrebenden demokratischen Bewegung dieser Periode, die nichts als Namen und Idealismus gemein hat mit der in eine Karikatur verwandelten Demokratie des absterbenden Stadtstaats, und aus dem Caesarentum der Napoleonischen Dynastie hervorgewachsen sind. Die Geschichte von Caesars ersten zwanzig Jahren und seinen politischen Anfängen ist tief beeinflußt und getrübt durch den Vergleich mit dem unendlich kleineren, oft mit dem Fluch der Lächerlichkeit behafteten Prätendententum von Louis Napoleon, und auch der Vergleich mit dem großen Korsen Bonaparte führt in den vielleicht entscheidendsten Punkten in die Irre. Die in den altererbten, königlichen Traditionen eines uralten Geschlechts der höchsten Römischen Nobilität wurzelnde vornehme Persönlichkeit Caesars und sein tiefer Blick für Tradition und historische Zusammenhänge, für das Mögliche und Unmögliche, für die Macht der psychischen Imponderabilien, für die öffentliche Meinung und die innersten Falten des Menschenherzens — das alles trennt ihn weit von der dämonischen, aber brutalen Genialität des Korsischen Emporkömmlings und läßt ihn weitaus näher einem anderen Genius der neuesten Geschichte erscheinen — Bismarck.

Auch von diesem scheidet freilich den ersten Herrscher auf dem Throne der Caesaren eine weite Kluft. Aber soweit die loyalen Traditionen des Märkischen Edelmannes und die abschließende Lösung einer großen, glücklichen aber auf die engen Grenzen einer Nationalität beschränkten Aufgabe

den Vergleich mit der einsamen Größe des Römischen Staatsmanns und mit seiner welthistorischen Mission, deren Früchte erst die Jahrhunderte zur Reife bringen sollten, zulassen, so finden wir zahlreiche tief im Innern verwandte Elemente in den beiden dämonischen, oft selbst ihrer Umgebung rätselvollen und doch vom hinreißenden Zauber edelster Menschlichkeit erfüllten Naturen. Und es ist für unsere Zeit, die — freilich epigonenhafte — Erbin der gewaltigen und doch aufs feinste abwägenden Bismarckischen Realpolitik, vielleicht leichter, Caesar, sein Werden, Wachsen und sein Schaffen zu begreifen, als für das Zeitalter der Napoleoniden und der demokratischen Phrase des vorigen Jahrhunderts. Nie aber werden wir diese gewaltige Übergangsepoche auch nur annähernd verstehen, wenn wir — statt auf diese Bilder einer großen Vergangenheit zurückzugreifen — aus der engen Perspektive des lärmenden Tagesgezänks und der kleinen flachen politischen Fragen sie und ihren größten Meister messen, und nur die großen Probleme, die — ungelöst — am Horizont unserer vielleicht in der größten Umwälzung der Geschichte begriffenen Welt drohend stehen, lassen eine Ahnung von den ungeheuren Wehen jener Zeit, ihren Frühlingshoffnungen und ihren Todesschauern, in dem Betrachter aufsteigen.

Die ausgebreitete historische Literatur der Caesarischen Epoche und der Kaiserzeit gibt uns ein reiches und — namentlich für den ersten Teil von Caesars Leben — noch immer nichts weniger als voll ausgeschöpftes Material zum Aufbau seiner Lebensbeschreibung. Auch die abgeleiteten Darstellungen gehen auf eine weitverzweigte zeitgenössische Literatur zurück, wir haben auch hier — freilich oft stark verdünnt — den unmittelbaren, frischen, starken Niederschlag seiner Persönlichkeit in Urteil und Auffassung seiner engeren und weiteren, befreundeten und feindlichen Umgebung. Wenn trotzdem vieles, oft die entscheidenden Momente, dunkel sind, so liegt das nicht am Mangel, sondern eher an der Überfülle und der Buntheit der Zeugnisse. Wir finden — und es ist das ständig die Begleiterscheinung großer Persönlichkeiten und Zeiten — die verschiedenartigsten, widersprechendsten Auffassungen nebeneinander, und nicht den kleinsten Raum nehmen die Zeugnisse aus dem feindlichen Lager ein. Aber auch wo die Absicht vorlag, ihn zu verstehen und zu würdigen, ist das Ziel oft nicht erreicht, sein Bild im Spiegel fremder Auffassung vergröbert und verzerrt. Die Mehrzahl seiner Zeitgenossen war nicht fähig, in die Tiefen dieser Natur hineinzublicken, die — ähnlich Bismarck — ihre Zeit und selbst die Nächststehenden durch ihre Paradoxen und Widersprüche, durch die ungeheure Variabilität ihres Wesens, ihre hinreißende Liebenswürdigkeit und die vulkanischen Ausbrüche ihres Temperaments immer aufs neue überraschte und verblüffte. So lag auch über Caesars letzten Plänen und Zielen, seinem innersten Denken und Fühlen oft ein Schleier, den die Nachwelt, die die später aufgegangene Saat sieht, vielleicht eher zu durchdringen vermag, als die Augenzeugen jener wirren Zeit

und der ungeheuren Veränderungen, zu denen hier der Boden vorbereitet wurde, so wertvoll auch die Winke, die uns tieferblickende Beobachter in glücklichen Momenten geben, für uns sind.

Neben Caesars eigenen Aufzeichnungen über seine Statthalterschaft in Gallien und die Bürgerkriege, die — richtig bewertet und verstanden — eine unerschöpfliche Fundgrube für seine Geschichte bilden, besitzen wir — ein seltener Fall in der antiken Geschichte — eine ganze Anzahl parallel laufender, sich gegenseitig ergänzender Darstellungen. Früh, noch bei Caesars Lebzeiten, hat eine reiche historische Literatur eingesetzt. Am höchsten ragt aus der Masse der Römischen Historiker die Gestalt des Asinius Pollio hervor, der seit 49, obgleich noch jung und in den Anfängen seiner Laufbahn, als hoher Militär und als Politiker im Dienste Caesars wirkte, dabei aber nichts weniger als überzeugter Monarchist war, und so eine überaus wertvolle, unabhängige Quelle für die Geschichte Caesars bildet. Seine Darstellung liegt uns vor allem bei Appian in der Schilderung der Römischen Bürgerkriege und zum Teil in den Biographien von Plutarch vor: freilich bei beiden nicht direkt, sie ist durch eine Griechische universalhistorische Quelle, die dem Pompejanischen Lager angehört, hindurchgegangen, die dem Ganzen unverkennbar, wenn auch viel verkannt, ihren Stempel aufgedrückt hat. Ihr gehört ein großer Teil, vielleicht der größte dessen an, was man der Gehässigkeit des Asinius Pollio zugeschrieben hat, der scharf und schroff, freimütig und unabhängig, aber ohne niedrigen Hass gegen Caesar und nie unrömisch geschrieben und gedacht hat[3]).

An Urteil und politischem Verständnis steht von den erhaltenen abgeleiteten historischen Darstellungen weitaus am höchsten das großangelegte Geschichtswerk von Dio Cassius Cocceianus, dem Staatsmann des Severischen Kaiserhauses. Als Hauptvorlage ist für diese Periode das mit der Annäherung an die Zeitgeschichte immer ausführlicher werdende gleichfalls in annalistischer Form abgefaßte Geschichtswerk des Livius zugrunde gelegt, aber auch hier treten Spuren der Pollionischen Berichte hervor, und auch diese Darstellung ist zur Kontrolle und Ergänzung von Caesars eigenen Aufzeichnungen wie zum Aufbau derjenigen Teile seines Lebens, wo eigene Darstellungen von ihm nicht vorliegen, von unschätzbarem Wert.

Am nächsten steht der Caesarianischen Epoche der kleine kurze Abriß der Römischen Geschichte, den der schriftstellernde General des Tiberius Velleius Paterculus verfaßt hat. Ohne tiefer zu gehen ist er doch nicht ohne Wert durch die nahe Stellung des Verfassers zum kaiserlichen Hofe und bietet uns manche Ergänzungen zu der größeren Geschichtsliteratur.

Eine besondere Stellung nimmt die Monographie Sallusts über die Catilinarische Verschwörung ein, über sie wird im Zusammenhang mit dieser Verschwörung die Rede sein.

Nicht ohne Nutzen sind aber auch die späteren abgeleiteten Quellen:

die Epitomatoren und Ausschreiber des Livius, in erster Linie trotz mancher Entstellungen Orosius, und selbst die poetische Schilderung der Pharsalia Lucans, die angesichts der vorhandenen ergiebigeren historischen Quellen nicht immer ausreichend gewürdigt wird, in ihrem rein historischen Material aber ein im wesentlichen ungetrübtes Bild gibt, das in seiner ausgesprochen Pompeianisch-republikanischen Färbung, die schon in seiner Hauptquelle Livius stark hervortrat, eine wertvolle Kontrolle und meist glänzende Bestätigung für die Caesarianische Darstellung bildet.

Neben der historischen steht uns die reiche biographische Literatur über diese Epoche zur Verfügung. Freilich geht sie zum großen Teil in ihrem Material gleichfalls auf die historische Literatur zurück, bietet aber doch immerhin einen ganz anderen Querschnitt durch die Geschichte von Zeit und Persönlichkeiten. Es stand ihr aber auch — abgesehen von der umfangreichen pamphletistischen und Broschürenliteratur — biographisches Material aus erster Hand zur Verfügung. Wir wissen von den beiden vertrauten Geheimsekretären und Ministern Caesars, C. Oppius und L. Cornelius Balbus, daß sie über die Persönlichkeit von Caesar Aufzeichnungen hinterlassen haben, von der Benutzung des Oppius haben wir noch deutlichere Spuren, Balbus wird nur einmal ausdrücklich angeführt, aber bei der Zitiermethode der Biographie geben die namentlichen Anführungen in keiner Weise einen Anhalt für den Umfang der Benutzung.

Erhalten sind uns die Lebensbeschreibungen von Plutarch und Sueton. Und aus der Plutarchischen Sammlung treten zu der Biographie Caesars als reiche Ergänzung hinzu die Lebensbeschreibungen von Cicero, Crassus, Pompeius, Cato dem Jüngeren, für einzelne Lebensabschnitte die Biographien von Antonius, Brutus und anderen. Einen ungeheuer reichhaltigen Stoff hat Sueton in seinem Divus Julius aus den verschiedenartigsten Quellen zusammengetragen und in knapper, lapidarer Form vor uns ausgebreitet. Durchaus Antiquar, gelehrter Sammler, hat er die Masse nicht innerlich zu verarbeiten vermocht und dies am wenigsten gegenüber einer Persönlichkeit wie Caesar, die schon den Zeitgenossen so viele unlösbare Rätsel aufgab und für die dem gelehrten Philologen der Kaiserzeit jede Spur von innerem Verständnis abging. Ihm fehlt alles zum Historiker, wenn ihn auch verwandte Seelen als Historiker betrachten und alles Ernstes von dem Gewicht seines unparteiischen Urteils sprechen — unparteiisch gewiß, aber auch vollkommen unfähig zu einer selbständigen tieferen Einschätzung und Verarbeitung seines disparaten Stoffes. Aber so geringwertig sein eigenes Urteil, so wertvoll ist sein Material und zwar gerade wegen dieser Unfähigkeit zu einer homogenen Verarbeitung. Er hat seine Kraft richtig eingeschätzt — die allererste und wichtigste Bedingung für eine fruchtbare Forschung — und sich begnügt, unverbunden und in fast unveränderter Gestalt seine Exzerpte vorzulegen. Und diese Auszüge stammen zum größten Teile aus der zeitgenössischen Literatur und Korre-

spondenz und tragen die intimsten Vorzüge eingeweihter, freilich nichts weniger als unparteiischer Berichterstattung in sich. Unsere Aufgabe ist es, ihren Ursprung und Charakter aufzudecken. Und Sueton hat uns die Aufgabe leicht genug gemacht, nur müssen wir nicht nach den Namen, sondern nach den Schichten und Parteikreisen fragen, aus denen diese oft überaus widerspruchsvollen Bestandteile herstammen[4]).

Die reichste und unmittelbarste Quelle aber für die Geschichte dieser Zeit fließt in dem erhaltenen Briefwechsel von Cicero und in seinen Reden. Es ist ein Archiv für die Geschichte dieser Epoche, wie wir es besser und erschöpfender kaum für die hellsten Perioden der neueren Geschichte besitzen. Cicero, als Politiker nichts weniger als eine schöpferische und führende Natur, ist als Beobachter und Schilderer unerreicht, und zu seinen eigenen Berichten treten eine Reihe wertvoller Einlagen: Akten, größere Stücke aus der von den verschiedensten Seiten an ihn gerichteten Korrespondenz — alles Zeugnisse erster Hand und von unschätzbarem Wert, jedes aber nur verständlich aus seiner eigenen Eigenart, Stimmung, Situation und Zweck, und soviel auch in der neueren Zeit für die Erschließung dieser einzigartigen Quellen geschehen ist, so wenig sind wir noch am Ende[5]).

I.

Caesars erste Anfänge.

Von der Kindheit Caesars wissen wir fast nichts. Und das ist kein Verlust. Denn in den Zügen des Kindes lesen wir, auch wo die Zeugnisse reichlicher fließen, gerade bei den außergewöhnlichen Erscheinungen wenig von der zukünftigen Größe, so wenig wie wir aus dem frischen, pausbäckigen Kindergesicht, das uns das Bild von Otto Bismarck im Jahre 1826 zeigt, die Zukunft des großen Reichskanzlers ahnen können.

Caesar entstammt einer der uralten, stolzen patrizischen Familien, deren Zahl im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zusammengeschmolzen war. Das Patriziat war in dem neuen, jetzt gleichfalls Jahrhunderte alten Adel der Nobilität, dem Römischen hohen Amtsadel aufgegangen, aber ihre Traditionen hatten jene Familien nicht vergessen und in manchen eigenartigen Sonderrechten lebte ihre frühere isolierte Stellung, das Erbe der alten Königshäuser, weiter fort. Es ist schwer, von dieser Römischen Aristokratie sich ein lebendiges Bild zu machen. Mit dem dienenden Adel, auch dem Hochadel der modernen Staaten läßt sie sich nicht vergleichen, am ehesten mit der hohen Englischen Aristokratie, den führenden Geschlechtern der Venezianischen Republik, den Fürstenhäusern des alten Deutschen Reichs, die sich in allmählicher Entwicklung zum souveränen Herrschertum emporgerungen haben. An Macht und Reichtum überaus ungleich, an Stolz und Ansprüchen alle gleich, ist es eine Gruppe von Dynastengeschlechtern, vor deren Glanz das Königtum der angrenzenden Nationen verblaßt und auf den Stand des Lehnsträgertums herabsinkt, geborene Herrengeschlechter durch Familie, Tradition, Erziehung und durch die — wenn auch manchmal widerwillige — Anerkennung des Volkes, das in zäher Tradition in ihnen seine Führer sah. Zum höchsten Machtgefühl und Trotz ist ihr Selbstgefühl gesteigert durch die monarchische Stellung der Magistrate in den großen Provinzen und Kommandos, in denen der Römische Beauftragte des Adels und Senats mit

fast unumschränkter Machtvollkommenheit schaltete. In Größe und Verfall haben sich die stolzen Traditionen dieser Nobilität behauptet, aus ihnen erklärt sich — nachdem sie gebrochen war — ihre Unfähigkeit sich den Ordnungen des monarchischen Staates einzufügen und die grandiose Tragödie ihres Todeskampfes.

Die Familien — obgleich alle im Grund von dem tief legitimistischen Gefühl ihrer Herrscheransprüche erfüllt — spalten sich wie im Athen des 6. und 5. Jahrhunderts, wie im England der Torys und der Whigs in sehr verschiedene Coterien und Parteien, und auch für die demokratische Richtung geben nur sie die voll anerkannten Führer ab.

Auch Caesar und, so scheint es, seine Familie gehörte nicht der zur Zeit herrschenden senatorischen, hochkonservativen Partei an. Seine Familie hatte die Ansprüche, aber nicht die Stellung der großen Geschlechter, und so suchte sie ihren Anschluß und ihre Stütze in den breiten Massen des Volkes, aber ohne nur ein Haar breit von ihren Ansprüchen abzugehen: sie stellt sich, wie Perikles und die Alkmäoniden, an die Spitze der aufgeklärten, sozial und politisch fortschrittbereiten Elemente, aber nur, um wie Perikles auf dem Wege über die populare Politik zur Herrschaft emporzusteigen.

In den zwei ersten Jahrhunderten der Republik an führender Stelle, aber schon im 4. Jahrhundert v. Chr. langsam in den großen Ämterlisten zurücktretend, verschwindet mit dem Emporsteigen einer neuen, nicht patrizischen Nobilität das Geschlecht der Julier eine Zeit lang vollständig im Hintergrunde, bis in der Not des zweiten Punischen Krieges zum ersten Male wieder ein Julier, Sextus Julius Caesar[6]), im Jahre 208 als Prätor und als Kommandant der Trümmer der Cannensischen Legionen in Sizilien emportaucht. Mit dem Jahre 157 beginnt die Reihe der Konsuln, aber der Zweig, aus dem Caesar stammt, hat es in seinen unmittelbar vorhergehenden Gliedern, so scheint es, nicht höher als bis zur Prätur gebracht: sein Vater starb am Schlage kurz nach der Prätur[7]). Dieses Niedergehen in einer Zeit, wo ein neuer Adel des Besitzes und des Amts emporkommt, braucht nicht mit Notwendigkeit auf ein Nachlassen des Geschlechts zurückzugehen, es kann auch — und vielleicht deuten selbst in der veränderten späteren Stellung noch manche Überreste darauf hin — auf starres Festhalten und stolze Armut hinweisen, die sich nicht wie andere große Familien mit geschäftsmännischer Anpassungsfähigkeit der Zeit der beginnenden Großwirtschaft und des Kapitalismus einzufügen weiß. Es beginnt jedenfalls das neue und reißend schnelle Emporsteigen der engeren Familie Caesars mit dem Moment, wo sie, dem Zug der Zeit folgend, sich mit dem Glanz der jüngeren Nobilität und mit der neuen aus der Tiefe des Volkes und aus dem Dunkel des kleineren Mittelstandes emporgewachsenen Macht des Marius verbindet[8]).

Von Caesars Vater wissen wir fast nichts als die Tatsache seines frühen, schnellen Todes. Mehr hören wir von seiner Mutter, einer hochbedeutenden

Frau. Der Historiker Tacitus nennt sie in seinem literargeschichtlichen Werke neben der berühmten Cornelia, der Mutter der Gracchen[9]). Sie entstammte der reichen und hochangesehenen Familie der Aurelii Cottae, die der Nobilität angehörte, welche aus der Plebs, dem Neubürgertum, hervorgegangen war. Der Fürsprache dieser Familie hat Caesar seine Rettung in der Zeit der Sullanischen Proskriptionen zu verdanken. Von dem energischen und aufrechten Charakter dieser Frau zeugt das entschlossene Eingreifen in dem berühmten Ehebruchsskandal des jungen Clodius im Hause ihres Sohnes[10]), von dem innigen Verhältnis zwischen Sohn und Mutter und von ihrem regen Anteil an seinem politischen Ehrgeiz hat uns die Biographie bei Gelegenheit des großen Wahlkampfs um das Pontifikat einen schönen Zug aufbewahrt[11]). Sie hat Caesars erstes Konsulat und seine Erfolge in Gallien noch miterlebt, im Jahre 54, kurz vor dem Ausbruch des Konflikts ist sie gestorben. Ihr gebührt ein Hauptanteil an der sorgfältigen und ausgezeichneten Erziehung ihres Sohnes, wahrscheinlich auch an der Auswahl seiner Lehrer. Im Julischen Hause hat der gelehrte M. Antonius Gnipho seine ausgebreitete Lehrtätigkeit begonnen, eine auch wegen ihres vornehmen und liebenswürdigen Charakters hochgeachtete und beliebte Persönlichkeit[12]).

Wir kennen noch Jahr und Tag, an dem Caesar das Licht der Welt erblickt hat, es ist der 12. Quinctilis des Jahres 100 v. Chr. G., der Monat, der bis heute seinen Namen trägt[13]), im übrigen wissen wir von seiner Kindheit und ersten Jugend nur noch, daß er im 16. Lebensjahre den Vater verlor.

Früh knüpfen sich politische Beziehungen, vermittelt durch dynastische Ehebündnisse, durch die die alte Familie neuen Boden zu gewinnen suchte. Sie war in enge verwandtschaftliche Verbindung mit C. Marius getreten, dem rauhen Sohn einer unbekannten Familie des ländlichen Mittelstandes, der Hoffnung und zuletzt dem Haupt der Popularpartei. Marius hatte Julia, die Schwester von Caesars Vater, geheiratet, nachdem er durch Erlangung der Prätur als jüngstes Mitglied in den Kreis der neuen Nobilität eingetreten war.

Marius und Cinna haben in frühen Jahren ein Auge auf den heranwachsenden Knaben gehabt: ihm war von ihnen während ihrer Herrschaft das ehrwürdige, freilich längst vom Oberpontifikat in den Schatten gestellte Priestertum des Flamen Dialis zugedacht. Weitgehende Schlüsse freilich aus dieser Designation zu ziehen ist verfehlt: das Priestertum des Jupiter war an das Patriziat und seine strengsten Formen gebunden und es konnte ebensogut eine Auszeichnung wie eine ehrenvolle Kaltstellung sein: der Flamen Dialis war durch unverbrüchlich heiliges Zeremoniell an die Stadt gebunden, eine dauernde Abwesenheit für ihn, solange er im Amt war, ausgeschlossen, und damit das höchste Ziel politischen Ehrgeizes, die Statthalterschaft einer Provinz. Sehr fraglich also, ob Marius und Cinna von Haus aus weitergedacht haben als an die Besetzung des Priestertums mit dem Sohn einer hochadligen, allen Ansprüchen genügenden Familie ihres Parteikreises.

Folgenschwerer und aussichtsreicher war die verwandtschaftliche Verbindung mit dem Hause des Cinna, nach Marius' Tod des demokratischen Herrschers Roms. Caesar war ursprünglich verlobt mit Cossutia, einer reichen Erbin aus dem Ritterstand: das Vermögen aus der Hochfinanz sollte das verblaßte Wappenschild der stolzen Familie neu vergolden. Jetzt löst sich die Verlobung und Cornelia, die Tochter Cinnas reicht dem jungen sechzehnjährigen Caesar die Hand: Caesar tritt damit unmittelbar in die Familie der gegenwärtig herrschenden Dynastie ein. Aber schon war Cinnas Herrschaft im Wanken, es konnte dies Caesar und seiner Familie nicht unbekannt sein, und die erste Frucht der glänzenden Verbindung ist die erste schwere Verwicklung in Caesars Leben.

Cinnas Regiment bricht bei der drohenden Rückkehr Sullas reißend schnell zusammen. Der siegreiche Sulla, gleichgültig gegen den jungen Knaben, begnügt sich die Scheidung von der Tochter aus dem verfehmten Hause zu fordern. Andere, Pompeius haben der gleichen Forderung auf den ersten Wink des Gewaltigen gehorcht: Pompeius Magnus, der ruhmgekrönte junge General des Sulla, hat schweren Herzens, aber ohne Widerrede der geliebten Gattin den Scheidebrief geschickt. Caesar weigert sich, er verliert Mitgift, Erbe[14]), Priestertum, sein eigenes Leben steht auf dem Spiel, krank, gehetzt verbirgt er sich von Ort zu Ort, aber er gibt nicht nach. Endlich gelingt es den Bitten der mächtigen mütterlichen Verwandtschaft, den Diktator halb widerwillig zur Begnadigung zu bewegen. Er gibt dem Drängen nach, aber er hat erkannt, was hinter der nachlässigen Eleganz des jungen Menschen schlummert: «Gut, nehmt ihn, aber in ihm steckt mehr als ein Marius». Man hat, wohl mit Unrecht, politische Motive für Caesars kühnes Trotzbieten gesucht. Aber Cinna war nicht populär, weder bei Heer noch Volk. Seine eigenen meuternden Soldaten haben ihn erschlagen. Und Caesar hat stets an Marius, nicht an Cinna angeknüpft. Sein Name war das Opfer nicht wert. Das Motiv war vielmehr rein menschlich, die Liebe zu seiner ersten jungen Gattin, die sich auch auf die Tochter Julia übertragen hat, und ein ritterlicher Stolz, wie wir überhaupt bei Caesar die hinreißenden, echt menschlichen Seiten nie vergessen dürfen. Beides allein erklärt auch das Nachgeben des unbeugsamen Sulla, von einem politischen Trick des zukünftigen Demokratenführers hätte er sich nie düpieren lassen. Aber es war Caesars erste Probe und sein erster Sieg. Schon damals hat er den stolzen Wahlspruch bewährt, dem er bis zum Tode treu geblieben ist: «das Leben ist der Güter höchstes nicht»[15]).

Damit beginnen seine Lehrjahre und eine ganz andere Erziehung des Lebens, als sie Schule und Erziehung in geordneten, trägen Friedensjahren zu geben vermögen, aber freilich wohl von keinem seiner Zeit mit so heißem, hingebendem Eifer ausgenutzt, wie von diesem jungen Sproß der Julischen Familie.

In Rom war jetzt Caesars Bleiben nicht mehr. Er folgt im Jahre 81

dem Proprätor M. Minucius Thermus, dem Nachfolger des Sullanischen Legaten Murena nach Asien. Die Provinz befindet sich noch in Gärung, es glimmen noch die letzten Reste der Mithridatischen Erhebung weiter. Mytilene, das durch die Auslieferung des Römischen Oberstkommandierenden, M.' Aquilius, das Signal zum allgemeinen Abfall gegeben hatte, war noch im Aufstand. Thermus beschließt, die Rebellenstadt zur Unterwerfung zu zwingen. Schon hier tritt der junge Caesar hervor. Er wird in militärisch-diplomatischer Mission zu Nikomedes von Bithynien geschickt, um seine Flotte zum Auslaufen und zur Unterstützung der Operationen zu veranlassen. Der Auftrag erinnert uns — in kleinerem Stil — an die Mission, die den Anfang der Laufbahn des Lucullus bildet. Als junger Diplomat in das üppige Leben am Hofe verstrickt, hat Caesar schnell Geschmack daran gefunden. Das Still-Liegen während der langwierigen, methodisch betriebenen Belagerung sagte ihm wenig zu, und ein paar Tage nach der Rückkehr von seiner Mission eilte er unter einem fadenscheinigen Vorwand mit Urlaub in die glänzende Hauptstadt des verbündeten Herrschers zurück. Seinen Feinden hat dieser Aufenthalt an dem lasterhaften Hof den Anlaß zu bösartigstem Klatsch über Beziehungen intimer Art zu Nikomedes gegeben. Das Gerücht tritt mit großer Einheitlichkeit und Bestimmtheit auf und scheint allgemein geglaubt worden zu sein. Es ist nicht unsere Aufgabe, diesem Schmutz näher nachzuspüren: sicher ist, daß Caesar in dem Pfuhl nicht unterging. Bald wieder auf dem Posten hat er sich, wie als Diplomat so als Soldat, in seinem ersten Feldzug ausgezeichnet: er hat beim Sturm auf Mytilene, der endlich im folgenden Jahre den zähen Widerstand der aufständischen Stadt brach, sich im Handgemenge die Bürgerkrone erstritten, den Eichenkranz für die ehrenvolle Rettung eines Römischen Bürgers aus Todesnot.

Caesar war keine derbe, herkulische Figur wie Marius. Schon in früher Jugend hat er, der Sohn einer uralten, rassigen Familie, in der ein früher Tod eine häufige Erscheinung war, gekränkelt, und wahrscheinlich wiederholt: vielleicht war das mit ein Grund, weshalb er für die geistliche Laufbahn des Patriziats ausersehen war. Aber durch unermüdliches Training hat er seinen schlanken, hageren Körper auf das vollkommenste durchgebildet. Er war ein berühmter, verwegener Fechter, ein ausgezeichneter Reiter, und seine Schwimmkunst hat noch in den mörderischen Kämpfen um Alexandria dem alternden Manne das Leben gerettet. In seiner zähen Konstitution und in seiner Seele lebte jene Spannkraft, wie wir sie nur in der aufs höchste gesteigerten Elastizität und Impulsivität rassiger Naturen finden. Aufs engste hängen damit die Erscheinungen des Nachlassens und die schweren Rückschläge zusammen, Ohnmachts- und Schwächeanfälle, die namentlich im späteren Alter nicht selten eintraten und die Umgebung an die Erscheinungen der Epilepsie erinnerten. Diese ungeheuren Spannungen begegnen oft bei Naturen von konzentrierter Energie des Geistes und des Körpers, selbst die eiserne Konstitution von

Bismarck war von ähnlichen Störungen nicht frei, und die echt soldatische Natur von Benedek, einem der größten Korpsführer aller Zeiten, zeigt die Extreme unmittelbar nebeneinander[16]). Aber noch heute werden — selbst von Fachmännern — die Erscheinungen der Nervosität der Kraft und der Nervosität der Schwäche nicht immer auseinandergehalten.

Bis zum Jahre 78 blieb Caesar in Asien, wo er sich P. Servilius Isauricus und seiner gegen die Kilikischen Piraten aufgebotenen Flotte anschloß. Aber der Tod Sullas rief ihn nach Rom zurück.

Hier hatten, unmittelbar nachdem Sulla die Augen geschlossen hatte, die Wirren von neuem begonnen. Spanien war bereits im Aufstande, im Namen der Demokratie hatte Sertorius von den Spanischen Provinzen Besitz ergriffen. In Rom war der eine Konsul, M. Ämilius Lepidus, ursprünglich Sullaner, aber wegen schamloser Erpressungen mit einem Skandalprozeß bedroht, ins Lager der Opposition übergegangen — eine häufige Erscheinung und bezeichnend für diese Nobilität, die nur an sich denkt, über Staat, Staatswohl und Parteien sich mit dem gleichen Egoismus hinwegsetzt und alles ihren eigenen, selbstsüchtigen Interessen opfert. In Italien war durch Sullas Schreckensregiment ein gewaltiger Zündstoff angesammelt. Furchtbar hatten die Proskriptionen unter der Opposition aufgeräumt. Konfiskationen und Landanweisungen an die Armee hatten eine ungeheure soziale Umwälzung im Gefolge gehabt: aus ganzen Städten, wie Faesulae in Etrurien, war die Bevölkerung ausgetrieben und dem Elend preisgegeben, um so verzweifelter, je fester sie sich in ihrem wohlerworbenen und ererbten Besitz gefühlt hatte. Die Reaktion aber, die senatorische Ordnungspartei, war schwächlich, von Sonderinteressen zerspalten, ohne anerkannten Führer. So begann zuerst auf dem legislativen Wege der Ansturm gegen die Sullanische Verfassung. Bald brach die offene Empörung in Etrurien aus, und der Konsul Lepidus schloß sich ihr mit seinen Truppen an. Im Jahre 77 entbrannte der Bürgerkrieg. Caesar war mitten in diese Gärung hineingekommen. Der junge L. Cinna nahm an der Bewegung teil: Caesar hat sie und die Person ihres Führers kein Vertrauen eingeflößt, er hielt sich vorsichtig zurück. Und mit Recht. In kurzem war die Insurrektion in Italien niedergeworfen, Lepidus' Heere von den Feldherren des Senats, dem Konsul Catulus und dem jungen Pompeius geschlagen, Lepidus starb gebrochen in Sardinien. Die Reaktion hatte gesiegt. Aber um teuren Preis: Pompeius liquidierte die Rechnung, indem er sich das prokonsularische Kommando in Spanien gegen Sertorius vom Senat ertrotzte, ohne auch nur das erste Amt der streng vorgeschriebenen Ämterreihe bekleidet zu haben. Die Schranken des Gesetzes brachen vor der Macht des Schwertes zusammen. Es war der erste Ansatz zu einer neuen Monarchie.

Caesar hatte sich vorsichtig zurückgehalten, aber er war nichts weniger als gewillt, sich in die Restauration der brüchigen Senatsherrschaft zu fügen.

Er begann seine politische Tätigkeit auf dem gewöhnlichen Wege der Opposition, auf dem Gebiete des politischen Prozesses. Und Nobilität und Restauration gaben sich Blößen genug. Die Gerichte, die die Gracchische Reform der Ritterschaft in die Hände gegeben hatte, waren wieder dem Senat und der Nobilität zurückgegeben, und — vor einer Verurteilung durch die Standesgenossen so gut wie sicher — hatten die hohen Standesherren wieder ihre furchtbare Raub- und Mißwirtschaft in den Provinzen mit erneutem Hunger aufgenommen. Der junge Caesar eröffnete den Angriff gegen die Korruption der senatorischen Partei gleich in großem Stil. Sein erster Prozeß, in dem er gegen einen der höchsten Beamten, Cn. Cornelius Dolabella, Prokonsul von Macedonien, auftrat, reihte ihn, obgleich selbstverständlich vor dem senatorischen Gericht erfolglos, mit einem Schlage den ersten politischen Sachwaltern Roms ein[17]). Die berühmten Plaidoyers des sensationellen Prozesses, als Broschüre herausgegeben, waren der Zeit des Gellius noch bekannt[18]). Ein interessantes Bild von einem solchen Monstreprozeß geben uns Ciceros Reden gegen Verres, und Caesar, der große Vertreter der Opposition gegen die überlebte Nobilitätsherrschaft, wird seine programmatischen Ideen über die Mißwirtschaft der herrschenden Partei wohl mit noch größerem Nachdruck als der geniale und pikante Schilderer Cicero zu entwickeln gewußt haben. Noch unmittelbareren Erfolg hatte die Klage gegen Antonius, den späteren Kollegen Ciceros im Konsulat: die Verurteilung schien ihm sicher, und nur durch ein in einem solchen Falle unerhörtes Mittel, durch Anrufung der tribunizischen Interzession vermochte Antonius sich dem Prozeß zu entziehen: sechs Jahre später wurde er, als ein anderer Wind wehte, auf Grund dieses Skandals aus dem Senat gestoßen[19]).

Caesar hatte damit seinen Ruf begründet und dies ohne in revolutionären Kampf mit der herrschenden Ordnung zu treten. Mehr war einstweilen nicht zu erreichen. Der kommende Mann war Pompeius.

So ging Caesar im Jahre 74 etwa wieder nach dem Osten, um bei Molon, dem Haupt der angesehenen Rhodischen Schule, seine rednerischen Studien fortzusetzen.

Auf der Reise traf ihn ein böses Mißgeschick: er fiel, nahe vor Milet, einem Kaper der Kilikischen Seeräuber, die unter den Augen der schlaffen Römischen Regierungsorgane alle Meere unsicher machten, in die Hände. Aber schon hier offenbarte sich die Spannkraft, die er Zeit seines Lebens in den verzweifeltsten Lagen zu bewähren gewußt hat. Durch den Zauber seiner Persönlichkeit wußte er den rohen Piraten zu imponieren, zugleich sie durch Scherz und Nonchalance in Sicherheit zu wiegen und so die mehr als vierzigtägige Gefangenschaft sich einigermaßen leidlich zu gestalten. Kaum freigekauft und entlassen, rafft er in Milet Schiffe und Mannschaften zusammen, verfolgt und überrascht die sorglosen Piraten auf einer nahen Insel und zwingt sie sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Schiffe und Mannschaften gab

es genug in Milet[20]), echt Caesarisch ist die blitzschnelle Organisation der Strafexpedition und die stürmische Initiative, die er, eben erst aus der zermürbenden Gefangenschaft befreit, entfaltet hat, es ist der neuesten Kritik der Versuch vorbehalten geblieben, diese bemerkenswerte Episode in das Reich der Anekdote zu verweisen[21]).

Dann hat Caesar, aber nicht lange, seinen rhetorischen Studien bei Molon obgelegen. Denn zum dritten Male war im Winter 75 auf 74 der Krieg mit Mithridates entbrannt. Schon drohten neue Abfälle in der Provinz. Die unruhigen Pisider, Kilikier und Isaurier standen unter den Waffen. Caesar eilte von Rhodus hinüber, organisierte auf eigene Faust und ohne Auftrag die Milizen. Wenn es auch zu ernsten Kämpfen nicht kam, es war wieder eine Probe und Schule für sein Organisationstalent und seine Energie. Fast bewunderungswürdiger als seine unvergleichlichen Feldzüge mit wohlgeschulten Armeen sind vielleicht die glänzenden Improvisationen und Diversionen, wie er sie später in größerem Stil und unerhörter Raschheit mit schnell zusammengerafften Neuformationen aus Milizen der Provinz und verbündeter Landschaften organisiert und durchgeführt hat.

Sein Hauptaugenmerk war auf Rom gerichtet. Als im Jahre 73 die Nachricht eintraf, daß er an Stelle seines mütterlichen Oheims C. Aurelius Cotta in das Kollegium der Hauptpriesterschaft des Staates, der Pontifices, gewählt war, eilte er sofort in die Heimat zurück. Es galt auf der ersten Staffel, die sich dem jungen Aristokraten bot, in die öffentliche Laufbahn einzutreten.

Schon jetzt beginnt seine planmäßige Agitation, gestützt auf eine glänzende, fürstliche Repräsentation. Er fühlt sich als Erbe der demokratischen oder besser der volksfreundlichen Tradition. Die Massen in Rom, schon längst gewohnt ihren Unterhalt zum großen Teil in den öffentlichen und privaten Riesenschenkungen zu suchen, wurden durch verschwenderische Getreidespenden, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgingen, gewonnen. Der wirkliche Notstand, den die Mißwirtschaft der Regierung, die Unsicherheit des Seetransports, die allgemeine Teuerung verursacht hatten, taten das ihre, um die Popularität der Spenden zu erhöhen, und der Zauber einer Persönlichkeit, die nicht nur für ihren eigenen engen Ehrgeiz, sondern für große Ziele arbeitete, hob sie weit über das Niveau der üblichen Gunstbuhlerei hinaus. Zugleich knüpften sich die Beziehungen mit der großen Welt und ihren führenden Persönlichkeiten. Caesar entfaltete eine unermüdliche Tätigkeit als Anwalt und Patron, eine bestrickende, hinreißende Liebenswürdigkeit bei Vornehm und Gering, er machte ohne Rücksicht auf sein zusammengeschmolzenes Vermögen ein großes Haus, durch seinen glänzenden Luxus, seinen feinen Geschmack und sein gewinnendes, unwiderstehliches Wesen wurde es bald zu einem Mittelpunkt der ersten Gesellschaft. Man konnte ihm trotz seiner oppositionellen politischen Stellung nicht gram sein, und seine leichtlebige

Eleganz täuschte auch ernstere Beobachter über seine tieferen Pläne hinweg[22]). Bei der Frauenwelt stand er in hoher Gunst und man erzählte sich jetzt und später viel von seinen Erfolgen bei den glänzendsten Damen Roms[23]). Er lebte und genoß das Leben, aber er war — ähnlich wie der tolle Bismarck — besser als sein Ruf. Immer sein hohes Ziel vor Augen hielt er auch im Taumel des Genusses Maß — das zeigt seine unverwüstliche Spannkraft in den Jahren, wo andere längst abzunehmen beginnen — und selbst der tugendstolze Cato mußte zugeben, daß sein großer Gegner in dem Punkte, wo er selber sich am schwächsten fühlte — Cato war bekannt wegen seiner manchmal peinliches Aufsehen erregenden Neigung zu einem guten Trunk — von einer seltenen Mäßigkeit war. Äußerlich aber unterschied sich sein Auftreten wenig von dem der übrigen vornehmen Streber, außer durch die grandiose Proportion seines Aufwands. Man rechnete: mit seinem Vermögen werde in Kürze auch sein Einfluß ruiniert sein. Anders die hohe Finanz: seine Popularität erweiterte gewaltig seinen Kredit, die Börse zeigte auch hier ihr sicheres Gefühl für falsche und für echte Werte.

Der erste bescheidene Erfolg war die Wahl durchs Volk zum Militär-Tribunen, mit der Anwartschaft auf ein Kommando innerhalb einer Legion. Aber er ist nicht zum Heere abgegangen, die Aussicht unter den Feldherren des Senats, Pompeius oder Lucullus zu fechten, bot ihm nichts Verlockendes.

Im übrigen hören wir aus den ersten Jahren nichts Entscheidendes. So kam sein dreißigstes Jahr heran.

Für Rom bedeutete das Jahr 70 einen Wendepunkt. Bis dahin hatte die Sullanische Restauration und das gewaltsam wieder hergestellte Senatsregiment, brüchig, wie es war, geherrscht.

Im Jahre 70 aber hatte Pompeius nach seiner siegreichen Rückkehr aus Spanien im Bunde mit Crassus und der Popularpartei gegen Herkommen und Gesetz an der Spitze des Heeres sich das Konsulat ertrotzt. Damit war die Entfremdung zwischen ihm und dem Senat besiegelt, tiefes Mißtrauen herrschte bei der Legitimistenpartei gegen die Machtansprüche der militärischen Gewalt.

Pompeius' Stütze gegen den Senat und bald auch gegen Crassus bildeten Heer und Volk. Sein Konsulat legte die erste große Bresche in die restaurierte Senatsherrschaft. Durch zwei einschneidende Reformen wird ihre Macht gebrochen und an die Traditionen der Gracchen und der vorsullanischen Epoche angeknüpft.

Sulla hatte das Tribunat, die große revolutionäre Volksmagistratur, seiner politischen Macht beraubt, ihm die Interzession in den Hauptangelegenheiten entzogen und die Tribunen von der weiteren Ämterlaufbahn ausgeschlossen.

Diese zweite Beschränkung war bereits im Jahre 75 auf Antrag des Konsuls C. Aurelius Cotta aufgehoben worden — hier wie auch sonst

finden wir die mütterliche Verwandtschaft Caesars in Opposition gegen die extreme Reaktion und auf der Seite eines gemäßigten reformatorischen Vorgehens.

Es folgten immer erneute Versuche seitens der Volkspartei zu einer vollständigen Wiederherstellung des Tribunats. Caesar hat sie eifrig unterstützt. Eine Heilung des Staatslebens durch diese revolutionäre Magistratur war nicht zu erwarten, aber sie war die Hauptwaffe für den Kampf gegen die Allmacht des Senats.

Jetzt lieh Pompeius der Demokratie seine Hilfe, und durch das Pompeisch-Licinische Gesetz wurde die tribunizische Gewalt in ihrem vollen Umfang wiederhergestellt. Es war zunächst für Pompeius ein ungeheurer Erfolg: seit dieser Zeit datiert sein Bündnis mit dem Volk und mit dem Tribunat. Aber auf die Dauer konnte für ihn und seine unselbständige, im Grunde tief legitimistische Natur das Bündnis mit den revolutionären Gewalten nicht bestehen, und die Waffe, die er für sich und seine Pläne geschmiedet hatte, wandte sich immer mehr und mehr gegen ihn.

Die zweite Reform entzog dem Senat aufs neue die ihm von Sulla zurückgegebene Gerichtsbarkeit. Die senatorische Partei hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Willkür und Erpressungen der Statthalter wüteten in den Provinzen ärger als zuvor. Die senatorischen Gerichte sprachen fast in jedem Falle auch bei schamlosestem Gebahren die Beklagten frei. Der Skandal hatte mit Verres und dem gegen ihn beginnenden Monstreprozeß seinen Höhepunkt erreicht. Auch ehrenwerte Männer der regierenden Partei, wie Q. Lutatius Catulus, konnten ihre Augen vor der herrschenden Korruption nicht verschließen. Unter dem Konsulat des Pompeius hat der Prätor L. Aurelius Cotta, wieder ein naher Verwandter Caesars, dem Senat die Gerichte entzogen und die gemischte Gerichtsverfassung durch das Aurelische Gesetz eingeführt: die Gerichte setzten sich von nun an zusammen aus den drei Ständen der Senatoren, Ritter und Ärartribunen, die hohe Finanz und die Bourgeoisie trat neben die Nobilität.

Caesar ist bis jetzt in den großen Fragen der inneren Politik wenig hervorgetreten. Weit entfernt, sich auf ein radikales oder gar revolutionäres Programm festzulegen, hat er Hand in Hand mit dem gemäßigten konservativen Flügel und der Volkspartei an einer langsamen Verbesserung der Verfassung gearbeitet, zunächst an der Aufhebung der ultrareaktionären Teile der Sullanischen Gesetzgebung. Daneben hat er im politischen Prozeß kühn und ohne Rücksicht auf Person und Macht die Schäden der herrschenden Korruption aufgedeckt und bekämpft, lange vor Ciceros Prozeßreden gegen Verres ist er mit seinen epochemachenden Plaidoyers auf den Plan getreten. Die Mißwirtschaft der Reaktion und ihre echt reaktionäre, gehässige Verfolgung hatte ihrerseits und von selbst die durch die Greuel der Marianisch-Cinnanischen Revolution stark erschütterte Popularität des Marius bereits wieder

allmählich zu neuem Leben erweckt. Die Demokratie und die Popularpartei hatte durch die Reformen des Pompeischen Konsulats wieder Kraft und Atem schöpfen können.

So beginnt jetzt die nach der Wiederherstellung des Tribunats neu erstarkte Volkspartei eine immer radikalere Agitation. Die gemäßigten Elemente fangen an, sich zurückzuziehen, die Demagogie erhebt immer kühner und drohender ihr Haupt. Es drängen sich ihr Führer aus den verschiedensten Kreisen zu — derselbe skrupellose Gesinnungs- und Parteiwechsel wie im Athen des ausgehenden 5. Jahrhunderts läßt sich auch hier beobachten.

Wie hat sich Caesar in diesen Wirren verhalten? Es ist dies die dunkelste Periode seiner Politik, nach hüben und drüben einseitig beurteilt und noch immer ungeklärt. Die jetzt am meisten verbreitete Ansicht macht ihn für diese Zeit zum radikalen Demokraten, aber schon der Ausdruck ist schief und die Beurteilung der gesamten inneren Politik dieser Zeit, in erster Linie der anarchischen Bewegung, in ein falsches Licht gerückt.

Zu einer ganz anderen Ansicht ist Ferrero über die ersten politischen Anfänge Caesars gelangt. Nach seiner Auffassung ist der junge Caesar, beeinflußt von den literarischen und politischen Anschauungen seiner Zeit ursprünglich der Vertreter eines gemäßigten Konstitutionalismus auf konservativer, republikanischer Grundlage, sein Ideal die Versöhnung und Verschmelzung des aristokratischen und demokratischen Prinzips zu einer kraftvollen, aus beiden Elementen gemischten, d. h. konstitutionellen Republik. Erst durch den Zwang der Not und erst nach Jahren wäre Caesar in das Lager der Demokratie hinübergedrängt worden[24]).

Richtig ist: in dieser Zeit der Renaissance des klassischen Griechentums, der Rückkehr zu den antiken Mustern in Literatur, Philosophie und Kunst, der Periode des beginnenden Attizismus regt sich ein Geist rückwärtsschauender, weltfremder Romantik, der auch den Staat nach den klassischen Mustern gestalten will und sein Ideal in den alten kleinen Stadtrepubliken, der Demokratie Athens und der Oligarchie Spartas, oder in Aristotelischem Sinne in ihrer Mischung sah. Schon Aristoteles war einer der Mitbegründer dieser unfruchtbaren antiquarischen Betrachtungsweise gewesen: in der Zeit der Erhebung der Monarchie und des antiken Großstaats hat er — in den alten Geleisen — über die beste Einrichtung der kleinen städtischen Republiken geforscht, gesonnen und gelehrt, ohne der Erkenntnis Rechnung zu tragen, daß ihre Zeit unwiederbringlich vorbei und daß sie im Begriff waren unaufhaltsam von souveränen Staaten zu blossen städtischen Kommunen herabzusinken.

In nicht wenigen unpolitischen Köpfen spukte dieser romantische Doktrinarismus: Cicero ist stark von ihm beeinflußt, aber auch er hat niemals im Ernst an eine konstitutionelle Demokratie gedacht, sein Ideal war eine maßvolle Senatsherrschaft. Volksmann ist er nur geworden, um auf diesem

Wege zur Nobilität emporzusteigen. Noch viel weniger konnte ein Mann wie Caesar, der die Brüchigkeit des alten Senatsregiments von vornherein erkannt und unerbittlich bekämpft hatte, sich für eine solche unreife romantische Idee begeistern.

Die Demokratie war in Rom unmöglich und für das damalige Rom noch viel unmöglicher, als für das Rom der Gracchen, die bereits an diesem unlösbaren Problem und dem Versuch, auf der Römischen Demokratie und der zu ihrer Vertretung bestimmten Magistratur, dem Tribunat, eine demokratische Republik mit dem ersten Tribunen als Präsidenten an der Spitze aufzubauen, zugrunde gegangen waren.

Denn die Römische Demokratie und ihr Organ, die Volksversammlung, basiert durchaus auf der Stadtverfassung. Rom aber hatte längst den Rahmen des Stadtstaates gesprengt. Hunderttausende von Römischen Bürgern waren über ganz Italien verteilt. Ihren vorläufigen Abschluß hatte diese Entwickelung mit dem Bundesgenossenkrieg und der Aufnahme der sämtlichen Italischen Bundesgenossen in das Römische Bürgerrecht gefunden[25]).

Damit war praktisch die Ausübung ihres Bürgerrechts und ihrer Souveränität für die ungeheure Mehrzahl der Römischen Bürger zur Unmöglichkeit geworden. Die in den entfernteren Gebieten wohnenden Stimmberechtigten konnten nicht zu jeder Volksversammlung nach Rom kommen, und gerade die besten, gesundesten Elemente, der kleine ansässige Bauern- und Bürgerstand Italiens, waren in Wirklichkeit von der Ausübung ihres Rechts ausgeschlossen. Das Volk der Hauptstadt und das arme Gesindel, das die lockenden Spenden und Wahlgelder der Kandidaten nach Rom zogen, war zum Repräsentanten des Römischen Volks geworden. Welchen gewaltigen Umfang das Proletariat in der Hauptstadt dank dieser sozialen Mißwirtschaft von Staat und Privaten angenommen hatte, zeigen die Zahlen, die wir aus dem Ende der Republik kennen: es gab damals 320 000 Mann, für deren Unterhalt der Staat durch unentgeltliche Getreidespenden sorgte und noch bei der strengen Reduktion, die Caesar durchführte, blieben volle 150 000 Unterstützungsbedürftige übrig[26]) — eine unfruchtbare, ungeheure Verschwendung, die zugleich den Staatsschatz dauernd ruinierte. Und dieses Proletariat bildete die Masse der Abstimmenden: es war eine Oligarchie der Ochlokratie, eine Pöbelherrschaft wie in den schlimmsten Zeiten von Frankreich und Paris. Aber diese Oligarchie des Pöbels verstand sich, solange sie nicht von meuternden Tribunen aufgehetzt wurde, sehr gut mit ihrer vornehmen Genossin, der Oligarchie der Nobilität: die verschwenderische Agitation der vornehmen Kandidaten bildete die Haupterwerbsquelle des hungrigen Proletariats. Es war eine furchtbare Korruption und ihr Herd Sitz und Mittelpunkt des gewaltigen Römischen Reiches.

Nur in einzelnen entscheidenden Momenten, bei großen Wahlen und großen Gesetzentwürfen, die allgemeines Interesse erweckten, und auch da nur mit äußerster Anstrengung war es möglich, größere Scharen aus Italien

heranzuziehen, ihre Stimmen und ihr Geld aufzubieten und etwas halbwegs einer wirklichen Volksabstimmung Entsprechendes zuwege zu bringen[27]): ähnlich dem modernen Plebiszit, doch unendlich unvollkommener, weil die Abstimmung nicht in den einzelnen Distrikten und an Ort und Stelle sich vollzog. Der Erfolg solcher Ausnahmeaktionen war ein ähnlicher wie heute: durch sie konnte ein dauernder Vertreter des Volkes für kürzere oder längere Zeit, in gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Formen mit einer mehr oder weniger monarchischen Gewalt ausgestattet werden, wie die Gracchen als herrschende Tribunen oder als Häupter einer kleinen, mit außerordentlicher Machtvollkommenheit bekleideten Kommission[28]) oder wie Pompeius als Inhaber eines uneingeschränkten prokonsularischen Imperiums und später als allmächtiger Präsident der Republik[29]). Es war der Übergang zur Monarchie und die Monarchie die einzige Form, in der der Volkswille gegenüber der doppelten Oligarchie von Pöbel und Aristokratie sich dauernd durchsetzen konnte.

Dem antiken Stadtstaat fehlte, als er sich zum Großstaat auswuchs, das Prinzip der Volksrepräsentation, das Parlament als oberste Vertretung der Volkssouveränität. Die Idee eines Parlaments hat in der antiken Republik, deren Bürger die Regierung des Staats unmittelbar in der Hand zu halten gewohnt waren und in jeder Vertretung — nicht ganz mit Unrecht — eine Oligarchie, eine Bevormundung durch eine herrschende Klasse von Berufspolitikern sahen, keinen Boden gewinnen können, gänzlich fremd war sie ihr keineswegs, und in aufgeklärten, denkenden politischen Kreisen hat man, schon in den Parteikämpfen Athens, ähnliche Gebilde erwogen und geplant. Aber die Idee hat im Volke und daher in der Wirklichkeit keine Wurzel fassen können, so leicht auch z. B. aus dem Rate der Fünfhundert in Athen eine souveräne Volksvertretung werden konnte. Fruchtbarer hat sich die schwerfälligere Form des Bundesstaates und der Bundesrepublik erwiesen. Rom aber hat sich ihr gegenüber stets abweisend verhalten, und der Ausgang des Bundesgenossenkrieges hat dem letzten großen Versuch des Italischen Partikularismus, auf diesem Wege sich in der werdenden großen Italischen Nation seine Sonderstellung und sein Recht zu sichern, das Grab gegraben.

Die einzige Repräsentation, die vorhanden war, war der Senat, aber er war die Repräsentation einer enggeschlossenen Oligarchie, der Nobilität. Die wenigen bürgerlichen Elemente, die auf dem Wege über die Magistratur in den alten Kreis eindrangen, gingen — selbst noch in der Kaiserzeit — in kurzem in den stolzen Traditionen dieser hohen Aristokratie auf: eine ähnliche Erscheinung, wie sie im kleinen im modernen Staate die aus den verschiedensten Kreisen sich ergänzende und doch immer wieder erstarrende Juristenkaste zeigt. Dieser einzigen geschlossenen Körperschaft ist daher mit Naturnotwendigkeit zugleich mit dem Wachsen des Römischen Staates die Führung zugefallen. Die Entwicklung beginnt früh, und seit dem Hannibalischen Kriege bis zu den Gracchen herrscht unumstritten der Senat. Auch

die Gracchische Reform hat ihm die Herrschaft nicht entreißen können: die Reaktion hat über das revolutionäre Tribunat gesiegt und nur die — freilich schwer lastende — Einschränkung durch die Ritterschaftsgerichte, die Kontrolle der senatorischen Statthalter und Beamten durch die in die Hand des Besitzes und der Geldaristokratie gelegte Justiz blieb bestehen. Seit Sulla war auch diese Einschränkung gefallen, die Rechte des Senats durch die Reaktion in verstärktem und verschärftem Maße wiederhergestellt.

Die Schwerkraft der Verhältnisse hatte den Senat zur anerkannten Vertretung des Römischen Volkes gemacht, aber es war in erster Linie die Schwerkraft der äußeren Verhältnisse. Nicht der Senat und die führende Nobilität allein, sondern die unverwüstliche Kraft des Römischen und Latinischen Bauernstandes und seiner Heere hatte die Römische Herrschaft gerettet und weitergetragen. Das Volk hatte ein Recht auf Anteil an Regierung und Erfolg[30]), aber je mehr die Volksversammlung zur Abstimmungsmaschine in der Hand der Nobilität und der hauptstädtischen Agitatoren wurde, umsomehr verlor die durch ganz Italien verteilte Römische Bürgerschaft das einzige legitime Mittel, ihre Rechte und ihre Wünsche geltend zu machen. So fiel dem Senat, weniger beschränkt als von Zeit zu Zeit gestört durch die turbulenten Volksversammlungen der Hauptstadt, die tatsächliche Herrschaft und die Aufgabe eines Parlamentes der Nation zu. Diese Aufgabe und ihre Pflichten hat das hohe Haus verkannt und das ist seine Schuld. Der Repräsentant eines eng geschlossenen Standes, hat der Senat alle Vorteile der Herrschaft an sich gerissen und rücksichtslos ausgebeutet. Die Provinzen, ihre ungeheuren Einkünfte, soweit sie nicht dem Staatsschatze zuflossen, betrachtete er als sein Eigentum, in dem seine Vertreter mit souveräner Willkür schalten und walten durften. Das mit dem Blut der Römischen Bauern errungene neue Gemeindeland ging durch Okkupation in den Besitz der herrschenden Familien und der Reichen über — das Land, das zur Vergrößerung und zur Erhaltung eines gesunden Bauernstandes die Grundlage und Vorbedingung war. Statt dessen wurde der durch die Verwüstungen des zweiten Punischen Krieges und durch die ewigen Feldzüge schwer mitgenommene Bauernstand von seiner Scholle verdrängt, die verarmte bäuerliche Bevölkerung durch das Kapital ausgekauft, das Land verödet, an Stelle des Ackerbaues drang mit der Latifundienwirtschaft die Viehzucht vor und der freie Bauer wurde durch Sklavenherden ersetzt. Das Volk war enterbt und enterbt zum Dank für seinen Waffendienst und seine Opfer an Gut und Blut.

Kein Wunder, daß erst Gärung, dann ungeheure Rückschläge die Folge waren. Nicht nur im Volk, sondern auch innerhalb der einsichtigen Nobilität regte sich die Opposition gegen diese frevelhafte, sinnlose Raubwirtschaft, doch sie wurde nicht gehört und überstimmt von der harten, egoistischen Mehrheit des herrschenden Standes. Aber der Fehlschlag der Gracchischen Revolution zeigte, daß die Demokratie des Stadtstaates nicht mehr lebens-

fähig und längst keine wirkliche Vertretung der Nation und ihrer Bedürfnisse war. Der Versuch, die hauptstädtischen Massen durch soziale Fürsorge in großem Maßstab für das Interesse der Nation und für ihren Anwalt C. Gracchus zu gewinnen, hatte nur zu dem verhängnisvollen System der Staatsfürsorge für den Unterhalt des Proletariats geführt und dem Senat den Weg gezeigt, wie er mit Hilfe derselben Massen seine Herrschaft neu befestigen konnte. Beide Reformatoren fielen im Straßenkampf der Hauptstadt.

Die Römische Nation hatte keine Vertretung ihres Volkswillens. Die städtische Volksversammlung wurde immer mehr zur Farce, zur käuflichen Wahlmaschine für die großen Dynastengeschlechter und zum Spielball in der Hand ehrgeiziger und skrupelloser Demagogen. Zwischen beiden Extremen schwankt die Geschichte der städtischen Volksversammlung der letzten Jahrzehnte der Republik hin und her. Und selbst das Tribunat, die außerordentliche Magistratur des Volks, versagt: es konnte mit seiner Interzession ebensogut eine Waffe radikaler Demagogie wie senatorischer Obstruktion gegen jeden Versuch einer Reform werden.

Ein Erfolg war hier nur auf dem Wege der demagogischen Agitation oder des Geldes möglich, und das einzige Mittel, den Willen des gesamten Volkes zur Geltung zu bringen, war seine Konzentration auf eine führende Persönlichkeit bei einer Wahl großen Stils, d. h. eine zeitweilige oder dauernde populare Monarchie.

Daher gab es zu Caesars Zeit eine demokratische Partei und ein Regiment des Römischen Volkes nur in dem Hirn romantischer Schwarmgeister und in dem dumpfen Traditionsglauben der Menge. Die Demokratie bedeutete jetzt die Herrschaft der Stadt und ihres Pöbels, und zu erlangen war sie nur durch die Entfesselung dieser Massen und ihrer egoistischen Instinkte. Auch für die radikalen Politiker war sie, mit Ausnahme von einigen idealistischen Schwärmern, nur das Sprungbrett zur Gewaltherrschaft, zur Monarchie. Wohl aber gab es eine sehr ernsthafte Volkspartei, die jedoch nur zu oft von dem einzigen Organ, der städtischen Volksversammlung, im Stich gelassen wurde. Auch das Ziel dieser Partei und ihrer Führer, zu dem schon die Gracchen gedrängt wurden, war eine mehr oder weniger verhüllte Volksmonarchie, in freilich sehr verschiedenen Formen denkbar und gedacht. Ihr Programm aber war allerdings nur in wenigen Köpfen klar vorhanden: neben dem Sturz oder der Einschränkung der Senatsherrschaft für Italien und seine Bevölkerung die soziale Reform, die Lösung der agrarischen Frage und die Wiederherstellung des ländlichen Kleinbesitzes und des Bauernstandes, für das Reich aber und die Provinzen eine einschneidende soziale und politische Reform an Haupt und Gliedern. Die Durchführung war, bei dem Fehlen einer wirklichen und dauerhaften Repräsentation der Gesamtnation, nur möglich auf dem Wege der sozialen Monarchie, die Stadt und Senat zu bloßen Organen des in ihr repräsentierten Volkswillens machte. Der dritte Faktor, der sich neben den

beiden legitimen aber überlebten Vertretungen erhob, war das Heer. Es repräsentierte seit Jahrzehnten längst nicht mehr das ganze Volk, aber es repräsentierte seine Kraft und ein gut Teil seiner Zukunft: aus seinen Söhnen ist zum großen Teil der neue Römische Bauernstand Italiens und des Reichs hervorgegangen. In seinen Händen lag fortan, nicht durch Gesetz und Recht geregelt, aber durch das Gewicht der in ihm konzentrierten Macht, die Bestimmung über das Schicksal des Reiches und der Dynastien: das Recht, das das Schwergewicht eines der neuen Zeit nicht angepaßten veralteten Staatsrechts der waffentragenden Bevölkerung entwunden hatte, kehrte in roherer Form in die Hände der Träger und Verteidiger der staatlichen Macht zurück.

Die städtische Demokratie war auch für diese Reformpartei nur Mittel zum Zweck, und weil sie ihr nicht bieten konnte, was ihr von beiden Seiten die extremen Parteien und am verschwenderischsten der Radikalismus boten und versprachen, so war gerade sie auf vereinzelte große Schläge, auf die seltenen nationalen Erhebungen, die großen Wahl- und Abstimmungsschlachten, zu denen die Bürgerschaft aus ganz Italien zusammenströmte, angewiesen. Sie war gegenüber den bestehenden Zuständen die revolutionärste Partei und konnte sich ohne offene Revolution ihrem Ziel nur unter der Führung einer genialen Persönlichkeit und unter Ausnutzung aller Parteien und Konstellationen nähern. Ihre Hauptstütze hatte sie, außer wo es ihr für eine Zeit gelang, durch die Beliebtheit ihres Führers und durch glänzende Spenden die Gunst der städtischen Massen sich zu sichern, auf dem Lande und in den größeren und kleineren Landstädten Italiens, bis hinauf in die jungen Kolonialgebiete von Oberitalien, die zum großen Teil noch vom vollen Römischen Bürgerrecht ausgeschlossen und bloß mit dem Latinischen Recht bedacht waren. So vereinigten sich um die Reformpartei die gesundesten, landsässigsten und lebenskräftigsten Elemente Italiens, aber gerade deshalb waren es auch die konservativsten und ihr Wunsch eine zwar durchgreifende, aber möglichst schonende Lösung der schweren Fragen, die die Existenz der Nation bis in ihre tiefsten Fasern berührten und erschütterten, ihre Angst — eine wirkliche Revolution. Diese durchzukämpfen waren sie höchstens bereit, wenn sie ihnen aufgedrungen wurde, und auch dann an erster Stelle und im bitteren Ernst nur die noch nicht im Vollbesitz ihrer Rechte befindliche Neu- und Halbbürgerschaft des engeren und weiteren Italiens. Wenn sie selbst ein Programm hatten, so war es die Durchbrechung der Exklusivität des Senats und seine Ausgestaltung zu einer wirklichen Repräsentation des gesamten vermögenden Teiles der Nation. Aber damit war wenig geholfen. Für das Volk war damit nicht gesorgt, und die Geschichte Roms hat gezeigt, wie schnell die neu hinzugezogenen Mitglieder sich den exklusiven Traditionen der herrschenden Körperschaft anpaßten. Der Senat konnte nie ein Parlament ersetzen.

So war diese Reformpartei nichts weniger als eine demokratische Partei

die verschiedensten Strömungen waren in ihr vereinigt, und auch wenn wir die Ziele ihrer weitschauendsten Führer zum Ausgangspunkt nehmen, die zuletzt alle in einer — mehr oder weniger konstitutionellen — popularen Monarchie gipfeln, so können wir sie nie als die demokratische Partei bezeichnen, wir nennen sie am besten mit dem Namen, den sie in der eigenen Überlieferung der Römischen Geschichte trägt, mit dem Namen der Römischen Popularpartei, der freilich für den Römer die zeitweilig mit ihr verbündete städtische Demokratie öfters aber nicht immer mitumfaßt[31]). Am nächsten kommt dem Begriff der Demokratie die radikale Umsturzpartei, die mit der Anarchie — wenigstens zeitweise — die unumschränkte Herrschaft des hauptstädtischen Pöbels proklamieren will. Aus ihr und der Vermengung mit ihr hat sich der falsche Name auch auf die Reformpartei übertragen und in der Auffassung ihrer Ziele und ihres Vorgehens schwere Verwirrung angerichtet.

Die maßgebenden Führer dieser popularen Reformpartei sind vereinigt durch das freilich sehr verschieden gedachte soziale und politische Reformprogramm, getrennt durch die monarchischen Aspirationen der meisten unter ihnen. Und es sind nicht viele von den Prätendenten, die es mit der Reform ehrlich meinen, die meisten wollen nur das eine Ziel, die Herrschaft. Darin liegt das Geheimnis von Caesars Macht und endgültigem Erfolg, daß er von vornherein die unbedingte Notwendigkeit einer alles umfassenden, aber maßvollen und maßvoll durchgeführten Reform erkannt und vielleicht als einziger die Größe, aber auch die Schwere der Aufgabe wenigstens geahnt hat. Die Verbindung mit der städtischen Demokratie und Demagogie war auch für ihn nur eine Farce, keiner sah klarer als er, daß die Quiriten vom Forum nicht mehr die Römische Nation waren. Wohl aber war er der berufene Führer der buntgemischten Italischen Reformpartei, die schließlich nur in der Monarchie ihr Ziel finden konnte, aber nicht in jeder Monarchie, sondern nur in einer wahrhaft schöpferischen, nicht in dem steifen, schwerfälligen Glanze des Pompeius und in der brutalen Geldmacht eines Crassus.

Caesars erste Versuche, sich eine Stellung zu schaffen, beginnen schon jetzt, aber immer — wo er in Person hervortritt — auf dem gesunden Boden der Wirklichkeit — und dazu gehörte im damaligen Rom auch eine grandiose Agitation — und niemals im Schlepptau einer doktrinären Theorie oder blinden Umsturzes. Mit zäher, stetiger Konsequenz, auch die kleinste Chance nicht verschmähend, nutzt er die vorhandenen Kräfte und Konstellationen aus, ohne sich ihnen mit Haut und Haaren zu verkaufen, aber auch ohne sie noch zu beherrschen: der junge Julier ist noch nicht der Caesar der späteren Zeit, die alles beherrschende Persönlichkeit, und selbst da war es ein Hauptgeheimnis seiner Macht und seiner Kühnheit, den verschiedensten Kräften und Gewalten freiesten Spielraum zu gewähren. Schon sehen wir ihn in heißer Ungeduld und im Bewußtsein seines Berufes gelegentlich kühn und keck nach den höchsten Zielen greifen, aber stets bereit vor der Notwendig-

keit zurückzuweichen und sich zu bescheiden. Er benutzt auch jetzt die gärenden Kräfte, aber nie geht er durch dick und dünn mit den radikalen Heissspornen und der Revolution, die zeitweilig die Führung der Massen an sich zu reißen drohen. Er spielt ein hohes Spiel, aber nie hat er in dieser Periode seiner schwachen Anfänge und seines allmählichen Emporringens sich und seine Existenz auf eine Karte gesetzt. Die Würfel fielen erst am Rubikon, als er den Gegnern mit gleichem Einsatz gegenübertreten konnte.

Die unerbittliche Ämterfolge legte seinem Ehrgeiz Zügel an, und kein unerhörter Glücksfall, wie bei Pompeius, half ihm sie überspringen. Nur zwei Jahre vor der für die Mehrzahl, auch für den neugebackenen Amtsadel, üblichen Zeit, nach strenger Einhaltung der vorgeschriebenen Zwischenzeiten ist er über die regelmäßige Ämterreihe im einundvierzigsten Lebensjahre zum Konsulat gelangt[32]).

Die Anfänge seiner Ämterlaufbahn liegen im Dunkel der gewöhnlichen Karriere eines jungen Mitglieds der Nobilität. Wir wissen nicht einmal mit Sicherheit, wann er die Quästur, das erste Amt der offiziellen Reihe, bekleidet hat, das Jahr der Ädilität 65 führt auf 68.

Aber er versäumte keine Gelegenheit, sich und seine Familie dem Volk in Erinnerung zu bringen und an das Gedächtnis des von der Reaktion geächteten Volkshelden Marius anzuknüpfen. Sein Vorgehen war revolutionär, aber nicht strafbar.

Im Jahre seiner Quästur starb seine Tante Julia, Marius' Gattin, und Cornelia, Cinnas Tochter, seine junge Frau. Beiden hielt er nach Römischer Sitte die Leichenrede, eine Neuerung war es nur, daß er auch an der Bahre der jungen Frau sprach[33]). Er wollte das Volk an den dynastischen Gedanken, an die populäre Dynastie gewöhnen, der er durch die doppelte Verbindung angehörte, und zu der er in Not und in Verfolgung treu gehalten hatte. Mit Staunen sah man im feierlichen Zuge zum ersten Mal nach der Sullanischen Reaktion die Ahnenbilder des verfehmten Marius. Das Volk ahnte das Kommen einer neuen Zeit. Und in kühner Sprache stellte der junge Caesar neben das Bild des großen Volkshelden die ehrwürdigen Ansprüche seines Geschlechts. Im Frauenstamm leitet es seine Herkunft von königlichem Blut ab, vom König Ancus Marcius, dem Ahnherrn des mütterlichen Geschlechts der Marcii Reges, die Julier aber haben göttliches Geblüt in ihren Adern, ihr Stammbaum geht über Jullus und Aeneas auf eine Gottheit, auf Venus Genetrix, ihre sagenhafte Ahnherrin zurück. Das Recht der Könige und die Weihe göttlicher Macht paart sich in ihrem Namen[34]). Es sind Worte, wie man sie aus dem Munde des ahnenstolzen Patriziats bei solchen Gelegenheiten ähnlich wohl gelegentlich zu hören gewohnt sein mochte. Aber in diesem Munde und in dieser Situation gewannen sie tieferen Klang. Zum ersten Male fällt hier — und mit vollem, schwerem Nachdruck ausgesprochen — das Wort Königtum, die höchste Würde des Altertums, das von nun an,

erst als Vorwurf der Gegner[35]), dann immer deutlicher als der letzte höchste Anspruch Caesars ihn bis an sein gewaltsames Ende begleitet. Es ist das Erbe des Marius, verbunden mit der Legitimität eines der ältesten dynastischen Geschlechter, auf das Caesar seinen Anspruch und seine Ankündigung einer neuen, dauernden, gottgeweihten Volksmonarchie gründet. Denn tief im Römischen Volke wurzelte, wie in Athen, das Gefühl der Legitimität, und ihre Träger waren die alten Geschlechter, die durch Jahrhunderte hindurch den Staat geleitet hatten. Der von unten aus unbekannter Familie emporgestiegene Marius hat diesen Mangel nie verwinden können und ihn selbst vielleicht am tiefsten und am bittersten empfunden. In Caesar aber reichten sich Genie, Popularität und Tradition die Hand. So war diese erste große Programmrede, die zugleich als Broschüre in die gärende Römische Welt hinausging, weit mehr als eine bloße Demonstration und tief im Innersten verschieden von den theatralischen Coups, mit denen Louis Napoleon seine Ansprüche auf das Erbe des ersten Napoleon einzuführen versuchte.

So stark aber auch der Appell im Ohr des Volkes wiederhallte, mit den Standesgenossen bedeutete er keinen Bruch: sie waren bei ihren pomphaften großen Leichenreden gewohnt, den Mund kaum weniger vollzunehmen. Nach der Rückkehr von der in Spanien verwalteten Provinzialquästur hat Caesar sich eine zweite Gattin aus der höchsten Nobilität, Pompeia, eine Enkelin Sullas geholt: die glänzende Heirat zeigt sein Ansehen, seine Beziehungen und seine Aussichten in der höchsten Aristokratie.

Seine Provinzialquästur in Spanien hat er mit Ehren verwaltet und ist dabei von dem Prätorischen Statthalter Antistius Vetus, einer hochangesehenen Persönlichkeit, mit dem Spezialauftrag in einem Teile der Provinz die Rechtspflege zu handhaben betraut worden.

Schon jetzt beginnen seine Pläne weiter auszugreifen und den ersten Grund für seine spätere Machtstellung vorzubereiten. Er hatte erkannt, daß die Zukunft und die Macht Italiens in dem im vorangegangenen Jahrhundert gewonnenen Kolonialland von Oberitalien und in seiner kernhaften aus altgallischen und Italischen Elementen gemischten Bevölkerung lag. Der Süden und seine altlatinischen Kolonien hatten bereits Römisches Stadtrecht, das nördlich des Po gelegene Gebiet, das Transpadanische Gallien, hatte infolge des Bundesgenossenkrieges im Jahre 89 das bevorzugte Recht der verbündeten Latinischen Gemeinden erhalten und brannte vor Verlangen ins volle Römische Bürgerrecht aufgenommen zu werden, das nur zwei der größten Städte besaßen. Es ist das erste und vollständigste Beispiel der Romanisierung und Aufsaugung Keltischer Nationalitäten. Auf der Rückreise von Spanien bereiste Caesar diese Landschaften, knüpfte Beziehungen an und band sich durch das Versprechen, für das hoffnungsvolle Neuland und seine Aufnahme in das volle Bürgerrecht mit ganzer Kraft einzutreten. Er ist von jetzt ab der Patron und Anwalt des Transpadanischen Galliens für die Gesamtheit wie

für die Einzelnen, und es ist das Land, das für ihn mit Beginn der Gallischen Statthalterschaft die Basis seiner Macht und die unversiegliche Quelle für den Kern seiner Armeen wurde. In Rom hat man diese Vorgänge mit aufmerksamer Besorgnis verfolgt. Seit dem Jahre 70 war die Position der regierenden Partei schwer erschüttert, ehrgeizige Agitatoren bearbeiteten Stadt, Land und benachbarte Provinzen. Es heißt, daß man die für Kilikien bestimmten Legionen konsignierte und für den Fall eines Putsches bereit hielt. Ob Caesar schon jetzt so weit gehen wollte, wissen wir nicht, und die Überlieferung, die von dieser vorbeugenden Maßregel erzählt, ist stark mit Caesar-feindlicher Tradition durchsetzt[36]). Jedenfalls hat er sich von jedem revolutionären oder unvorsichtigen Schritte ferngehalten. Seine Stimmung und seine verzehrende Ungeduld in diesen Jahren gibt die Anekdote von seiner Äußerung über Alexander, der im dreißigsten Lebensjahr bereits die Welt erobert hätte, gut wieder, aber die Verknüpfung mit der Reise durch Oberitalien ist ebenso läppisch und unhistorisch wie die andere, die sie mit seiner Prätur in Spanien verknüpft.

So bereitete der unermüdliche und zielbewußte junge Politiker den Grund für eine spätere Machtstellung vor, aber Jahre mußten hingehen, bevor er im gewöhnlichen Laufe zu einem höheren Amt oder zu einer Statthalterschaft gelangen konnte. Unterdessen konnte sich längst von anderer Seite her eine dominierende Machtstellung erheben.

Im Anfang waren zwar auch Pompeius und Crassus, damals die beiden mächtigsten Männer Roms, untätig, Pompeius' Gestirn, der wenig Geschick hatte, das verworrene Parteitreiben der Hauptstadt zu beherrschen, langsam im Erblassen. Aber Pompeius wußte, daß seine Stellung auf seinem kriegerischen Ruhm beruhte. Sein Hauptaugenmerk war auf den Osten und den Mithridatischen Krieg gerichtet. Hier hatte sein Nebenbuhler Lucullus, der Feldherr des Senats, mit glänzendem Erfolg gekämpft. Mithridates' Macht schien vernichtet. Aber langsam bereitete sich eine Wendung vor. Lucullus, ein Aristokrat vom alten Schlag, mutete seinen Soldaten Ungeheures zu, aber er verstand es nicht sich beim gemeinen Mann beliebt zu machen. Eine planmäßige, wohlgeschürte Agitation kam hinzu, das Vorrücken stockte, es kam bis zur Meuterei, ein Fuß breit nach dem andern mußte preisgegeben werden. Mithridates' Macht war reißend wieder im Vordringen, auf der See übten die Geschwader seiner Verbündeten, der Piraten, eine unumschränkte Herrschaft aus, Handel und Wandel stockte, die Kornzufuhr nach Italien war unterbunden, Rom stand vor der Hungersnot. Im Volk herrschte eine starke Gärung, genährt durch das neuerstarkte Tribunat. Der Senat aber, der schon sieben Jahre vorher den Plan zur Vertilgung der Seeräuber gefaßt, aber in gänzlich unzulänglichem Umfang durchgeführt hatte, war — aus Furcht vor einer Militärdiktatur — zu großen, einschneidenden Maßregeln nicht zu bewegen.

Dies war der Moment, der Pompeius und die Popularpartei wieder zu-

sammenführte. Wie das Jahr 70, so bedeutet das Jahr 67 einen entscheidenden Wendepunkt für Rom. In der wiederhergestellten Macht des Tribunats bot sich für Pompeius das Werkzeug. Volk und Tribunat reißen die Initiative an sich, und nach wüsten Kämpfen bringt der Tribun A. Gabinius über den Kopf des widerstrebenden Senats weg an die Tributkomitien den Antrag, ein außerordentliches Kommando mit unerhörter Kompetenz auf drei Jahre zu schaffen. Das durch ein Amendement erweiterte Gesetz stellt dem Oberstkommandierenden des Seekriegs 500 Schiffe, 120 000 Mann, sämtliche Staatskassen und das unumschränkte prokonsularische Imperium auf allen Meeren und in allen Küstenstrichen zur Verfügung. Pompeius war nicht genannt, aber der ganze Antrag deutlich auf ihn gemünzt.

Für Caesar war es ein schwerer Schlag: der allmächtige Feldherr und und der unbestrittene Günstling des Volkes wurde von neuem und jetzt zu einem wahrhaft monarchischen Kommando erhoben[37]). Aber er hatte keine Wahl. Er hatte sich in den Dienst des Volks gestellt, und er mußte sich dem Willen der Popularpartei anschließen. Es war zugleich — der einzige Erfolg für seine Politik — eine neue schwere Niederlage, vielleicht der Sturz der Senatspartei. So hat er, wo er nicht hemmen konnte, aus vollen Kräften den Antrag unterstützt: indem er mit dem Strom schwamm, sicherte er sich einen Anteil an der Popularität des Unternehmens, zugleich — und dies war sehr wichtig — eine gewisse Position bei dem allmächtigen Pompeius.

Wenige Monate darauf folgte im Jahre 66 die berühmte Rogation des Manilius, durch die Pompeius das unumschränkte Kommando im Osten und im Mithridatischen Kriege übertragen wurde. Sie war die Folge und der Ausfluß des Gabinischen Ausnahmegesetzes. Welche Gefühle mögen Caesar beseelt haben, als er aufs neue als Dienstmann des großen Konkurrenten auch für diese Vorlage in die Schranken treten mußte?

Schon die Geschichtsschreibung des Altertums hat als sein letztes Ziel die Absicht vermutet, Pompeius zu erheben, um ihn — durch Neid und Haß — zu stürzen[38]). Die Rechnung wäre falsch gewesen. Pompeius ist von Senat und Volk wohl angefeindet aber nicht gestürzt worden: das war Caesars Werk, und es wurde ihm nicht leicht. Ähnlich glaubte Drumann, daß Caesar Pompeius als Sturmbock benutzen wollte, um Senat und Gesetze beiseite zu schieben und sich selber den Weg zu bahnen[39]). Die neuere Forschung ist von dieser Auffassung abgekommen. Eine so überfeine Politik lag der gesunden Realpolitik Caesars fern, das sind nachträgliche Prophezeiungen aus dem später Geschehenen. Das unaufhaltsame Emporsteigen des Pompeius erfüllte naturgemäß Caesar ebenso wie die anderen Emporstrebenden mit der tiefsten Besorgnis. Aber um seine eigene werdende Popularität zu retten, mußte er mit dem starken Mann und der Hoffnung von Italien gehen. Und das Spiel war noch nicht entschieden. Noch stand die Monarchie nicht in Italien und es gab Kräfte genug, von der Opposition des Senats bis zu den zerstörenden

Gewalten der Anarchie, die bereit waren, sie immer aufs neue zu bekämpfen und immer neue Verwickelungen heraufzubeschwören.

Pompeius rechtfertigte auf das glänzendste die Erwartungen des Volkes. Eine großartige Organisation, verbunden mit kluger, schonender, manchmal allzu schonender Politik säuberte binnen drei Monaten die Meere von den Flotten der Piraten. Im Orient erntete Pompeius und seine große Armee mit leichter Mühe, was Lucullus mühsam in schwerer, harter Arbeit vorbereitet und — vor Beginn des Rückschlags — nahezu zu Ende gebracht hatte, die Unterwerfung des fernen Ostens, und in langsamem, imposantem Siegeszuge wurde — nicht ohne theatralisches Gepränge — von dem großen Imperator ein Land und eine Provinz nach der anderen dem Römischen Imperium angegliedert.

Unterdessen waren der junge Caesar und der ehrgeizige Konsular Crassus, seit 70 der Rivale des Pompeius, machtlos in Rom.

Unerbittlich langsam ging für Caesar der regelmäßige Gang der Ämterlaufbahn: erst im Jahre 62 hatte er die Prätur, im folgenden Jahre endlich die erste heißersehnte Statthalterschaft zu erwarten. Dann war Pompeius längst zurück, und Rom lag zu den Füßen des siegreichen Imperators und seiner großen Heeres- und Finanzmacht. Caesar war nicht der Mann, untätig das Verhängnis und die nahende Monarchie zu erwarten. Aber er war auch nicht der Einzige, der in Rom und in der vielköpfigen und vielgespaltenen Popularpartei und ihren Nebengruppen zu bestimmen hatte.

Der zweite Mann nach Pompeius war in Rom unbestritten Crassus, Konsular, siegreicher Feldherr, im Jahre 65 Censor. Dahinter standen eine Reihe Männer von senatorischem Rang, meist aus alten Häusern und Caesar in der Ämterlaufbahn weit voran, auch sie strebten in den verschiedensten Formen und auf den verschiedensten Wegen nach der ersten Stelle im Staate. Neben und zwischen ihnen rangen die Tribunen, auch sie voll Ehrgeiz im Vollgefühle ihrer neu wiederhergestellten Macht, die berufene Vertretung und Verkörperung der radikalen Wünsche des Volkes und daher am leichtesten befähigt und imstande, die hauptstädtischen Massen mit sich fortzureißen. Sie und die Desperados der Nobilität bildeten die eigentliche Aktionspartei. Sie alle waren durch Pompeius' gewaltige Erhebung und seine Popularität in der gleichen schwierigen Lage. In wenigen Jahren stand seine Rückkehr und die drohende Errichtung einer Monarchie bevor.

Man sucht die kurze Frist, die noch bleibt, zu nutzen, und es werden verzweifelte Anstrengungen gemacht, um der popularen Partei oder vielmehr ihren Führern einen Rückhalt zu verschaffen und, bereits vor der Rückkehr des Pompeius, die Senatsherrschaft zu brechen, um ganz oder zum Teil den Preis, die Führerschaft der Volkspartei, sich zu sichern. Der Kampf geht nicht direkt gegen Pompeius, denn er ist mit Volk und Tribunat[40]) verbündet, aber das — zeitweilig auch dem Senat nicht ganz unsympathische — Ziel ist die Einschränkung seiner allmächtigen Stellung.

Der Angriff erfolgt auf zwei Linien: erstens auf dem legalen Wege — es ist später auch der Caesarische, zweitens auf dem Wege des Komplotts, beide im Vorgehen und in den Personen oft eng zusammengreifend, aber stets — bei dem sehr starken Gesetzlichkeits- und Traditionsgefühl der Römischen Nation — sehr genau zu scheiden und auseinanderzuhalten.

Man hat meist — und der Zufall der Überlieferung, die Persönlichkeit Ciceros und die Erhaltung seiner Reden spielt hier eine sehr große Rolle — den ersten Weg weniger beachtet und die Hauptaufmerksamkeit auf die Kräfte des Umsturzes gewendet. Mit diesen hat man Caesars Politik entweder identifiziert oder — das andere Extrem — ihn mehr oder weniger gründlich reinzuwaschen sich bemüht. Eine ruhig abwägende Prüfung der sehr verschiedenartigen Überlieferung und eine realpolitische Betrachtung der Verhältnisse lehrt, daß keines von beiden richtig ist.

Ende 66 ist bereits das erste Komplott der revolutionären Aktionspartei zum Ausbruch, aber nicht zur Ausführung gekommen.

Viel wichtiger ist die Tätigkeit, die Crassus und — in seinem Dienst und unter seinem finanzkräftigen Protektorat — der junge, aber bereits sehr einflußreiche und populäre Politiker Caesar entfalteten, sowenig sie auch meist von den Neueren beachtet wird[41]). Das Hauptziel war — ähnlich wie auch für die Radikalen, für diese nur noch viel schwerer zu erlangen — eine feste Machtbasis, diese war nicht in Rom, sondern nur draußen zu erreichen.

Crassus und Caesar richteten ihr Augenmerk auf Ägypten. Auf Grund eines freilich stark angefochtenen Testaments des letzten legitimen Königs hatte Rom Ansprüche auf diese letzte große hellenistische Monarchie. Der Senat wollte sich nicht einmischen — eine Provinz mit diesen ungeheuren Hilfsmitteln rückte die Gefahr der Monarchie in allernächste Nähe — aber er hatte durch Übernahme der in Tyrus liegenden Depots den ersten Schritt zum Antritt und zur Anerkennung der verhängnisvollen Erbschaft getan[42]). Jetzt waren neue Wirren ausgebrochen, die Gelegenheit zum Einschreiten gegeben. Hier setzten Crassus und Caesar ein. Sie richteten ihre vereinigten Anstrengungen darauf, daß zur Ordnung der Ägyptischen Verhältnisse vom Volk durch Plebiszit, d. h. durch Beschluß der Tributkomitien und wieder über den Kopf des Senats weg, ein außerordentliches Kommando errichtet und Caesar anvertraut würde, die einzige Möglichkeit, um — nach Pompeius' Muster — außerhalb der herkömmlichen Ämterreihe in den Besitz eines großen Kommandos zu gelangen[43]). Und es war keine willkürliche und an den Haaren herbeigezogene Gelegenheit: die Ordnung der Ägyptischen Frage war eine der wichtigsten politischen Aufgaben Roms und immer wieder ist sie von der werdenden Monarchie in Angriff genommen worden, bis Augustus sie definitiv durch Einverleibung von Ägypten in das Römische Reich als Hauptprovinz des kaiserlichen Hauses gelöst hat[44]). Noch stand Pompeius fern von den Grenzen Ägyptens. Ein feindliches Eingreifen war von ihm so leicht

nicht zu erwarten: er mußte, wenn der Plan gelang, das vom Volk erteilte Imperium respektieren, und Caesar, sein eifriger früherer Parteigänger in der Popularpartei, war der Mann dazu, schnell und unauffällig sich in dem reichen Lande eine politische und militärische Stellung zu schaffen, ohne mit Pompeius und seiner Interessensphäre, die Ägypten nicht mitumfaßte — Pompeius hat später an den Grenzen Palästinas Halt gemacht —, in Konflikt zu geraten. Es war ein sehr kluger Schachzug, daß das große Kommando nicht Crassus, Pompeius' Gegner, sondern — trotz seiner Jugend — Caesar zugedacht war. Aber die vereinigte Macht von Crassus und Caesar reichte nicht aus, das Ausnahmegesetz zur Annahme zu bringen. Nur ein Teil der Tribunen und der Volkspartei war auf ihrer Seite. Die Opposition des Senats und des feindlichen Tribunats siegte. Der Versuch scheiterte.

Hand in Hand mit dem Versuch, sich außerhalb Italiens einen starken militärischen Rückhalt zu verschaffen, geht die innere Agitation.

Als Vorbereitung für seine Pläne hatte Caesar während seiner Ädilität im Jahre 65 bei der Ausrichtung der großen Festspiele, die den Ädilen oblagen, einen Prunk entfaltet, der alles Frühere in den Schatten stellte. Sein hochkonservativer Kollege M. Bibulus, ein steifer und wenig beliebter Aristokrat, sah sich gezwungen, um nicht abzufallen, wenigstens bei den gemeinsamen Veranstaltungen in gleicher Weise mitzutun. Den ganzen Dank und Beifall aber erntete der allbeliebte, volksfreundliche Caesar, und der leerausgehende Bibulus mußte sich mit einem bitteren Scherze trösten. Seit dieser Zeit datiert seine erste Feindschaft gegen Caesar. Den Eindruck der Niederlage in der Ägyptischen Frage, die Caesar seine Popularität nicht ersparen konnte, machte eine kühne, mit ungeheurem Jubel aufgenommene Demonstration wett: eines Morgens sah die staunende Bevölkerung von Rom die von Sulla niedergerissenen Standbilder und Trophäen des Nationalhelden und Cimbernbezwingers Marius in altem Glanze wieder auf dem Kapitol stehen. Caesar hatte sie wieder aufrichten lassen, und die Regierung wagte angesichts der Volksstimmung nicht, sie zu entfernen. Längst war in Italien die allgemeine Stimmung gegen Sulla und seine blutige, brutale Reaktion, wir lernen sie unverhohlen aus den Reden des gemäßigten Cicero kennen. Nur im Senat kam es zu einer großen Aktion: Lutatius Catulus schleuderte Caesar den Vorwurf offener Revolution ins Gesicht. Aber dabei blieb es, und das Ansehen des immer offener hervortretenden Erben der Marianischen Tradition hatte bei Volk und Veteranen einen neuen gewaltigen Zuwachs gewonnen.

Ernstere und folgenschwerere Angriffe auf das Sullanische System und die Reaktion wurden auf dem Wege des politischen Prozesses eröffnet. Sie waren das Vorspiel für den Monstreprozeß des Jahres 63 gegen Rabirius und ein noch entscheidenderer Vorstoß gegen Senat und Reaktion.

Die Propaganda und Agitation blieb nicht auf Rom beschränkt. Zu-

gleich mit der Ädilität bekleidete Caesar das Amt eines Kurators des Appischen Straßenzuges, das heute etwa der Direktion einer großen Eisenbahnlinie entsprechen würde und, von der Censur abgezweigt, eine hohe wirtschaftliche Bedeutung hatte. Mit der ihm eigenen Energie sorgte er für die Wiederherstellung des Straßenzuges und der Anfahrten und für die Wahrnehmung der Wünsche von Anliegern und Interessenten, auch hierbei setzte er aus eigener Tasche zu. Seine Schuldenlast wuchs ins Ungemessene, aber noch größer war der Kredit, der ihm die Aufnahme dieser Anleihen ermöglichte.

Am weitgreifendsten und kühnsten von allen vorbereitenden Maßregeln der inneren Politik waren die Bemühungen um die Durchsetzung der politischen Ansprüche der jenseits des Po gelegenen jungen Landschaften. Immer lauter verlangten die Transpadaner für die Lasten, die sie bereitwillig für das gemeine Ganze trugen, das volle Römische Bürgerrecht. Schon auf der Rückkehr aus Spanien hatte Caesar eine große und weitbemerkte Agitationsreise in diese Gebiete unternommen, seit dieser Zeit datieren seine engen Beziehungen zu diesen kernigen Landschaften. Sein Eintreten für sie war keine leere Propaganda, sondern ein Kampf für eine politische Notwendigkeit und gegen die blinde Engherzigkeit des absterbenden Stadtstaats, notwendiger und folgenreicher noch als die große Ägyptische Frage.

Im Jahre 65 war Caesars älterer und mächtigerer Bundesgenosse Crassus Censor. Kraft seines Amtes unternahm er den Versuch, die Transpadaner in die Censuslisten der Römischen Bürgerschaft einzutragen. Der Versuch scheiterte an der Festigkeit seines Kollegen Q. Lutatius Catulus, des Führers der Nobilität. Der Konflikt spitzte sich bis aufs äußerste zu und endete mit der vollständigen Lahmlegung des gesamten Amtes für den Rest des Jahres — ein Beispiel der Machtvollkommenheit der Römischen Magistratur und ihres Mißbrauchs und der Bedeutung der Kollegialität. Es war ein durchaus revolutionärer Akt, aber das Vorgreifen einer Entwicklung, die kommen mußte, und Caesar — denn er war die Seele dieses Vorgehens — hatte der volkreichen Transpadanischen Landschaft gezeigt, daß er entschlossen war, sofort und mit allen Mitteln ihre gute Sache durchzufechten. Und er hat Wort gehalten. Während seiner ganzen Gallischen Statthalterschaft wurden von ihm die Transpadaner als Römische Bürger betrachtet und behandelt und sofort nach dem Einmarsch in Italien im Jahre 49 ihnen durch Gesetz das Bürgerrecht verliehen[45]). Die Antwort der regierenden Partei auf Crassus' eigenmächtiges Vorgehen war ein Plebiszit, durch das alle Fremden, d. h. alle Nichtvollbürger, die sich in Rom aufhielten, ausgewiesen wurden. In diesem Punkt gingen Senat und Volk zusammen, die städtische Bevölkerung, schon durch die Aufnahme der Italiker beunruhigt, wollte keine neuen weiteren Teilhaber an ihrem nahrhaften Stimmrecht. Es war ein Sieg, aber ein Pyrrhussieg der Regierung: denn damit war den Transpadanern endgültig und in

schroffster Form jede Hoffnung auf Senat und Rom abgeschnitten, und ihre einzige Aussicht waren die Popularpartei und ihre mächtigen Führer.

Immer mehr begann Caesars entschlossene und weitschauende Politik, trotz seiner Jugend, seiner bescheidenen Stellung in der Ämterhierarchie und des Fehlschlagens seiner größeren Pläne, die Augen auf den jungen unerschrockenen Julier, nach außen und nach innen den Erben der großen Marianisch-Gracchischen Tradition, zu lenken, und er fing an sich immer ausgesprochener zum ersten Führer der eigentlichen Volkspartei und ihres Programms, der sozialen und politischen Reform, emporzuschwingen.

Die Durchsetzung des inneren Programms versuchte die Popularpartei und die verbündete Demokratie, die Führerin der Massen — eine Koalition, die sehr verschiedene Gruppen und Richtungen in sich schloss — auf zwei Wegen, auf dem legalen und dem revolutionären, aber ihre Anteile an beiden sind nicht gleich. Es ist eine politisch und sozial bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlte Zeit. In wildem, wirren Ringen messen sich die gärenden, ungezügelten, von keinem festen Druck mehr niedergehaltenen Kräfte. Die unfruchtbare, allgemein verhaßte Sullanische Reaktion hat endgültig abgewirtschaftet. Auch stark konservativ veranlagte und jeder gewaltsamen Änderung abgeneigte Elemente, wie Cicero, wetteifern mit der Propaganda der Reform und des Umsturzes in den Angriffen auf das morsche Regiment der Nobilität. Umwälzende Projekte, Gesetzesanträge, politische Prozesse gegen die Repräsentanten der Nobilität und ihre Mißbräuche füllen die Parteigeschichte dieser Tage.

Es ist nicht leicht Anteil und Beteiligung der führenden Persönlichkeiten und Parteihäupter an diesen Umtrieben restlos bloßzulegen, und die hier bereits in großem Umfang einsetzende gleichzeitige Brief- und Broschürenliteratur ist nicht geeignet und geneigt, uns das wahre Bild rein und unverfärbt zu zeigen, aber um so reicheren Aufschluß gibt sie uns, wenn wir ihre Erzeugnisse als das nehmen, was sie sind, als Niederschlag und Dokumente ihrer Parteiauffassung und Tendenz. Den breitesten Raum nehmen die politischen Reden und Briefe Ciceros ein. Er ist einer der feinsten Beobachter aller Zeiten, aber auch eine Natur von ungeheurer Subjektivität, überaus erregbarer Sensibilität und von einer allen Einflüssen — vor allem der Phrase und der starren Tradition — preisgegebenen Weichheit und Empfänglichkeit. So verfällt er leicht in Extreme, Licht und Schatten ballen sich zu scharf getrennten Massen, Reform und Umsturz fließen ineinander, und die moderne Forschung, durch die grellen Kontraste geblendet und nur zu leicht geneigt, die bequemen Kategorien und Schablonen weiter zu verwenden, ist ihm gefolgt und schwankt, auch wo sie sich von seinem Urteil freizumachen sucht, sehr häufig zwischen den von ihm gegebenen Extremen hin und her.

II.

Reform und Umsturz.

Ihren Gipfel erreichten Unruhe und Agitation in den Jahren 64 und 63. Man stand am Vorabend einer gewaltigen Umwälzung und man fühlte es dumpf. Im Inneren die bis zur Siedehitze gesteigerten Kämpfe der Parteien, draußen im Osten der allmächtige sieggekrönte Feldherr an der Spitze der großen Armee: die letzte Stunde der Reaktion schien gekommen. Es fragte sich, wer das Erbe antreten würde: die Reform, die Revolution oder die nach außen glänzende, nach innen unfruchtbare und ohne Programm dastehende Militärmonarchie des Pompeius.

Die ersten Anläufe, den Senat zu stürzen und sein Erbe vor der Rückkehr des Pompeius — aber nicht in offenem Konflikt mit ihm — anzustreben, wurden von Radikalen wie Gemäßigten auf dem legalen Wege von Wahlen und Gesetzgebung versucht. Kehrte der Imperator zurück, so stand er einer vollendeten Situation gegenüber und mußte, wenn er nicht auf ungünstigster Basis den Kampf auf Tod und Leben mit der Reform und ihrem Programm beginnen wollte, ihr und ihren Männern neben sich Raum gewähren und damit die Möglichkeit, sich neben und gegen ihn emporzuarbeiten. Es sollte anders kommen und doch sehr ähnlich.

Der erste Versuch einer umwälzenden Lösung der inneren und der sozialen Frage wurde auf dem Wege einer großen und aufs tiefste in das Leben von Volk und Staat einschneidenden Agrarreform gemacht. Die Reform ging von dem Tribunat, das immer mehr zur Vertretung der Massen geworden war, aus. Wir besitzen in den drei Programmreden, die der oberste Beamte des Staates, der Konsul Cicero beim Antritt seines Amtes im Beginn des Jahres 63 gegen die kurz vorher vom Tribunen P. Servilius Rullus an die Öffentlichkeit gebrachte Gesetzesvorlage gehalten hat, die zeitgenössischen Akten von der einen Seite[46]). Die Vorlage forderte die Einsetzung einer mit unumschränkter Machtvollkommenheit und Jurisdiktion ausgestatteten fünfjährigen Kommission von zehn Mitgliedern

mit Rullus an der Spitze. Diese hatte die Aufgabe, durch Landanweisungen in größtem Stil die soziale Frage, die durch den Ruin des Bauernstandes entstanden war, zu lösen, das besitzlose Proletariat zu beseitigen und Italien mit einer neuen Bauernschaft zu besiedeln. Die Staatsdomänen reichten dazu nicht aus. Das nötige Land sollte von der Ansiedlungskommission durch Kauf — aber ohne Zwangsenteignung — beschafft werden. Die ungeheuren Geldsummen, die dafür benötigt wurden, mußten aus dem Verkauf der auswärtigen Domänen des Römischen Staates gewonnen werden. Zu diesem Zwecke — und das war der Kern — erhielt die Kommission die unumschränkte Verfügung über das gesamte Domanialvermögen des Staates, das vorhandene und das neu zufließende. In diesem waren nicht nur die gesamten neuerworbenen Provinzen mit Domänen und Gefällen, die Pompeius soeben erobert und geordnet hatte, miteinbegriffen, sondern auch die noch nicht realisierten Ansprüche: die Ägyptische Frage — Cicero legt mit nachdrücklicher Betonung den Finger auf diesen Punkt — tauchte in veränderter Gestalt aus der Versenkung wieder auf. Es war die Diktatur eines Direktoriums und dazu eine offene Herausforderung von Pompeius, indem die Verfügung über die eroberten Provinzen und ihr Domanialland ihm kurzerhand entzogen wurde.

Die Agrarreform und die Reorganisation eines gesunden Bauernstandes war auch das Programm Caesars und der sozialen Monarchie, das Erbe der Gracchen und der Volkspartei. Er hat sie im Jahre 59 und in noch größerem Maßstabe später aufgenommen und, soweit möglich, durchgeführt. Ebenso war die Gründung einer außerordentlichen Gewalt Crassus' und Caesars Ziel. Keiner von beiden trat als der Vater der geplanten Reform auf, aber Cicero weist in seinen Reden wiederholt und mit deutlichen Anspielungen auf die Hintermänner der umwälzenden Vorlage hin. Daß die auf Umwegen wieder eingeschmuggelte Ägyptische Frage nichts anderes als das Projekt vom Jahre 65 war, brauchte er nicht erst zu sagen, ziemlich offen zeichnet er die Hauptkandidaten für das neue Amt mit der Charakteristik: auf der einen Seite steht der größte Kapitalist und auf der anderen der größte Verschwender Roms[47]).

Es ist klar und es bedarf kaum des Hinweises von Cicero: die Ägyptische Frage war mit Rücksicht auf Crassus und Caesar hereingebracht. Es war ein letzter umfassender Versuch, sich eine Machtstellung in Rom und draußen, an erster Stelle in Ägypten, zu begründen.

Aber es ist bemerkenswert: die, für die das Gesetz in erster Linie bestimmt sein soll, treten bei der ganzen Aktion nicht hervor und werden nicht genannt, nicht einmal von der Opposition. Daß ihre Namen im Antrag nicht erscheinen, liegt in der Natur der Sache und steht auf gleicher Stufe wie die lex Gabinia, die den Mann, für den sie das Kommando im Osten schuf, nicht mit Namen nannte. Aber wir hören auch nicht davon, daß Caesar,

einer der anerkannten Führer der Volkspartei, für den Antrag, der scheinbar ihm und seinen Interessen an allererster Stelle galt, sich persönlich ernstlich eingesetzt hätte.

Das Rätsel löst sich, sobald wir die Auskünfte, die Ciceros Reden geben, genauer prüfen und uns nicht bloß an die Namen der uns bekanntesten Vertreter der damaligen Parteien klammern.

Rullus ist nicht bloß Strohmann, wie Gabinius und Manilius in den für Pompeius eingebrachten Anträgen. Er spielt — und Cicero spricht das klar aus — eine sehr hervorragende Rolle bei dem ganzen Projekt. Crassus und Caesar waren im Jahre 65 an ihrer Isolierung und an der ablehnenden Haltung eines Teiles der Tribunen und des Volkes gescheitert. Jetzt wird, und nicht nur äußerlich, dem rührigsten Agitator der Demokratie der Vortritt überlassen. Rullus arbeitet keineswegs bloß für Crassus und Caesar. Den ersten Platz im Kollegium hat er sich ausersehen und offen sich als Kandidat dafür bezeichnet — der Anspruch ist um so auffälliger, als es gegen das Gesetz verstieß, wie Cicero bemerkt, wenn der Antragsteller selbst als Kandidat auftrat. In genialer Persiflage führt Cicero uns die Person des anspruchsvollen, wirrköpfigen Demagogen vor[48]). Es ist nicht zu verkennen, daß Rullus sich als neuen Gracchus fühlte und keineswegs geneigt war, anderen die erste Rolle zu überlassen.

Es ist ein Kompromiß zwischen den maßgebenden Parteien und Parteihäuptern, das wir vor uns sehen, und nichts unrichtiger, als Caesar für den ganzen Entwurf verantwortlich zu machen oder hinter den offenkundigen Schwächen und Widersprüchen des Gesetzes, die Cicero mit schonungslosem Hohn zerzaust, einen Bluff von Caesar zu wittern[49]). Mit der Ägyptischen Frage war es ihm und Crassus bitter ernst, und dies wohl der Hauptgrund, weshalb er sich, wenn auch mit halbem Herzen, an der ganzen Sache interessierte. Der Löwenanteil aber und die Redaktion der Vorlage gebührt dem sonst ziemlich unbekannten Tribunen Rullus. Aber die verschiedensten Kräfte und Richtungen haben mitgearbeitet und — wie so häufig in parlamentarischen Entwürfen — ein sehr buntes und oft nur notdürftig zusammengeflicktes Gebilde zustande gebracht. Es ist lehrreich, ihre Arbeit zu verfolgen.

Das Schlagwort Landaufteilung hatte, wie zu allen Zeiten, eine tiefgehende Beunruhigung des Besitzes zur Folge. Und es enthielt trotz aller Kautelen gegen eine soziale Umwälzung gerade in diesen Zeitläuften eine schwere Bedrohung des Grundbesitzes. Ein großer Teil des damaligen Grundbesitzes von Italien war Neuerwerb, und Neuerwerb auf Grund einer Revolution. Er stammte zum überwiegenden Teil aus den Konfiskationen Sullas, denen in Massen die Liegenschaften der auf die Proskriptionslisten gesetzten Anhänger der Volks- und Reformpartei zum Opfer gefallen waren. Kein Wunder, wenn die Käufer und der neugebackene Besitz sich nicht sicher fühlten. Dazu kam: schon hatten die kühnen Angriffe der Popular-

partei auf dem Wege des Gerichts die Nichtigerklärung der Sullanischen Mordbefehle durchgesetzt, indem deren verhaßteste Werkzeuge zur Verantwortung gezogen wurden. Auch die Agitation für die Rückberufung der verbannten Anhänger der Revolution hatte — unter energischer Mitwirkung von Caesar — begonnen und ihre ersten Erfolge gefeiert: eine Anzahl von Teilnehmern an der Erhebung des Lepidus war durch Volksbeschluß zurückberufen worden[50]). Es bestand Gefahr, daß man dem Drängen der Volkspartei weiter nachgab, und daß die Verbannten, wenn sie heimkehrten, den Anspruch auf ihr konfisziertes Eigentum erhoben. Demokratie und Popularpartei aber bedurften der Unterstützung der mächtigen Finanz, ein Teil ihrer führenden Persönlichkeiten gehörte selbst diesen Kreisen und deren neuem Reichtum an. Die Folge war ein seltsames Kompromiß, dessen Inkonsequenz Cicero mit beißendem Spotte bloßlegt. Man hatte von vornherein auf unfreiwillige Enteignungen, auch gegen Bezahlung, verzichtet, um aber jede Befürchtung abzuschneiden, wurde aller durch Ankauf und Okkupation aus den Sullanischen Proskriptionen erworbene Besitz in einem Zusatzantrage sichergestellt und mit Kautelen umgeben, wie sie der größte Teil des auf anderem und ehrenhafterem Wege erworbenen Besitzes nicht für sich in Anspruch nehmen konnte[51]). Es war klar, daß dies durch die weitgehenden Rücksichten auf die beteiligten Interessengruppen bedingt war. Sogar der auf dem Wege gewaltsamer oder unberechtigter Okkupation erworbene Besitz war auf Kosten des Staates und der in Mitleidenschaft gezogenen Privatpersonen und Parteigenossen in den feierlichsten Formen garantiert und sichergestellt. Rullus selbst war stark mitinteressiert, und Cicero kann sich eine boshafte Anspielung auf seinen schwerreichen Schwiegervater, der in jener Zeit als Güterschlächter den Grund zu seinem Vermögen gelegt hatte, nicht versagen. Noch mächtiger stand im Hintergrunde Crassus, die größte Finanzmacht Roms und der damaligen Welt. Caesar aber und seine Familie befand sich durchaus auf der Seite der Geschädigten und Leidtragenden: ihn entschädigte dafür sein unerschöpflicher Kredit bei der hohen Finanz.

Überhaupt ist es in dieser Zeit der mächtige Crassus und nicht Caesar, der die Politik der Popularpartei macht. Auf ihn und seine Angst vor Pompeius, dessen übermächtige Rivalität er bereits im Jahre 70 schwer zu fühlen bekommen hatte, gehen vielleicht mehr als auf Caesar die verschiedenen vergeblichen Versuche, sich eine große Machtstellung zu sichern, zurück. Die populare Partei, äußerlich siegreich durch die Erfolge der Jahre 67 und 66, war in Wirklichkeit in schwerer Bedrängnis durch die von ihr geschaffene Machtstellung des Pompeius, umsomehr als ihr eigentlicher Kern und ihre Stütze die Interessen einiger Prätendenten waren: an ihrer Spitze stand, nachdem er sich wieder der Popularpartei in die Arme geworfen hatte, nach Rang, Ansehen und Macht unbestritten Crassus — freilich gegenüber Pompeius nicht viel mehr als eine Null.

Ihm, nicht Caesar, gehört die offen in der Rullischen Vorlage gegen Pompeius durchbrechende Feindseligkeit und Rivalität an. Abwesende sind von der Bewerbung um die Wahl in das geplante Kollegium ausgeschlossen: damit ist — ganz abgesehen von den übrigen Herausforderungen — Pompeius kalt gestellt[52]). Es ist eine Reminiszenz an die ungleiche Konkurrenz im Jahre 70 und Caesars Politik schnurstracks zuwiderlaufend: er hat während dieser ganzen Zeit sich wohl gehütet, mit der beherrschenden Größe des Tages, Pompeius, zu brechen und brauchte den parlamentarisch so schwerfälligen großen Mann im zehnköpfigen Kollegium noch viel weniger zu scheuen als später in dem Triumvirat.

Nur eine Klausel zu Pompeius' Gunsten haben er und die Gemäßigten durchgedrückt, die Exzeption seiner Kriegsbeute von der Einziehung durch die allgewaltige Kommission. Der Zusatz ist Cicero sichtlich unbequem, dem der übrige Radikalismus der Vorlage so schöne Handhaben zur Bekämpfung bietet[53]). Das wirksamste Argument bei der ruheliebenden Bevölkerung von Stadt und Land war der Hinweis auf den Gegensatz gegen Pompeius, ein Gegensatz, der sich wie ein roter Faden und oft allzu unvorsichtig bloßgelegt, durch die ganze Vorlage hindurchzieht.

Wir sehen, wie wenig Caesar an dem ganzen Agrarprojekt von Rullus und seinem Decemvirat beteiligt war, seine Hand ist nur an dem Hemmschuh erkennbar, den er dem allzu offenen Antagonismus gegen Pompeius angelegt hat. Und diese eine Exzeption war ihm zu wenig. Jetzt erklärt es sich, warum er, als Rullus endlich mit seinem Elaborat hervortrat, sich nicht dafür eingesetzt hat. Die ganze Vorlage fiel sang- und klanglos[54]).

Die Politik des Tages und die große Geschichtsschreibung ist darüber hinweggeschritten[55]). Nur Cicero, der hier wie öfter sein Talent offene Türen einzurennen bewährt hat — wie Mommsen scharf aber treffend bemerkt — ist nicht müde geworden, seinen Sieg aufzubauschen[56]): in Wirklichkeit ist die Vorlage an ihren inneren Widersprüchen und am passiven Widerstande aller gemäßigten Elemente zugrunde gegangen, und nur der neueren Forschung ist sie größer erschienen, weil sie eines der ersten politischen Ereignisse dieser Epoche ist, das uns im hellen Lichte erhaltener Dokumente, der drei Ciceronianischen Präsidentenreden, entgegentritt. Caesar hat mit ihrem Falle keine Niederlage erlitten, nicht einmal seine Partei. Es hatte sich nur gezeigt, daß er — obgleich nicht mehr ganz jung, aber ohne Rang, ohne Vergangenheit — noch immer nicht die entscheidende Autorität besaß, und am wenigsten dann, wenn sich der bedenklich zwischen den Extremen, Regierung und Radikalismus, hin- und herschwankende Crassus von einem großsprecherischen Agitator ins Schlepptau nehmen ließ. Cicero aber und die Reaktion, der er sich immer mehr anschloß, hatte allen Grund das phantastische Projekt des radikalen Volksmannes gegen die gemäßigte

Partei und ihre Führer auszuspielen. Es ist das die bekannte parlamentarische Taktik aller Zeiten und Parteien.

Ganz anders als bei dieser tribunizischen Rogation tritt Caesar bei einem anderen Angriff auf Reaktion und Senatsregiment hervor. Es ist der große politische Prozeß gegen Rabirius im Jahre 63. Schon vorher hatte Caesar als Vorsitzender des Mordgerichtshofs einen vernichtenden Angriff gegen das Sullanische System begonnen. Die bis in die gemäßigten und friedlichen Schichten verbreitete Erbitterung über Sullas Blutherrschaft hatte den Boden vorbereitet. Nichtsdestoweniger war es ein hart an Revolution grenzendes Unterfangen. Caesar zog einige bekannte Werkzeuge der Sullanischen Proskriptionen nachträglich wegen gemeinen Mordes vor sein Gericht und brachte sie zur Verurteilung. Das bedeutete nichts geringeres als eine Annullierung der Sullanischen Ausnahmegesetzgebung, denn durch Sullas Gesetze, die leges Corneliae, war ausdrücklich den ausführenden Organen der Proskriptionen Straflosigkeit zugesichert. Und die Popularpartei machte nicht einmal Miene, die Tendenz zu verhüllen: einer der berüchtigsten Schergen Sullas, Catilina, ging frei aus, weil er sich und seinen Arm der Partei zur Verfügung gestellt hatte.

Für den Rabiriusprozeß besitzen wir in einer erhaltenen Rede Ciceros, in der er im Laufe des Prozeßverfahrens den Angeklagten verteidigt hat, noch ein zeitgenössisches Dokument ersten Ranges[57]). Es handelt sich um einen sehr eigenartigen Fall und ein nach allen Richtungen außergewöhnliches Prozeßverfahren.

Die Schuld des Rabirius lag über 36 Jahre weit zurück. Ende des Jahres 100 hatte der Volkstribun L. Apuleius Saturninus bei einem Revolutionsversuch den Tod gefunden. Er hatte anfangs Hand in Hand mit Marius und auf gesetzlichem Wege, dann isoliert und auf den Weg der Gewalt gedrängt den Versuch unternommen, die Senatsherrschaft zu stürzen. Der Senat verhängte die Acht über ihn und schlug im Verein mit Marius die Revolution nieder. Saturninus und sein Genosse, der Praetor P. Servilius Glaucia, mußten sich Marius ergeben, dieser vermochte nicht sie zu schützen, und sie wurden als Gefangene in einem wüsten Tumult in der Curia Hostilia erschlagen.

Rabirius war an dem Auflauf beteiligt gewesen und hatte sich gerühmt, Saturninus mit eigener Hand getötet zu haben. Sicheres wußte man nicht. Jetzt nach fast vier Dezennien wurde er auf Tod und Leben zur Verantwortung gezogen.

Es war ein komplizierter Fall, der Tatbestand, die Schuldfrage und die Form des Verfahrens schwer umstritten.

Die ganze Sache ging nicht so sehr gegen die gleichgültige Persönlichkeit des Rabirius, eines hochbetagten alten Mannes, als gegen den Senat, gegen die Proklamierung des Ausnahmezustandes und gegen ihren Mißbrauch. Die

Anklage war eingebracht von dem Volkstribunen T. Labienus, später Caesars erstem General in Gallien. Auch hier hatte das Volkstribunat die Initiative — denn es handelte sich um einen Volksprozeß — aber es war eine mit Caesar eng verbündete Persönlichkeit, und er selbst stand unverhohlen hinter der Anklage und hat sie mit zäher Energie unterstützt. Der Prozeß hatte eine tiefgehende prinzipielle Bedeutung. Das bewaffnete Aufgebot gegen Saturninus beruhte auf der Erklärung des Ausnahmezustandes und des Standrechts durch den Senat[58]). Früher trat in Fällen der Bedrängnis das Ausnahmeinstitut der Diktatur in Kraft, seit dieses, in der alten Gestalt, außer Gebrauch gekommen war, hatte der Senat die Übertragung der außerordentlichen Gewalt an die leitende Magistratur des Staates, an die Konsuln, selbst in die Hand genommen[59]). Es war die staatliche Notwehr, auf eine Formel gebracht. Aber eine feste Stellung und Umgrenzung im Staatsrecht hatte diese Selbsthilfe nicht: wenn sie als äußerste Notwendigkeit loyaler Weise auch von der Volkspartei nicht angefochten werden konnte[60]), so war doch Umfang und Berechtigung sehr umstritten, und die Anwendung trug sehr leicht den Stempel illegaler Gewalt. Das Mittel war zuerst in der Gracchischen Revolution vom Senat zur Anwendung gebracht worden: und gleich bei dieser ersten Anwendung war das neue Ausnahmerecht mit den heiligsten Rechten von Bürgerschaft und Plebs in Konflikt gekommen: Unverletzlichkeit der Person und Sakrosanktität der Tribunen. Dementsprechend hatten schon die Gracchen auf das uralte Provokationsrecht, das Recht des Bürgers von der magistratischen Jurisdiktion im Kriminalprozeß an das Volk zu appellieren, zurückgegriffen, und es von neuem eingeschärft, aber vergeblich. C. Gracchus fiel als Opfer der neuen Gewalttheorie, und damit war der Sieg des konsularisch-senatorischen Standrechts entschieden.

Die reaktionären Ultras waren jederzeit und namentlich in diesen Jahren allgemeiner Beunruhigung, Spannung und Zerrüttung, die sich bis tief ins Wirtschaftsleben geltend machte[61]), bereit, gegenüber Umtrieben, die sie für revolutionär erklärten, das Standrecht zu verkünden. Damit war nicht nur die Anarchie und der Umsturz, sondern auch die Reformpartei bedroht.

Gegen diesen Mißbrauch des Standrechts richtete sich der Sensationsprozeß gegen Rabirius. Caesar wollte der gesamten Nobilität zu Gemüte führen, welche Folgen selbst nach Jahrzehnten, wenn endlich ein politischer Umschlag eintrat, ein politischer Mord haben konnte. Der Fall lag an sich nicht günstig: Saturninus' Erhebung war zuletzt in offene Gewalt und Revolution ausgeartet, Marius selbst hatte sie mit bekämpfen helfen. Der eigentliche Angriff richtet sich daher hier — und mit Recht — nicht gegen die Erklärung des Standrechts, sondern gegen seinen Mißbrauch, gegen die tumultuarische Tötung des gefangenen Tribunen, der sich auf Grund einer Kapitulation Marius ergeben hatte[62]). Programmatisch aber ging der Angriff weiter und viel weniger gegen das energische Eingreifen gegenüber der Erhebung des

Saturninus als auf die brutale Vernichtung der großen sozialen Reform der Gracchen, der Märtyrer der Reform- und Popularpartei, noch aus Ciceros Gegenrede können wir den Appell an die Gracchen und ihren schnöden Untergang erkennen.

Großzügig im Programm wurde der Vorstoß mit der gleichen taktischen Genialität durchgeführt. Man erneuerte die alten Formen, indem man Rabirius durch ein auf uraltes Recht basiertes Ausnahmeverfahren zwang, gegen ein magistratisches Todesurteil an das Volk zu appellieren: der Gegner selbst mußte, um sich zu retten, das Provokationsrecht zu neuem Leben wieder erwecken. Der erbitterte Kampf um die Rechtsfrage endete mit dem vollen Siege der Volkspartei. Das legitimistische Prinzip und die Neigung des romantisch-antikisierenden Zeitalters wird hier von der Popularpartei mit glänzendem Geschick ausgebeutet. Wie weit man damit kommen konnte, zeigt schlagend Cicero, er ruft der Gegenpartei zu: wenn ihr so weiter macht, so kommt ihr bis aufs Königtum zurück. Wieder taucht mit bitterer Ironie der Vorwurf auf, der Caesar von jetzt ab immer häufiger gemacht wird, und Cicero hat Recht: das Ziel des stolzen Juliers war die Anknüpfung an das alte Königtum und seine volksfreundlichen Traditionen.

Aber mit klugem Takt wich man einer gehässigen Ausbeutung des Sieges aus. Auf eine Vernichtung des greisen, unglücklichen Rabirius kam es der Volkspartei nicht an. Man ließ es geschehen, daß aus einem formalen Grunde von der verzweifelnden Gegenpartei die Auflösung der Versammlung, in der das Volk über den Tribunenmörder zu Gericht saß, herbeigeführt wurde. Der Prozeß wurde, wenigstens in dieser äußersten Form, nicht wieder aufgenommen. Aber das Verfahren der siegreichen Reaktion war gerichtet, ein warnendes Beispiel aufgestellt, die Reform und — so schien es — auch die Revolution vor dem Strafgericht des Senats geschützt: auf Tod eines freien Bürgers durfte nur das Volk erkennen. Die Ermordung der Gracchen war gerächt. Wie wirksam die ernste Mahnung war, zeigte die allernächste Zeit. Als die Verschwörung Catilinas aufgedeckt und das Standrecht erklärt war, da wagte trotz alledem und trotz der Präzedenzfälle der Gracchen und des Saturninus der — nebst seinem schwachen Kollegen — mit unumschränkter Vollmacht ausgestattete Präsident der Republik Cicero es nicht, diese Waffe zu gebrauchen, er wartete so lange, bis die Revolution selbst ihre Maske abgeworfen hatte[63]). Caesar aber hat das Prinzip der Unverletzlichkeit der Person bis zuletzt und mit Gefahr seines Lebens auch der zeitweilig siegreichen Reaktion gegenüber mit ernster, unerschütterlicher Konsequenz aufrecht erhalten. Er wußte, was er tat. Es hat, wenn auch nicht den armseligen Genossen Catilinas, so doch ihm in den folgenden Tumulten Leben und Existenz gerettet. Und auch den Justizmord an den wider Gesetz und Recht vom Senat zur Verurteilung gebrachten Catilinariern hat er und die Volkspartei getreu ihrem Prinzip gerächt: der unglückliche Konsul Cicero

hat seit der überstürzten Hinrichtung bis zu seiner Verbannung durch das Volk keine ruhige Stunde mehr gehabt, und erst die Begnadigung und Rückberufung hat ihn von dem Alp erlöst.

So wurde in zähem Kampfe, aber auf dem Boden der Gesetze der Reaktion und der Senatsherrschaft eine Position nach der anderen entrissen, aber nicht als Vorbereitung und Grundlage für eine Demokratie — diese war auf dem Boden des Stadtstaates nicht möglich — sondern für die populare Monarchie.

In diesen Zusammenhang gehört auch die berühmte, aber meist anekdotenhaft erzählte und in ihrer vollen Bedeutung nicht gewürdigte Erwählung Caesars zum Oberhaupte der Römischen Staatskirche, zum Pontifex Maximus[64]). Sie fällt gleichfalls in das Jahr 63 und vor den Ausbruch der anarchischen Bewegung, die mit dem Namen der Catilinarischen Verschwörung bezeichnet wird[65]).

Die Wahl zum Pontifikat war vor 150 Jahren, im Jahre 212, auf das Volk übergegangen. Die Sullanische Reaktion hatte in den Priesterkollegien wieder die Selbstergänzung, die Kooptation, eingeführt und damit auch die Wahl des Oberpontifex, wir wissen nicht genauer in welcher Form, dem Volke entzogen. Caesar hat die Volkswahl im Bunde mit dem Tribunat, ebenso wie das Provokationsrecht, zurückerobert. Es war ein neuer — und bei der politischen Bedeutung der Staatskirche nicht unwichtiger — Erfolg der Popularpartei und auch für die städtischen Wählermassen ein schmackhafter Bissen: die Wahlagitation für das begehrte Amt brachte viel Geld in die Hauptstadt.

Zum Dank und als Entgelt erwartete Caesar vom Volke die höchste Würde der Hierarchie — wieder ein Versuch die herkömmliche Ämterfolge da, wo das Gesetz nicht band, zu durchbrechen. Er war bereits Mitglied des Pontifikalkollegiums, von Marius einst zum vornehmsten Priestertum der Staatsreligion, dem Flamonium der Hauptgottheit Roms bestimmt. Aber die Sitte reservierte das Oberpontifikat den ältesten und angesehensten Männern des Staats, von konsularischem und censorischem Rang, seine Gegenkandidaten waren der ehrwürdige Konsular und ehemalige Censor Q. Lutatius Catulus, das Oberhaupt der Nobilität, und P. Servilius Isauricus, gleichfalls ein alter Konsular, unter dem einst Caesar als junger Offizier kurze Zeit Kriegsdienste gegen die Seeräuber getan hatte. Es wurde alles angespannt, um die unerhörte Wahl des 37jährigen Caesar zum Oberhaupt der Kirche zu hintertreiben, man hoffte auf seine ungeheuren Schulden und ließ sich herab ihm eine hohe Abfindungssumme anzubieten. Caesar lehnte alles ab. Das Wahlergebnis war ein unerhörter Erfolg. Caesar erhielt bei der Abstimmung nicht nur die Majorität, sondern in den eigenen Tribus der beiden hohen Konsulare mehr Stimmen, als diese in der Gesamtheit der abstimmenden Tribus: ein um so bemerkenswerteres Resultat, als der Zusammenhalt der

Tribusgenossen ein sehr enger war und eine Hauptgrundlage der Agitation bildete; es zeigt, wie entfremdet im Grunde, trotz ihrer teuer erkauften Wahlerfolge, die hochfahrende Nobilität dem Volke war. So große Summen auch jetzt von beiden Seiten in den Wahlkampf geworfen waren, das war keiner von den üblichen Wahlsiegen, sondern eine imposante Volkskundgebung, die mit spontaner Einmütigkeit Caesars Popularität bewies. Die Vorstandschaft der Staatskirche war ein Erbteil des Königtums — sein Name lebte noch im Titel des Opferkönigs weiter, seine sakrale Macht im Oberpontifikat. Caesar hat, wie Augustus, immer hohen Wert auf die sakralen Würden gelegt, und in diesen krisenschwangeren Zeiten war ihm das einmütig durch den Willen des Volkes übertragene heilige Amt von besonders folgenschwerem Werte: ihm fehlte, als Sohn des patrizischen Hochadels, die Unverletzlichkeit des Tribunen, an ihrer Statt schützte ihn die Weihe der Religion, und der äußere Ausdruck der neuen Würde war die Amtswohnung im Pontifikalpalais an der heiligen Straße[66]).

Im gleichen Jahre fand die Wahl Caesars zum Prätor statt, dem ersten hohen Amte der Römischen Regierung, das den Anspruch auf eine Statthalterschaft gewährte. Es ist das gleiche Jahr, in dem Catilina sich zum zweiten Male vergeblich um das heißersehnte Konsulat bewarb und in das die Anfänge und der Ausbruch der anarchischen Revolution fallen. Vor den Antritt des neuen Amtes, der im Jahre 62 erfolgte, drängen sich die Ereignisse dieser Revolution.

Neben diesen Kämpfen geht eine ausgesprochen revolutionäre Bewegung, die immer kühner ihr Haupt erhebt und in zwei Revolutionsversuchen zum Ausbruch gelangt. Der erste ist nicht bis zur bewaffneten Erhebung gekommen und für uns in tiefes Dunkel gehüllt. Am meisten wissen wir — und auch hier spielt die publizistische Tätigkeit Ciceros eine große Rolle — von der zweiten, der sogenannten Catilinarischen Verschwörung[67]). Ihre uns in breiter Ausführlichkeit bekannte Geschichte hat vielfach die anderen, nicht minder wichtigen Vorgänge der gleichen Zeit, die auf eine Reform, nicht einen Umsturz losarbeiteten, in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt, aber auch ihre eigene Geschichte ist trotz der überreichen Literatur, die sich mit ihr befaßt hat, in vielen und entscheidenden Momenten nicht geklärt[68]). Die Grundfrage ist und schon für das Altertum, noch mehr aber für die Neuzeit: wie haben sich Caesar und Crassus, oder vielmehr Crassus, der erste Mann nach Pompeius, und Caesar zu der revolutionären Bewegung und ihrem unterirdischen Treiben verhalten? Diese Frage ist sehr verschieden beantwortet worden. Man hat versucht, die beiden damaligen ersten Häupter der Volkspartei von dem Vorwurf der Beteiligung gänzlich reinzuwaschen — diese Versuche sind immer mehr verstummt und beschränken sich

jetzt auf die letzte Phase des Komplotts. Auf der anderen Seite steht die Ansicht, die in Crassus und Caesar die Verbündeten und unmittelbaren Auftraggeber der geplanten Revolution sieht: für sie ist die Bewegung eine Frucht des Bundes von Demokratie und Anarchie. Beide Auffassungen sind in ihren verschiedenen Variationen nicht erschöpfend und beide werden den komplizierten Parteiverhältnissen der Zeit nicht voll gerecht.

Rom und Italien standen seit Jahren am Abgrund der Revolution. Überall traten mit erschreckender Deutlichkeit die Keime der Auflösung und der Zersetzung zutage. Die altersschwache, immer mehr sich abschließende und immer mehr verknöchernde Nobilität und ihr Regiment waren bankerott, unfähig, sich zu einer Idee, zu einer fruchtbaren Reform oder auch nur zu einem energischen Entschlusse aufzuraffen. Nur wenige, wie der ehrwürdige Lutatius Catulus, der hochsinnige Lucullus, wahrten mit den Ansprüchen auch die Würde ihres Standes, und immer mehr begannen sich die besseren Elemente, wie Lucullus, angeekelt vom öffentlichen Treiben, vom Staatsleben zurückzuziehen. Nur Cato, der Märtyrer der altrömischen Romantik, und einige fanatische Anhänger von ihm träumten von der Wiederherstellung von Senat und Republik in den alten, engen, biederen Formen. Wer ernstlich, wie Cicero an eine Reform von innen heraus dachte, hatte sich längst mit dem Gedanken eines mehr oder weniger persönlichen Regiments, einer konstitutionellen Monarchie auf der Basis der senatorischen Verfassung, abgefunden und Anschluß an die aufgehende Sonne, an Pompeius, gesucht. Eine kurze Zeit lang hat er nach der Niederwerfung der Revolution von den Erfolgen seines Konsulats berauscht, an seinen eigenen Prinzipat geglaubt. Aber dieser konstitutionellen Reformpartei, die die Schäden anerkannte, ohne sie heilen zu können, fehlte die erste Vorbedingung — die Befreiung von der verrotteten Senatswirtschaft, sie konnte stets, wie Cato, wie Cicero später in Kilikien, nur im engen Umkreis und vorübergehend Wandel schaffen. Im übrigen vergeudete der tätige Teil der Nobilität seine Kraft in der unfruchtbaren Verteidigung des Alten, am leidenschaftlichsten und ehrlichsten, aber auch am barocksten Cato, viel ruhiger und klarer Cicero, nur seine Präsidentenherrlichkeit und die aristokratische Phrase hat zeitweilig und vorübergehend dem neugeschaffenen Aristokraten und Mitglied der Nobilität den Kopf verdreht und den Blick gegenüber den unerbittlichen Notwendigkeiten der Zeit verdunkelt. Die Zeit des Senatsregiments war vorbei, und die Schuld trug die Nobilität, ihr blinder Eigennutz und ihre Korruption, die schon in der Zeit des Jugurthinischen Krieges in erschreckender Weise zutage getreten waren. Italien in unaufhaltsamem Rückgang, der Bauernstand ruiniert, zerrüttende innere Kriege, wie der Bundesgenossenkrieg und die Verwüstungen der Sklavenkriege, die Provinzen geknechtet, überall Abfall und Erhebungen, nur durch einzelne Feldherren niedergehalten, von denen nicht jeder geneigt war, wie Lucullus unter die Herrschaft der Nobilität und ins Privatleben

zurückzutreten — das war der Zustand des Römischen Imperiums und seines Stammlandes unter der Herrschaft der absterbenden Nobilität. Sulla hatte sie, als sie im Zusammenbrechen war, noch einmal gerettet, sein Regiment bezeichnet den Gipfel der Reaktion, aber auch ihrer Mißwirtschaft und ihrer Unfruchtbarkeit. Nur seine eiserne Konsequenz hielt mit imponierender Kraft das morsche Gebäude zusammen, und — unfreiwillig — hat er das erste Beispiel einer starken Monarchie aufgestellt. Die Macht lag nicht mehr beim Senat und nicht beim Volk von Rom, das längst nicht mehr die Italische Nation repräsentierte, sondern beim Feldherrn und beim Heere. Freilich nicht bei jedem Feldherrn und nicht bei jedem Heere. Als Sulla, von fast sämtlichen legitimistischen Offizieren verlassen, seine Legionen zum Sturm auf Rom führte — zum Entsetzen der legitimistischen Welt, die er retten sollte — da ist ihm der gemeine Mann in dem dunklen Gefühl gefolgt, daß hier mit Hilfe der überlebten Abstimmungsmaschine ein himmelschreiendes Unrecht an seinem tapferen General, der ihn zu neuen Siegen und zu neuer Beute führen sollte, begangen worden war. Ohne diesen inneren Rechtsanspruch hätte Sulla seine Mannschaften nie zur Empörung gegen den ehrwürdigen Mittelpunkt des Staates mit fortgerissen. Die Imponderabilien haben auch damals schon, und damals zu Gunsten der Reaktion ohne ihr Verdienst, mitgespielt, und es ist falsch — wie die moderne Forschung häufig tut — sich mit der revolutionären Volkspartei, die damals die Maschine der städtischen Volksversammlung in der Hand hatte, auf den rein formalen Standpunkt zu stellen.

Die Kriege, die Revolutionen, die Zerrüttung des Bauernstandes und vor allem die furchtbaren Proskriptionen Sullas uud die mit ihnen verbundenen Konfiskationen hatten eine ungeheure Umwälzung des Besitzes zur Folge gehabt. Die von Haus und Hof verjagten Bewohner, zum Teil Bürgerschaften ganzer Städte, bildeten eine ewig unruhige, tieferbitterte Masse. Diese Elemente hatten bereits bei der Revolution des Lepidus eine große Rolle gespielt. Und ein ebenso unruhiges Element bildete ein Teil der neuen Besitzer, die Soldaten und Offiziere, die in die durch die Landeinziehungen freigewordenen Grundstücke eingerückt waren, ihr Reichtum war oft ebenso schnell gewonnen wie zerronnen, und sie standen auf jeden Ruf zu einer neuen aussichtsvollen Erhebung bereit. Überhaupt — und dies ist vielleicht die schwerste Folgeerscheinung derartiger sozialer Umwälzungen — es hatte durch Konfiskationen, Schenkungen, Schleuderverkauf und leichten Erwerb eine tiefe Demoralisation platzgegriffen, die Begriffe von Eigentum und Recht waren in ihren Grundfesten erschüttert, Betrug, Übergriffe und Gewalt an der Tagesordnung: die Prozeßreden Ciceros geben uns seit der Sullanischen Epoche eine traurige Illustration dieser verwahrlosten Zustände.

Tiefer als der wirtschaftliche Ruin griff diese moralische Zerrüttung in das Leben der Nation ein: Treu und Glauben, Scheu und Achtung waren

dahin. Bei Herrschenden wie Enterbten gärte die gleiche Zersetzung — ein moralischer Nihilismus, der weit zerrüttender war und ist als die extremen Theorien einer politischen Partei. Diese Keime übten ihre zerstörende Wirkung in der gesamten Nation aus, aber die unteren Schichten, dumpf und durch festgewurzelte Tradition gewöhnt, der Führung der leitenden Klassen zu folgen, erwarteten die Initiative von oben, und wenn vereinzelte Sullanische Subalternoffiziere, wie Manlius sich an die Spitze der Bewegung stellten, so geschah das nicht an erster Stelle und auf eigene Verantwortung. Das Volk der Hauptstadt aber war — so geneigt es zu jedem Auflauf und Krawall sein mochte — für eine Umwälzung nicht so leicht zu haben, wie es bei seiner ewigen Unruhe schien, es ahnte, daß es bei einer gesunden Reform, wie sie die Monarchie später durchgeführt hat, viel eher verlieren als gewinnen könnte. Wer hier mit Erfolg für die Revolution Propaganda machen wollte, mußte sich an die verzweifeltsten Elemente wenden und die extremsten Hoffnungen erwecken. Der süße Pöbel war nur für eine radikale Umwälzung und für die Anarchie zu haben. Wir dürfen daher die Römischen Unruhen dieser Zeit nicht schematisch mit den sozialen Bewegungen der Neuzeit vergleichen: der Kampf geht nicht vom Proletariat aus, wie er nur zu oft in äußerlicher Gleichung der modernen und antiken Terminologie gefaßt wird[69]).

Schon bei dem ersten Revolutionsversuch tritt es deutlich hervor, aus welchen Kreisen und Motiven die Initiative stammt. Und beide Putschversuche, so verschieden ihr Verlauf ist, sind in dieser Richtung auf das engste miteinander verwandt.

Das erste Komplott fällt in die Wende des Jahres 66 auf 65. Der geplante Staatsstreich nahm seinen Ursprung aus den Kreisen von Nobilität und Amtsadel. Der Anlaß lag in der maßlosen Rivalität und Korruption des Wettbewerbs der Kandidaten. Die Wahlen waren längst zu einem rücksichtslosen Kampf um die Staatskrippe geworden. Konnexion und Geld gaben fast ohne Ausnahme den Ausschlag. Die Überwundenen und Durchgefallenen waren nicht nur im Wettbewerb geschlagen, sondern meist zugleich — durch die ungeheuren Kosten der Wahlagitation — ruiniert. So hatte sich auch innerhalb der Nobilität eine Menge verzweifelter Existenzen angesammelt, doppelt gefährlich durch ihre mächtigen Verbindungen und durch das Ansehen ihres Namens. Die Wahlen für das Jahr 65 hatten zu einem öffentlichen Skandal geführt: die für das kommende Jahr erwählten beiden leitenden Beamten des Staates, die designierten Konsuln P. Autronius Paetus und P. Cornelius Sulla, ein Angehöriger der erlauchtesten Aristokratie und Verwandter des Diktators, waren nach der Wahl wegen unsauberer Wahlmanöver großen Stils vor Gericht gezogen, verurteilt, ihres Amtes, das ihnen für das nächste Jahr übertragen war, und ihrer Senatorenwürde verlustig erklärt worden. Zwei neue Konsuln waren an ihrer Stelle erwählt worden,

T. Manlius Torquatus — sein Sohn hatte die Anklage geführt — und L. Aurelius Cotta, der jüngste der drei Cottae, deren Geschlecht die Mutter Caesars angehörte und die vermutlich Oheime Caesars waren.

Die Ausgestoßenen beschlossen, die ihnen entrissene Präsidentschaft der Republik auf dem Wege der Revolution wiederzugewinnen. Sie verbündeten sich — Autronius Paetus, der aus geringerer und jüngerer Familie stammte, voran, während Sulla sich im Hintergrunde hielt — mit Catilina, der gleichfalls durch Fehlschläge und kompromittierende Prozesse erbittert war, um am 1. Januar des Jahres 65 beim feierlichen Amtsantritt die neuen Konsuln auf dem Kapitol zu überfallen, zu erschlagen und durch einen Staatsstreich sich in den Besitz der entrissenen Würde zu setzen. Catilina war hier zunächst bloß Werkzeug, aber auch seine Ansprüche gingen hoch, und man hat ihm, so scheint es, gleichfalls das Konsulat für die nächste Zukunft zugesagt. Die Fäden des Komplotts reichten sehr weit. Crassus wußte darum[70]), und selbst im Senat sah man nicht ungern eine Macht entstehen, die Pompeius die Spitze bieten konnte. Und so wenig man geneigt war, das gegen Konsuln und Senat gerichtete Attentat passiv über sich ergehen und sich abschlachten zu lassen, so wenig hat man, als das Komplott im Sande verlief, eine ernstliche Verfolgung eintreten lassen, selbst Catilina, der anrüchigste Verschwörer, wurde von Torquatus öffentlich rehabilitiert[71]).

Es scheint, daß die Kräfte, die sich gegen das Äußerste sträubten, auch von den Verschworenen das Äußerste abgewandt haben. Es waren sehr verschiedene Mächte an der Konspiration beteiligt. Die ultrakonservative Richtung hat später in ihren Pamphleten und Geschichtswerken Crassus und Caesar offen als die eigentlichen Urheber des Komplotts bezeichnet, und die neueren Forscher haben, so bedenklich die Quellen und ihre Darstellung sind, großenteils die Behauptung aufgenommen und geglaubt. Bereits der Antiquar Sueton, auf dessen Autorität man sich stützt, war vorsichtiger: er spricht nur von Verdacht und Gerücht. Und diese waren ohne Zweifel nicht unbegründet. Von langer Hand hatte Caesar sich durch die Agitation in der Transpadana einen Boden vorbereitet, der durch seine großen finanziellen wie militärischen Hilfsmittel selbst im Falle eines offenen Kampfes einen mächtigen Rückhalt bot: es war die gleiche Basis, auf der er später den Kampf mit Pompeius und Senat aufgenommen hat. Im anschließenden Jahre hat Crassus während seiner Censur im Bunde mit Caesar in autokratischer Überspannung seiner magistratischen Machtvollkommenheit den revolutionären Versuch gemacht, der mächtigen Landschaft das volle Bürgerrecht zu verleihen. Daß in diesen Jahren etwas im Gange war und man, wenn es sein mußte, bereit war, bis zur offenen Schilderhebung in der volkreichsten und leistungsfähigsten Provinz von Großitalien zu schreiten, können wir der Suetonischen Überlieferung ohne Bedenken glauben: es wäre eine ungleich tragfähigere Basis gewesen als der Aufstand in Etrurien, mit dem sich

Lepidus verbündet hatte. Aber gerade in diesem kernigen und ackerbauenden Gebiete lebte neben dem berechtigten Wunsch nach voller Gleichberechtigung ein stark konservativer Geist und eine tiefgewurzelte Ehrfurcht vor den großen Traditionen Roms, vor Senat und Republik. Auch als Caesar als allmächtiger Gebieter Galliens und Feldherr eines treuergebenen Heeres dastand, hat er aus diesem Grunde durch eine überaus vorsichtige Politik und schwere Opfer die Schuld am Ausbruch des Bürgerkrieges den Gegnern und ihrer Scharfmacherei zuzuschieben gewußt. Wie verschiedene Elemente dicht nebeneinander, im Schoße der Familie sogar, in den blühenden Gemeinwesen Oberitaliens lebten, zeigt das Beispiel Catulls: der weitschauende Vater ein Anhänger und naher Freund des allmächtigen Statthalters, der junge Sohn ein glühender Verehrer der Republik und ihrer ehrwürdigen Traditionen. Und in diese Welt sollte die Brandfackel durch die Ermordung der höchsten Beamten der Republik, von denen der eine Caesar durch Verwandtschaft und die liberalen Traditionen seines Geschlechts sehr nahe stand, am Tage ihrer feierlichen Amtseinführung geschleudert werden?

Schon daß der Plan nicht zur Ausführung kam und wie er nicht zur Ausführung kam, gibt zu denken. Daß er Catilina und Genossen nicht fremd war, zeigt die Vergangenheit und Zukunft Catilinas. Daß Crassus und somit auch Caesar gleichfalls um ihn wußten, wagt auch Caesars Parteigänger Sallust nicht zu verschleiern. Aber das Komplott kam nicht zur Ausführung und ebenso nicht zur Bestrafung, und am meisten gibt letzteres zu denken. Die Lösung gibt uns die Optimatische Tradition selbst an die Hand. Der Ehrgeiz von Caesar und von Crassus soll den furchtbaren Plan gezeitigt haben, aber — sie selbst erzählt es — er ist an Caesars eignem Zögern gescheitert. Die Brigantenrolle, die ihm dabei von ihr zugewiesen wird, ist nichts als ein Abklatsch von Catilina, aber die Angabe, daß das Komplott nicht zum Ausbruch kam, weil Caesar nicht das Zeichen gab, enthält einen sehr richtigen Kern, und sie wird noch deutlicher durch die Notiz, daß Crassus in letzter Stunde durch Angst und Reue getrieben sich zurückgezogen hätte. Die beiden Parteiführer wußten um den Plan, sie begünstigten ihn bis zu einer gewissen Grenze, die anarchistische Revolution, für die der Zündstoff überreich aufgehäuft war, bedurfte freilich einer solchen Protektion kaum und sie hätte ohne die hohen Protektoren den ersten blutigen Teil wahrscheinlich viel eher und glatter durchgeführt. Aber — die Führer der Popularpartei und der Transpadana konnten den wirklichen Ausbruch der blutigen Verschwörung nicht brauchen und am allerwenigsten in der geplanten Form[72]): sie brauchten das anarchistische Komplott einiger Desperados der Nobilität, um die schwache und geängstigte Regierung zu schrecken, nicht um ein Blutbad unter den zitternden hohen Herren anzurichten. Caesar hatte die Revolution von Marius und Cinna und ihren Zusammenbruch erlebt, er hatte sich von der gegen diese weit gemäßigteren Erhebung des Lepidus als blutjunger Mann

besonnen ferngehalten, er hat sein ganzes Leben hindurch, wenn es sein mußte, mit dem Terror operiert, aber nur um zu schrecken, nie um sich ihm in die Arme zu werfen. Die zerstörenden Kräfte waren da, der Boden im tiefsten Grunde unterwühlt, die Regierung auf die Dauer unfähig, die Anarchie und Auflösung zu hindern. Immer wieder hat Caesar der Nobilität, den Größen des Tages — von Cicero bis hinauf zu seinem Kollegen im Triumvirat Pompeius — die Gefahr gezeigt und mit unerbittlichem Nachdruck die Notwendigkeit vor Augen geführt, die Rettung in dem starken Mann zu suchen. Nicht immer und nicht gleich ist es geglückt, gegen die reine Anarchie haben zunächst polizeiliche Repressivmaßregeln und schwächere Hände genügt. Das Ende aber war und mußte sein — die Diktatur des starken Mannes.

Das Wort ist auch bei dieser Gelegenheit gefallen, und wieder ist es die Optimatische Überlieferung, die uns — wohlunterrichtet — das Richtige, aber das Richtige in einer bis auf heute geglaubten Karikatur bietet: das letzte Ziel von Crassus war die Diktatur mit Caesar an der Seite. Aber nicht aus der Hand der Anarchie, sondern neben und über sie weg sollte sie errungen werden aus der Hand der Popularpartei, mit dem starken Rückhalt der loyalen Transpadana, und aus der Hand des verängstigten Senats. In diesem Sinne waren die beiden die Patrone, aber auch die Zügler der drohenden Revolution, und daher die mehrfach erneuten Drohungen, daher, als der Senat sich nicht schrecken ließ, das Unterbleiben ihrer Ausführung und daher auch das Unterbleiben jeder ernstlichen Verfolgung. Im Gegenteil: ein junges hoffnungsvolles Mitglied der bunt zusammengesetzten Aktionspartei, das sich sogar in trotziger Kampflust sehr stark mit dem radikalen Flügel eingelassen hatte, der rücksichtslose, brutale und ehrgeizige junge Cn. Piso wurde in harmonischer Übereinstimmung von Crassus und Senat mit einem außerordentlichen Kommando und einem beträchtlichen Heere nach den Spanischen Provinzen entsandt, um ein Gegengewicht gegen die Macht des Pompeius zu schaffen. Aber er verstand es nicht, sich mit den stolzen Spanischen Edelleuten zu stellen. Er fiel bald durch Meuchelmord — ein Opfer seines ungezähmten Hochmuts und der Mißwirtschaft in den unglücklichen Provinzen, man raunte, daß auch die Partei des Pompeius, der in Spanien seit seiner dortigen Wirksamkeit einen starken Anhang besaß, an der Beseitigung des jungen Statthalters nicht unbeteiligt war. Crassus hatte ihn, und wahrscheinlich wegen seiner intransigenten Haltung, vor Caesar begünstigt, freilich war diesem im Anfange wohl auch die Aufgabe zugefallen, die Transpadana der Diktatur und der Partei zu sichern. Später war er in der Wahl vorsichtiger. Ägypten und die Ordnung der Ägyptischen Frage hat er — und es war kein leichter Verzicht — nicht sich, nicht einem anderen Werkzeuge, sondern dem ersten und besonnensten Politiker der Popularpartei, Caesar, vorbehalten.

Dieser junge Piso, der kaum genannt und in eine Stellung erhoben, die der von Pompeius in Spanien sehr nahe kam, ebenso schnell wieder verschwindet, ist einer der ersten Prätendenten, der aus dem Rennen fällt. Es genügte nicht, wenn man in dem wilden Kampf um die Macht Glück hatte, Zeit und Reich erforderten einen ganzen Mann, nicht einen ehrgeizigen, verwegenen Streber. Es ist ein Grundirrtum in der Beurteilung der Anfänge Caesars, wenn man die großen Richtlinien seiner späteren Politik, die schon hier zutage treten, übersieht und einen klaffenden Riß zwischen dem sich Emporringenden und dem Herrscher und Triumvir zieht. Caesar steht höher als die Renaissance und Macchiavell, und er hat ein wunderbares Augenmaß für die Bedeutung der Imponderabilien und ihre Übermacht über Brutalität und niederziehenden Zynismus gehabt.

Es scheint also, wir können durch das Dunkel der kärglichen und trüben Überlieferung noch die Grundlinien dieser rätselhaften und doch so weit verzweigten und bedeutungsvollen ersten Bewegung verfolgen. Sie hatte, trotzdem die Einschüchterung des Senats nicht in der beabsichtigten Weise gelang, ein sehr großes Ziel erreicht: Regentschaft und Kommando der beiden Spanischen Provinzen. Es lag nicht an ihr, wenn dieser Vorteil schnell und wirkungslos verrann. Wir sehen auch, wo die Opposition gegen Pompeius und seine monarchische Stellung lag: nicht bei der Volkspartei oder dem Senat allein — beide waren einig, seine Übermacht nicht bis in den Himmel wachsen zu lassen, und beide hatten entschlossene Männer zur Verfügung, darunter einen Caesar, der nie öffentlich mit Pompeius gebrochen hatte und stets auch seine Seite hielt: im letzten Notfall, wenn Pompeius gegen Senat und Volk eine reine Militärmonarchie proklamiert hätte, wären im Schoße seiner Generalität in den Heeren der Provinzen — wie so oft im späteren Kaisertum — ohne Zweifel Kräfte aufgetaucht, die seine Übermacht und seine Herrschaft im Namen von Senat und Volk zu brechen bereit gewesen wären.

Einen noch viel reicheren Einblick gewähren uns zeitgenössische Dokumente und zeitgenössische Geschichtsschreibung[73]) in die zweite Phase der revolutionären Bewegung, die im Jahre 63 zum Ausbruch kam.

Unsere ausführlichste, freilich und naturgemäß sehr bestimmt gefärbte Quelle ist die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung, die nicht lange nach dem Tode Caesars in der Zeit der beginnenden Wiedererhebung der Monarchie sein General und Anhänger Sallust geschrieben hat[74]). Er neigt nicht nur dazu, die Beziehungen des späteren Monarchen Caesar zu der extremen Gruppe zu verschleiern und abzuleugnen, sondern — und das hängt mit den veränderten Verhältnissen zusammen, unter denen er schreibt — er drängt auch die sozialen Keime der Revolution, die in den Zuständen der gesamten Nation lagen, in den Hintergrund, ebenso wie die Verbindung Catilinas mit der Volkspartei und ihrem reformatorischen Programm. Die Volkspartei soll nicht nur von dem Anteil an der anarchistischen Revolution, sie soll

überhaupt von dem Vorwurf revolutionärer Neigungen und Pläne gereinigt werden: die siegreiche Macht lehnt stets ihren revolutionären Ursprung ab, und noch mehr verschleiert sie revolutionäre Pläne, die nicht zum Ausbruch und nicht zum Erfolg führten. Aber ebenso falsch wie diese Verschiebung ist es, Catilina und sein eigenes Programm, wenn er es auch nicht immer voll entfaltet hat, mit der popularen Reformpartei zu identifizieren und ihn gar, wenn auch nur zeitweilig, zu ihrem Führer machen zu wollen.

So vernichtend für die Nobilität das Urteil ihres Gegners Sallust ist, daß Catilina und die anarchistische Revolution aus ihrem Schoße und aus ihrer Korruption hervorgegangen sind, so richtig ist es und so klärlich wird es von Tatsachen und unabhängigen, auf das tiefste in die Politik jener Tage eingeweihten Zeugen und Beobachtern bestätigt.

Die maßgebenden Führer stammen aus der Nobilität, L. Sergius Catilina an der Spitze. Zwei von ihnen, der Patrizier Catilina und L. Cassius Longinus, der Sohn einer angesehenen Familie der nichtpatrizischen Nobilität, waren im Jahre 64 Bewerber um das höchste Staatsamt, das Konsulat[75]). Auf das peinlichste und zum eigenen Verderben wurde in der Leitung der Verschwörung die Rangordnung beachtet.

Ein äußerst bemerkenswertes Licht wirft das von Reitzenstein und Ed. Schwartz aus der Vergessenheit hervorgezogene Pamphlet gegen Cicero, das unter dem Namen der Ps.Sallustischen Invektive bekannt ist, auf das Gebaren und die Ansprüche dieser revolutionären Gruppe von hohen Standesherren. Es ist mitten aus dem Treiben des Tages und aus frischem Haß heraus geschrieben, seine Entstehungszeit ist durch die politische Situation gegeben. Sie fällt in das Jahr 54. Aber über der Suche nach dem Verfasser, den man in dem Konsul des Jahres 58, L. Calpurnius Piso, einem heftigen Gegner Ciceros vermutete, hat man den Kreisen, aus denen das Pamphlet stammt, nicht genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Der wütende Angriff ist aus dem Schoße der Überreste der Catilinarischen Partei hervorgegangen, das Pamphlet steht nichts weniger als auf popularem Standpunkt. Die Kreise, aus denen es stammt, sind Feinde des Senats ebenso gut wie des Volkes, aus der Bahn geworfene Repräsentanten der verbissensten Hocharistokratie, die selbst als Revolutionäre Respekt vor ihrer erlauchten Abstammung verlangen und mit Verachtung auf den Konsul spießbürgerlicher Abstammung herabschauen, den der Senat in Ciceros Person sich als Retter erkoren und als Vater des Vaterlandes geehrt hatte[76]). Die Schrift ist eines der handgreiflichsten Zeichen für die furchtbare Korruption der skrupellosen Ämterjagd und für die vollkommene Verwirrung der Begriffe in den Köpfen dieser hohen Herren, die die Ansprüche von Königen und nicht die Reputation des geringsten Bürgers hatten.

Bezeichnend ist auch die negative Seite der Revolution: das Tribunat, die berufene Vertretung von Volk und Volkspartei spielt bei dieser Bewegung

so gut wie gar keine Rolle, und nur gelegentlich und vereinzelt tritt ein Tribun als Helfer dieser Gruppe hervor.

Die soziale Reform, das Volk und die Verbindung mit seinen radikalen Elementen, zeitweilig auch mit der Volkspartei, die aber dabei stets ihre eigene Politik trieb, war für Catilina nichts als Mittel zum Zweck, und darin beruht mit die Brüchigkeit und schlechte Fundamentierung dieses mit so großer Besorgnis erwarteten und so kläglich gescheiterten Unternehmens.

Bevor wir uns den verwickelten Parteiverhältnissen und den Beziehungen der Volkspartei und ihrer Führer zu diesen Agitatoren und zur Propaganda der Tat zuwenden, müssen wir den Gang der Bewegung und die Persönlichkeit ihres Führers einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Die dämonische Persönlichkeit des L. Sergius Catilina, die Quintessenz der Verworfenheit, aber auch der Energie dieser wilden Zeit ist von Sallust und nach ihm von Mommsen mit unverlöschlichen Zügen gezeichnet. Aus patrizischem Geschlecht stammend[77]), war er einst der Scherge der Sullanischen Mordbefehle gewesen und mit dem Blute der angesehensten Mitglieder der Popularpartei befleckt. Jetzt hatte er sich — mit der Nobilität, die ihn ausstieß, überworfen — zum Anwalt der Enterbten aufgeworfen. Es ist falsch, wenn man erst der Zeit nach seiner Niederlage und Brandmarkung diese schwarze Auffassung zuschreibt, sie spricht bereits aus den Dokumenten, die älter sind als seine Revolution[78]). Aber diese Versuche der modernen Forschung hängen damit zusammen, daß man die zwei entscheidenden Abschnitte in seiner Politik, den Versuch einer gesetzmäßigen Bewerbung um das Konsulat und das nach dem Mißerfolg der Kandidatur zum Ausbruch gelangte Komplott, in ihren letzten Zielen und Motiven zu scharf schied, und mit der Reinwaschung Caesars, die man auf Grund der alten Voraussetzungen für nötig hielt, auch eine Rehabilitierung des ruchlosesten und skrupellosesten Politikers dieser Epoche verband, die sich fast bis zu einer Verklärung und zu einer Gleichstellung mit dem Genius Caesars, dem er nur an Kraft und Kühnheit, nicht an Tiefe glich, verirrte. Cinna, Lepidus und andere schillernde Parteihäupter dieser Epoche stehen bereits als Charaktere und Politiker nicht auf großer Höhe, Catilina aber, auch im Privatleben bis zum gemeinen Verbrecher herabgesunken und von allen Furien gehetzt, ist imposant nur durch die Konsequenz seiner Verwegenheit, nicht durch seine Ziele und seine Persönlichkeit. Er ist, als er die Bühne der Weltgeschichte betritt, bereits ein ruinierter Spieler, und er hatte eine Zukunft nur als Werkzeug oder als Rädelsführer eines grauenvollen Umsturzes.

Trotzdem hatte er es — ein Zeichen für die ungeheure Fäulnis — bis zur Prätur und bis zur Statthalterschaft in der Afrikanischen Provinz gebracht. Hier hatte er sich allerdings durch schmutzige Erpressungen schwer kompromittiert und war infolgedessen in einen, auch für diese wenig empfindliche Zeit sehr üblen Aufsehen erregenden Prozeß verwickelt worden. Beiläufig

bemerkt hat der vielseitige Cicero, nach dem Prinzip, allen gefällig zu sein, gelegentlich sehr ernstlich daran gedacht, ihn aus Opportunitätsgründen als Anwalt zu verteidigen[79]).

Auch seine Genossen stammen aus angesehenen Familien der Nobilität und der Ritterschaft, an der Spitze Persönlichkeiten aus der höchsten Aristokratie. Sallust unterstreicht das, aber er hat es nicht erfunden, das zeigt die Liste der Verurteilten und Hingerichteten.

Obgleich in das im Sande verlaufene Komplott des Jahres 66/5 in kompromittierender Weise verwickelt, hat Catilina dennoch zunächst auf dem legalen Wege des Konsulats nach der Macht gestrebt. Er erscheint unter den Bewerbern des Jahres 64, die für das folgende Jahr mit Cicero zusammen kandidierten.

Da ihn die Nobilität abgelehnt hatte, so hat er ähnlich wie Lepidus und andere sich der Popularpartei, mit deren Führern er bereits vorher Fühlung hatte, angeschlossen. Die Popularpartei mußte sich mit solchen von der Nobilität abgefallenen Kandidaten begnügen, denn es war überaus selten, daß ein neuer Mann durch das enge Maschenwerk der wohlgeordneten Ämterhierarchie und ihrer unerbittlichen Jahresfolge bis zu einem höheren Amte durchdrang, und wenn das gelang, so verfiel er nur zu leicht, wie Cicero, dem Zauber der Tradition. Sie mußte froh sein, wenn sich unter den an sich ziemlich zahlreichen ruinierten Existenzen eine Persönlichkeit von der unzweifelhaften Bedeutung Catilinas fand. So wurden er und Antonius, gleichfalls ein ehemaliger Sullaner und infolge des Skandalprozesses, in den ihn Caesar verwickelt hatte, aus dem Senat gestoßen, die Kandidaten der Reformpartei. Sie wurden — und deshalb hatte man die Hauptkräfte auf Catilinas Kandidatur konzentriert — auf Grund sehr bestimmter Pläne von den maßgebenden Führern der Partei unterstützt, Pläne, die freilich keineswegs in der Absicht eines blinden Zusammengehens mit dem arg kompromittierten Haupt einer zu allem bereiten Gesellschaft von Desperados, die schon im Jahre 66/5 verzweifelte Attentate geplant hatte, bestanden[80]). Aus dieser Unterstützung machte man kaum ein Hehl, und auch von welcher Seite sie ausging und worin sie in erster Linie bestand, sagt uns Cicero in seiner großen Kandidatenrede ziemlich unverblümt[81]). Caesar und Crassus, die Häupter der Popularpartei, waren Catilinas Hauptstützen im Wahlkampf, und der Hauptfaktor das Geld des reichen Crassus. Damit ließ sich bei einer normalen Wahl, in der die hauptstädtischen Massen den Ausschlag gaben, der Erfolg mit ziemlicher Sicherheit gewinnen. Wie weit sie und wie offen sie ihren persönlichen Einfluß in die Wagschale warfen, wissen wir nicht. Daß Cicero in den erhaltenen Resten seiner Kandidatenrede mit dunklen Anspielungen arbeitet, deutet eher auf das Gegenteil[82]). Jedenfalls hat Catilina ihren politischen Kredit nicht gehabt.

Denn während Caesar bald darauf in der Bewerbung um das Ober-

pontifikat mit unerhörter Majorität gesiegt hat, ist Catilina, wenn auch nur mit wenigen Stimmen, unterlegen. Die konservativen Elemente, bis tief hinein in solche Kreise, die einer Reform keineswegs abgeneigt waren, haben ihre Stimmen vereinigt, um dem populären Kandidaten der Nobilität, dem neuen Mann M. Tullius Cicero zur Präsidentschaft zu verhelfen. Bezeichnend ist, was uns Cicero selbst verrät, daß die Wählerschaften des Cisalpinischen Galliens hierbei eine große Rolle spielten, also die Wählerschaft aus dem gleichen Gebiet, das später die Basis für Caesars Macht geworden ist, freilich kamen nur die zum weitaus größten Teil südlich des Po gelegenen mächtigen Gemeinden Römischen Rechts für die Wahlen in Betracht[83]). Es war eine Wahl großen Stils, und die Stimme der Nation hatte über die erkauften Wählermassen der Hauptstadt gesiegt. Man wollte keine Revolution, man fürchtete die ungezügelte, dämonische Persönlichkeit Catilinas und seine blutige Vergangenheit, man wußte nicht, was man von Caesar, dem Erben der Marianisch-Cinnanischen Tradition halten sollte, wenn er in solchem Bunde auftrat. Statt Catilina wurde der unbedeutende zweite Kandidat der Volkspartei Antonius mit wenigen Stimmen Mehrheit an zweiter Stelle neben Cicero erwählt: seine Unbedeutendheit und die größere Vornehmheit seiner Familie — die Sergier waren etwas zurückgekommen — sicherten ihm den Vorrang. Der wirkliche Präsident der Republik war Cicero, Antonius war eine Null, und es gelang Cicero bald mit diesem energielosen Kollegen ein Abkommen zu treffen, durch das er endgültig von der Partei des Volkes und des Umsturzes abgesprengt wurde. Der Versuch der Popularpartei, Catilina und damit sich das Konsulat zu sichern, war an dem einmütigen Widerstand der Nobilität, die ihre Kandidaturen zugunsten des rettenden Mannes Cicero zurückgezogen hatte, und des überwiegenden Teiles der Nation gescheitert.

Catilina war also nichts weniger als der allgemein anerkannte Führer der Popularpartei.

Aber auch jetzt gab er das Spiel nicht verloren und trat zum zweiten Male im Jahre 63 für das folgende Jahr als Kandidat auf. Diesmal beschränkt er sich nicht auf eine schamlose und in diesem Umfang selbst in Rom ungewöhnliche Wahlagitation.[84]) Er entfaltet immer mehr sein extremes Programm, die radikale soziale Revolution, das er aus Rücksicht auf die Unterstützung der Volkspartei hatte zurückhalten müssen, und ist entschlossen bei den Wahltumulten bis zur Anwendung von offener Gewalt und Mord vorzugehen. Das Leben des Präsidenten Cicero war in Gefahr. Aber man fand den neuen Mann und die Nobilität gerüstet: Wahlunruhen und Tumulte waren auch sonst nichts Ungewohntes, jetzt hatte man im großen Stil die nötigen Abwehrmaßregeln getroffen. Catilina und seine Hilfstruppen von der Gasse kamen nicht zum Schlagen. Attentat und Plan wurden durch die Wachsamkeit des Präsidenten, den ein wohlorganisiertes Spionier- und Spitzelsystem unterstützte, verhindert. Die Nobilität hatte in dem ehrgeizigen Cicero

einen Mann gefunden, der diese Aufgabe eines energischen Polizeipräsidenten mit Geschick ausführte, sehr irrtümlich aber haben beide die Unterdrückung eines Symptoms für eine Bändigung der schlummernden gewaltigen revolutionären Kräfte, die das Chaos der Zeit in sich barg, gehalten. Man hat ohne Grund und in falscher Hyperkritik an dieser Bedrohung des Wahlakts und des Präsidenten gezweifelt und die ganze Sache Ciceros Ängstlichkeit zugeschrieben: die Situation ebenso wie die Vergangenheit Catilinas und das Komplott des Jahres 66/5 genügen, um diese Zweifel als unberechtigt zu erweisen. Sie gehören mit in das Gebiet der Catilina-Apologie, die ihn aus einem ruinierten Spieler zu einem Politiker von Aussicht und Kredit macht. Clodius stand in seiner Vergangenheit viel günstiger da und hat doch jahrelang die Hauptstadt mit Straßenkämpfen, Mord, Totschlag und Bedrohung erfüllt. In solchen Zeiten stumpft sich selbst das vorsichtige Gemüt ab, und Cicero wird sich in seinem Panzer und hinter den derben Fäusten seiner Garde bei der Wahlhandlung im Jahre 63 sicherer gefühlt haben als später in der Zeit des Schreckensregiments von Clodius auf den Straßen Roms und in seinem Hause.

Erst jetzt wirft Catilina den legitimen Apparat beiseite und entschließt sich zur Vorbereitung der offenen anarchistischen Revolution. In Etrurien, dem Herd der Unruhe und Anarchie, stand der bankerotte Sullanische Hauptmann Manlius an der Spitze einer sich sammelnden Armee der Unzufriedenen und Ruinierten. In der Hauptstadt waren verzweifelte und verwegene Elemente genug, die nur eines Führers und eines Programms harrten, um über den glänzenden Reichtum und die satte Bourgeoisie herzufallen. Catilina war zu den äußersten Mitteln bereit, um Schrecken und Verwirrung zu verbreiten: das Signal zur Revolution sollte der Brand der Hauptstadt geben, die man an allen vier Ecken anzünden wollte, um sich in der Verwirrung — Rom hatte keine Garnison — des Regiments zu bemächtigen. Die Revolution wurde zum Verbrechen. Aber damit hatte sie sich endgültig alle besitzenden Elemente, selbst den kleinen Mann in Rom entfremdet — Cicero schildert das sehr lebendig und anschaulich in seinen berühmten Programmreden gegen Catilina — und an der Spitze den mächtigsten Verbündeten der Reformpartei, den emporkommenden, sonst in steter Rivalität mit der Nobilität liegenden Ritterstand, die Masse des größeren Besitzes und der hohen Finanz. Aus diesen Kreisen drängten sich die vornehmen Freiwilligen zum Schutze der Person des Konsuls und der Stadt in Scharen herbei und bildeten zusammen mit den handfesten Schutzmannschaften, die vom Lande zusammenströmten, eine zuverlässige Garde für Präsident und Stadt.

Es wurde dem rührigen neuen Mann, der durch die Erklärung des Standrechts mit unumschränkter Gewalt bekleidet war und eine für die Nobilität jener Zeit ungewohnte Ruhe, Klugheit und Energie entfaltete, nicht schwer, auf dem Wege von Polizeimaßregeln das Verbrechen und die geplanten Komplotte zu ersticken.

Catilina wurde aus Rom, wo es nicht möglich war unter den Augen des wachsamen Konsuls einen Schlag zu tun, herausgedrängt, dann die Verschwörung, die sich in kopfloser Weise mit Abgesandten eines unzufriedenen Gallischen Stammes eingelassen hatte, glänzend entlarvt und ihrer umstürzlerischen Pläne überführt, die Hauptschuldigen — es war Ende des Jahres 63 — verhaftet und nach summarischem Verfahren hingerichtet. Catilina und Manlius wurden im Anfang des folgenden Jahres mit ihrem kleinen Heere nach verzweifelter Gegenwehr von den Truppen der Regierung erdrückt. Die Revolution war gescheitert.

Wichtiger als diese schnell erstickte anarchische Erhebung — so wichtig sie als Symptom der sozialen und politischen Zustände, vor allem aber des radikalen Nihilismus in weiten Kreisen der Nobilität erscheint — ist die Frage der Stellung der Reformpartei und ihrer Führer zu der revolutionären Bewegung. Sie ist in sehr verschiedener Weise beantwortet worden und noch immer nicht geklärt.

Daß Crassus und Caesar an der Wahlmache im Jahre 64 für Catilina und Antonius regsten Anteil hatten, ist unzweifelhaft, daß manche Fäden zwischen ihnen und dem revolutionären Klub hin und her liefen, ist selbst von Sallust kaum verhüllt, von Cicero mehr als einmal angedeutet, von den schrofferen Gegnern offen ausgesprochen worden. Caesar ist bald nach der Niederlage der Revolution von der Reaktion gerichtlich angegriffen worden.

Aber über Art und Anteil ihrer Beziehungen gehen in Altertum und Gegenwart die Anschauungen weit auseinander. Auf der einen Seite hat man jede kompromittierende Beziehung, und vor allem zu der letzten Phase der Verschwörung geleugnet[85]), andere haben Caesar und Crassus für die Verbündeten und Auftraggeber Catilinas erklärt, und die Unterdrückung der Verschwörung ist für sie die vernichtende Niederlage der gesamten demokratischen Partei, wie sie sie nennen[86]). Nur ist es seltsam, daß die populare Partei nach der Niederlage der Verschwörung sehr lebendig ist.

Die Bewegung verläuft unzweifelhaft in zwei Phasen, einer die sich auf dem Boden der Verfassung und des formalen Rechts hält, und in einer zweiten, wo sie immer mehr in die anarchistische Revolution ausmündet. Nur die erste Phase sollen nach der immer mehr an Boden gewinnenden Auffassung Crassus und Caesar mitgemacht haben, hier als die Leiter und Auftraggeber, Catilina mehr oder weniger als bloßes Werkzeug.

Darin liegt etwas Richtiges. Aber Crassus und Caesar haben bis zuletzt die Pläne der Catilinarier mit Interesse und mit einer gewissen Protektion verfolgt — das zeigt sich noch in kritischster Situation in dem Charakter von Caesars Vorschlägen über das Schicksal der gefangenen Catilinarier —, die Beschuldigungen der zeitgenössischen Tradition gehen gerade darauf, und die allerdeutlichste Sprache reden die von Crassus und Caesar ausgegangenen

Denuntiationen, die das Bestehen von Beziehungen bis zur letzten Stunde bezeugen[87]).

Zweitens aber ist es von vornherein falsch, die Pläne Catilinas auch nur in ihren Anfängen mit der Popularpartei und ihrem Anhang in den Kreisen der besitzenden Klassen und der Hochfinanz zu identifizieren und von ihm die Mithilfe an einer fruchtbaren und gemäßigten Reform zu erwarten. Seine Vergangenheit und seine ganze Persönlichkeit trieb ihn in die Arme des Radikalismus und der Anarchie. Zum mindesten mußten er und seine Regierung eine neue Auflage des Cinnanischen Schreckensregiments werden, sein Konsulat war die Revolution — wenn keine stärkere Hand eingriff. Freiwillig aber gaben er und seine adelsstolzen Genossen sich nicht zu Werkzeugen von anderen her. Diese Ansicht ist keine auf bloßer Kombination beruhende Hypothese. Es war die allgemeine Erwartung der zeitgenössischen Beobachter. Wir finden sie bei Cicero, bei seinem Bruder in den vor und während der Revolution geschriebenen Briefen, Reden und Broschüren[88]), und die zwei Dezennien später entstandene historische Darstellung des Zeitgenossen und Anhängers der Popularpartei Sallust bestätigt sie. Die moderne Forschung hat sie z. T. für eine Hallucination Ciceros und eine Trübung und Verfälschung bei Sallust erklärt, aber es ist schwer, Stimmungen und Ereignisse nach zwei Jahrtausenden besser zu beurteilen als die kompetentesten Zeitgenossen. Und schon die Zurückhaltung weiter Kreise der Volkspartei, das Bündnis der Ritterschaft mit Nobilität und Cicero spricht für den Ernst der Lage und kennzeichnet die allgemeine Auffassung.

Ebensowenig dürfen wir die Popularpartei und ihre Führer in der ersten Phase mit Catilina und seiner Politik identifizieren und von einem Bündnis mit der Anarchie reden.

Äußerlich freilich, aber auch nur äußerlich stehen sich Programm und Richtungen sehr nahe.

Gewiß stand Caesar auch später in sehr engen Beziehungen zu ehemaligen sogenannten Catilinariern, zu Sittius, Sulla, dem Prätendenten des Jahres 65. Aber beide waren nicht in Rom, der eine fern in Afrika, der andere in Campanien, und so nicht unmittelbar an dem Komplott beteiligt und dadurch kompromittiert. Gerade der Fall des Sulla lehrt, wie verschieden Stellung und Beziehung auch der näher Beteiligten und Eingeweihten war. Er hatte sich im Jahre 66/5 vorsichtig im Hintergrund gehalten und noch mehr bei der zweiten Konspiration. Sein in beide Komplotte viel tiefer verwickelter Mitbewerber des Jahres 65 P. Autronius Paetus wurde nach der Unterdrückung der zweiten Verschwörung vor Gericht gezogen und verurteilt. Sulla dagegen wurde um die gleiche Zeit von dem Expräsidenten Cicero persönlich verteidigt und freigesprochen. Und es waren nicht bloß seine hohen Verbindungen und die Advokatenkniffe des berühmten Anwalts, die ihn retteten: er hatte — und das erkennen wir noch durch die Verschleierungen Ciceros

hindurch, der ihn am liebsten gänzlich reinwaschen möchte — sich viel weniger tief mit dem revolutionären Klub und in seine Komplotte eingelassen. Noch weniger also wird Caesar durch seine Beziehungen zu einem Mann wie er, für den die vornehmste Nobilität sich verwandte, belastet. Und ebensowenig sagen die späteren Beziehungen des Imperators zu Sittius: er nahm sich seine Helfer, wo er sie fand, aber er machte sich deshalb nicht zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen, und an den eigentlichen Komplotten der Aktionspartei war der in Mauretanien befindliche Sittius, ein alter Parteigänger des in die Konspiration verwickelten Sulla nicht beteiligt[89]).

Noch mehr hat die äußerliche Ähnlichkeit des Programms irre geführt, eine Erscheinung, wie sie auch in der Beurteilung des Parteilebens der Neuzeit nicht fremd ist. Beide Parteien, die Reformpartei und die radikale Aktionspartei hatten das gleiche Programm: die soziale Reform. Und fast zu gleicher Zeit sind von der Volkspartei und ihren verschiedenen Gruppen die großen gesetzgeberischen Projekte eingebracht und der große Revolutionsversuch des anarchistischen Klubs unternommen worden. Aber wie schon an der Agrarreform, dem Hauptprojekt des Tribunats, Caesar nur in sehr beschränktem Maße beteiligt war, so scheidet sich noch mehr von vornherein sein Programm von dem des revolutionären Klubs von Catilina. Catilina will Umsturz, Caesar Reform, und er muß es, wenn er sich nicht seine besten Stützen abgraben will. Überall, in dem Plan rücksichtsloser Enteignung des Besitzes, in dem Appell an alle verarmten und ruinierten Existenzen, in dem Charakter der beabsichtigten Schuldreform tritt der tiefgehende Unterschied hervor: Catilina will — er proklamiert freilich dieses Programm öffentlich erst vor seiner letzten Kandidatur — eine radikal sozialistische Revolution und eine einschneidende Schuldenabwälzung[90]), und nur damit war ihm und seinem Anhang gedient. Caesar will Entlastung des bäuerlichen und des Landbesitzes von der erdrückenden Überlastung mit Hypotheken durch eine maßvolle Schuld- und Zinsreduktion, in letzter Linie keine Schädigung, sondern eine Sicherung des Kapitals, mit dem er verbündet ist, und bei dem er einen unerschöpflichen Kredit hat, um den ihn ganze Staaten der damaligen Welt beneiden konnten. So ist es überaus oberflächlich, wenn man die Verschuldung Caesars, die viel mehr Ähnlichkeit mit einer Staatsschuld großen Stils trägt, und den finanziellen Ruin der vornehmen Herren der Catilinarischen Gruppe miteinander auf eine Stufe stellt. Der Unterschied der Caesarischen und der revolutionären Schuldreform tritt auch in der späteren Geschichte Caesars und in seinem energischen Widerstand gegen die extremen und umstürzlerischen Forderungen der Anarchie und der radikalen Demokratie hervor. Aber selbst damals noch hat man von Zeit zu Zeit seine Pläne mit dem Umsturz aus Angst oder Bosheit zusammengeworfen.

Und Catilina war, wenn er auch anfangs zurückhielt, die Persönlichkeit, um sich und seinem Klub Geltung zu verschaffen, wenn er zur Macht kam.

Wollte man eine bloße Puppe, so wäre Antonius viel geeigneter gewesen, und neben ihm der langsame und mit schwachem Verstand begabte, damals noch unverdächtige Cassius. Catilina hätte als Konsul noch energischer und selbstbewußter als der von seinem tribunizischen Machtgefühl geschwellte Rullus eigene Politik gemacht: man fürchtete allgemein — und mit Recht — eine Wiederkehr der Zeiten von Marius und von Cinna und in schlimmerer Gestalt. Das Ende konnte nicht ausbleiben: im Osten stand Pompeius mit einer viel größeren Macht als einst Sulla, er hätte leichten Kaufs und unter dem Jubel von ganz Italien die Anarchie in Strömen von Blut erstickt.

So wenig man in Catilina und seiner Partei ein bloßes gefügiges Werkzeug erwarten konnte, so wenig konnten Crassus und Caesar diese Entwicklung mitmachen. Cicero identifiziert sie in mehr oder weniger versteckten Andeutungen in seiner Kandidatenrede mit der radikalen Revolution: er hatte hier allen Grund, die rote Gefahr mit so grellen Farben wie möglich an die Wand zu malen. Aber diese Identifizierung ist ebenso unrichtig, wie die andere, die Catilina zum Parteigänger der Popularpartei macht.

Schon die Marianisch-Cinnanische Revolution hatte die verschiedensten Elemente mit umfaßt: vom machtvollen und von wahnsinniger Rachsucht erfüllten Greise Marius bis zu dem maßvollen Sertorius, einem der hochstehendsten Staatsmänner der Römischen Geschichte und dem würdigen Vorläufer Caesars in der Popularpartei. Aber ohne Namen und ohne Vergangenheit hatte er sich in dem politischen Treiben der kurzen Epoche in Rom keine Stellung verschaffen können, die Tage der Marianisch-Cinnanischen Revolution tragen ein anderes Gepräge, als das seiner Persönlichkeit, und nur vereinzelt hat er hemmend und erhaltend einzugreifen vermocht. Seine Zeit beginnt erst in Spanien, nach dem Zusammenbruch der Italischen Revolution.

Jetzt lagen die Verhältnisse anders. Die erste Autorität der Volkspartei war der angesehene und mächtige Kapitalist und Konsular Crassus, neben ihm stand der emporstrebende Caesar. Beide wußten, daß sie Catilina nicht so leicht als bloßes Werkzeug brauchen konnten, aber sie und ihr Anhang, die gemäßigte Volkspartei und die mächtige Transpadanische Landschaft, waren nicht gewillt, sich von einem ultrarevolutionären Klub terrorisieren zu lassen. Mit anderen Worten: man brauchte Catilina und sah auch das Emporkommen einer bedrohlich revolutionären Macht nicht ungern, aber man war weit entfernt, auch wenn sie in dem legitimen Kleid des Konsulats auftrat, sich mit ihr identifizieren zu wollen: im Notfall hatte man den mit den staatserhaltenden Elementen immer noch liierten Antonius als Puppe zur Verfügung.

Die Rechnung war sehr einfach. Entweder kamen die Schreckensmänner selber zur Erkenntnis, daß sie auf die Dauer nicht ohne Hilfe der großen Partei der Gemäßigten bestehen konnten, dann kam das Haupt der Popularpartei, Crassus von selbst neben Catilina zur beherrschenden Stellung empor, und die anarchische Bewegung, die als Sturmbock und als Drohung diente,

wurde zur Beruhigung Italiens langsam an die Wand gedrückt. Oder — und auch damit rechnete man und vielleicht noch lieber — die lange gärende anarchische Revolution kam zum offenen Ausbruch, und Nation und Hauptstadt warfen sich dem rettenden starken Manne in die Arme. Auch in diesem Falle mochte Crassus, der schon eine soziale Revolution niedergeworfen hatte, die furchtbare Erhebung des Sklavenkrieges, auf die Führerschaft rechnen, denn Pompeius und sein fernes Heer kamen bei einer Katastrophe, die sofortige Hilfe erforderte, nicht in Betracht. Ob er diesen Stürmen des Aufruhrs und lavierender Politik voll gewachsen gewesen wäre, war sehr fraglich, hier war Caesars Platz. Die anarchische Revolution, die bei der herrschenden Auflösung über kurz oder lang kommen mußte, war das Sprungbrett für den Retter der Nation und für die notwendige Reform an Haupt und Gliedern.

Sobald die Anarchie den ersten Sieg oder Erfolg errang, so waren Besitz und Finanz die ersten, die sich von der zusammenbrechenden Nobilität abwandten und nach einem anderen Retter umschauten, sie waren zugleich von vornherein die natürlichen Gegner des Senats und die alten Verbündeten der gemäßigten Volkspartei und ihrer Führer. Und selbst der größte Teil der Nobilität, zu dem Crassus, wie schon das Kompromiß des Jahres 65 zeigte, das seinem Schützling Cn. Piso das Kommando in Spanien verschaffte, sehr nahe Beziehungen hatte, war bereit, aus dem Chaos des Umsturzes sich in eine liberale Diktatur zu flüchten. Im kleinen ist es so gekommen: der durch die Demokratie und im Kampf mit der Reaktion emporgekommene neue Mann Cicero hat eine Zeitlang die Diktatur des vom Senat dem Konsulat übertragenen Standrechts in der Hand gehabt. Wenn er versagte — und im ernstlichen Kampf mit den verwegenen Kräften der sozialen Revolution lag, wie die Zukunft zeigt, die Möglichkeit sehr nahe —, war die einzige Hilfe bei den mächtigen, populären Führern der Reformpartei. Nur die besonnene und energische Unterdrückung der Verschwörung vor ihrem Ausbruch — Scharfmacherei und vorschnelles Eingreifen hätte die Sache nur verschlimmert, deswegen ist es sehr verkehrt, in der abwartenden Haltung des mit unumschränkter Vollmacht bekleideten Präsidenten Cicero Feigheit zu sehen — verbunden mit der totalen Kopflosigkeit des Rangältesten der hohen Verschworenen, die in der Hauptstadt zurückgeblieben waren, hat die Katastrophe der Nobilität verhindert. Und wenn Crassus und Caesar an der Spitze der beträchtlichen Heere der Regierung standen, die zur Unterdrückung der Anarchie ins Feld gerückt sind, war die Situation, wenn Pompeius heimkam, eine andere, als im Jahre 62, wo der ins Privatleben zurückgetretene Präsident des verflossenen Jahres Cicero trotzdem eine Zeitlang sich geschmeichelt hat, als gleichberechtigte Macht neben dem Imperator des Ostens sein Gewicht in die Wagschale legen zu können. Wir besitzen noch einen Rest seiner politischen Korrespondenz mit dem allmächtigen General, und

erst die schroffe Zurückweisung von dessen Seite hat ihn, ohne Heer und ohne Macht wie er war und bloß auf sein Prestige als Retter des Vaterlandes angewiesen — und auch dann nur langsam, in die rauhe Wirklichkeit zurückgeworfen. Anders, wenn der erprobte Konsular und Feldherr Crassus und sein Gehilfe Caesar mit außerordentlicher Gewalt auf längere Dauer ausgestattet, an der Spitze der Italischen Armeen standen. Die Basis war breiter, als im Jahre 49, und die Transpadanische Landschaft hatte man ebenso hinter sich wie damals. Und wenn das Heer nicht so geschult war, wie die Gallischen Legionen Caesars, so waren erprobte Mannschaften genug vorhanden, wie die schnelle Aufstellung der zur Unterdrückung des Aufstandes aufgebotenen Armeen der Regierung zeigt, und das Rekrutierungsgebiet so groß, wie es Caesar erst nach der Besetzung Italiens später zufiel. Bis der bedächtige Pompejus aber aus dem fernen Osten heranrückte, vergingen Wochen und Monate und der schnelle Sulla hatte noch länger gebraucht. Stand er in Italien, so kam es entweder zum entscheidenden Waffengange zwischen dem Imperator und der Reformmonarchie, oder aber — und auch das war vorläufig bei seinem Charakter nicht unmöglich — schon im Jahre 62 zu dem Triumvirat, das durch den vorübergehenden, unerwarteten Sieg der Nobilität nur um zwei Jahre aufgehalten worden ist. Der Plan von Caesar und von Crassus war weder so verzweifelt noch so kopflos, wie er von einer mit starken Kontrasten arbeitenden Geschichtsforschung dargestellt wird.

Auch diese Auffassung, die so nahe sie liegt, heute nichts weniger als die allgemeine ist, ist keine Neuerung. Sie ist bereits in seiner Weise von Sallust angedeutet, die letzten Möglichkeiten freilich nur sehr knapp, denn er bemüht sich, seiner ganzen Tendenz zufolge, den Anteil der Reformpartei und ihrer Führer so weit wie möglich in den Hintergrund zu rücken[91]).

Daher — und vielmehr als aus Furcht vor der schwachen Nobilität — war eine Bindung von Crassus und Caesar an die extreme Gruppe nicht möglich, schon die Unterstützung im Wahlkampf, wie es scheint, zum Teil latent, aber um so mehr war man interessiert, daß die Katastrophe vor Pompeius' Rückkehr zum Ausbruch kam und war bereit auf allen nicht zu auffälligen Wegen, vor allem durch Geld, den Klub der Aktionspartei zu unterstützen. Die Hauptermutigung aber lag für diesen in der Schwäche der Nobilität und in den erfolgreichen Angriffen Caesars auf die Reaktion und der damit verbundenen indirekten Unterstützung Catilinas.

Der Plan schlug — durch das Eingreifen einer Kette von Umständen, die man nicht übersehen und, eben weil man sich zurückhielt, nicht dirigieren konnte — fehl. Cicero hat Caesar und Crassus die Rolle des Retters des Vaterlandes vorweggenommen: die Frucht war reif, aber — eine Ironie des Schicksals — sie fiel einem andern zu. Caesar aber und Crassus haben die Fäden der Verschwörung bis in ihre letzten Phasen nicht aus den Augen verloren: dadurch, daß sie, wie der Konsul Cicero ihre Organe und Zwischen-

träger hatten, konnten sie sich nicht kompromittieren, und sie haben, um sich vollständig zu decken, ihre Verbindungen in letzter Stunde benutzt, um dem Präsidenten Eröffnungen zu machen, die ihm bei seinem trefflichen Spitzelsystem nicht neu waren und die an der Situation nichts änderten. Er brauchte Dokumente, schlagende Beweise und hat zäh gewartet, bis er sie dank den kopflosen und hochverräterischen Verhandlungen der Verschworenen in Rom mit den Gesandten einer unterworfenen und zur Rebellion geneigten Völkerschaft in Händen hielt. Jedes frühere Losbrechen wäre Wasser auf die Mühlen der extremen wie der gemäßigten Führer der Popularpartei gewesen. Hier konnte nur ein Mann, wie der in allen Sätteln gerechte, kluge bürgerliche Advokat Cicero helfen, die aristokratischen Heißsporne und ein Ultra wie Cato hätten alles verdorben — wie sie es nachher getan haben, trotz der Kassandrarufe des weiterschauenden Cicero —, und man kann es ihnen nicht einmal verargen: stoßen doch moderne Besserwisser aus dem liberalsten Lager in dasselbe Horn und kritisieren spöttisch das wohlberechnete Zaudern des verantwortlichen Präsidenten der Römischen Republik. Er hat, als die Verschwörung in ihrer ganzen Tragweite aufgedeckt und — in Rom — erstickt war, immer noch zu schnell gehandelt, indem er von dem durch die Volkspartei an den Pranger gestellten Mittel des Standrechts unter Zuziehung des Senats übereilten und überflüssigen Gebrauch machte: er hat es bitter und furchtbar bereuen müssen.

Noch weniger möglich war es gegen die Popularpartei und ihre Häupter vorzugehen, so bekannt ihre Unterstützung der Kandidatur Catilinas war, so wenig hatten sie mit dem Klub der Aktionspartei in seinen Konspirationen und Komplotten gemeinsame Sache gemacht. Im Gegenteil, sie hatten loyal und zuvorkommend, wie in den Jahren 66 und 65, die maßgebenden Persönlichkeiten der Regierung von dem drohenden Terror unterrichtet, nur hatte sich diese durch ihr Bündnis mit dem neuen Mann, dem schlichten bürgerlichen aber ehrgeizigen Cicero, selbst gerettet und dankte für die Anerbietungen der Führer der Reformpartei. Der zweite Versuch, die — ohne ihr Zutun vorhandenen und zu den verzweifeltsten, extremsten Schritten bereiten — Mächte des Umsturzes zu einem Druck auf die Nobilität zu benutzen, war, anders wie der erste, der durch das Kompromiß von Crassus und Senat das große Kommando in Spanien brachte, auf der ganzen Linie gescheitert. Man hatte nahe vor der Revolution gestanden, man fühlte es zitternd, man fühlte, daß Caesar nichts Geringeres wollte als den Sturz des alten, faulen Regiments, und alle Elemente der Erhaltung und der Angst, die auch das Morsche halten wollten, um der neuen Zeit nicht Auge in Auge sehen zu müssen, ahnten in ihm den Vulkan, der unendlich mächtiger als die prasselnden Eruptionen der kleinen Krater das Feuer nährte, in dem das alte Italien und die Republik zugrunde gehen sollten. Der Genius ist revolutionärer als die Anarchie, denn der Umsturz kann

nur vorübergehende Störungen, mögen sie noch so grausam sein, hervorbringen, eine wirkliche Umwälzung nur die schaffende Naturkraft des Genius. So waren in der wilden Erregung jener Tage auch ernstdenkende Männer leicht geneigt, die rätselvolle dämonische Natur Caesars mit der Aktionspartei unmittelbar zu identifizieren, die Geschwätzigkeit und die großsprecherischen Erklärungen der Verschworenen, die viel von ihren mächtigen Beziehungen redeten, taten das Ihre. Noch später hat man ihm wiederholt das Unglaublichste — ähnlich Bismarck — zugetraut[92].)

Die Angst und Wut gegen Caesar brach in dem Moment los, als er — allein und ohne Stütze — im Senat einer gegen alle die Stimme des Rechts gegen den geplanten Justizmord an den hilflosen Opfern der Revolution, den paar vornehmen Schächern, über die man zu Gericht saß, zu Gehör brachte. Wir besitzen noch den Gedankengang der Rede, denn die Tiefe und imposante Kraft, die aus Caesars Rede bei Sallust spricht, verrät, daß der sonst nicht immer von Trivialität freie Historiker in der Hauptsache die eigenen Gedanken seines Meisters wiedergibt. Es gelang Caesar, den Senat und nicht nur die Gemäßigten herumzureißen, erst der ehrliche aber blinde Fanatismus Catos brachte mühsam eine konservative Majorität zu gunsten des Wahrspruches auf Tod, der einzig und allein dem Volke zustand, zuwege. Es war — trotz des scheinbaren Sieges — die Bankerotterklärung der Republik, und die volle schwere Schuld fiel auf die Nobilität und den Konsul, der — in dieser Form — von seinem Standrecht gegen die verhafteten, unschädlich gemachten und nicht in Waffen stehenden Revolutionäre Gebrauch gemacht hatte. Mit dem Tod der fast durch die Bank unbedeutenden hohen Herren war nichts gewonnen als der Haß der gesamten Aktionspartei und einer Anzahl hochvornehmer Familien, denen die schmachvoll Hingerichteten angehörten. Nur zu bald kam ihr Blut über das Haupt von Cicero und der Nobilität, und die Saat ging auf, vor der Caesar mahnend gewarnt hatte.

Aber Caesars kühnes Auftreten gegen die vom Sieg berauschte Reaktion hatte die Wut gegen ihn bis zum Siedepunkt gebracht. Die jungen Ritter und vornehmen Herren, die vor dem Senat Wache hielten, zückten, als er aus dem hohen Hause trat, ihre Schwerter und umringten ihn drohend. Die Ciceronianische Überlieferung weiß zu erzählen, daß der Präsident persönlich ihn gedeckt habe. Möglich — und er hatte allen Grund dazu, denn Caesars Tod hätte statt der Reform und der fruchtbringenden Revolution dem Umsturz das Tor geöffnet, und Cicero, der sich wenige Jahre später vor den Verfolgungen der Aktionspartei in den Schutz der Monarchie flüchten mußte, hätte zuerst gebüßt —, wahrscheinlicher, daß sich die Schwerter vor dem Manne senkten, der wenige Monate zuvor in dem Rabiriusprozeß den Ultras und den Anhängern konservativer Lynchjustiz eine furchtbare Mahnung gegeben hatte. Caesars Tod hätte das Chaos bedeutet — denn noch stand

Catilina ungebrochen im Feld, und die Rache für Caesar konnte als Panier seine unselige Vergangenheit zudecken. Und auch wenn er sank, so schrieben immer neue kühne Prätendenten das Programm der sozialen Reform auf ihre Fahne, und weder Cicero, Crassus noch Pompeius waren, wie sich bald zeigte, die Männer, um auf die Dauer die rote Gefahr zu bannen. Das konnte nur eine wirklich schöpferische Persönlichkeit und ein Mann von der unverwüstlichen Gewandtheit und Kraft Caesars. Erst nachdem er die widerstrebenden, bis zum Wahnwitz überschäumenden Elemente von rechts und links gebändigt und den Grund zur weltumspannenden Reform gelegt hatte, konnten schwächere und geringere Herrscherkräfte weiterbauen, aber immer hat sein Werk, das Römische Kaisertum, die Spuren der Unfertigkeit und seines allzufrühen Todes an sich getragen. Schon das Jahr 44 hat ein unendliches Chaos und Grauen über Italien und die Mittelmeerwelt gebracht — wir brauchen nur an die Proskriptionen zu denken, denen auch Cicero zum Opfer fiel —, noch grauenvoller wären die Folgen des Mordes im verhängnisschweren Jahre 63 gewesen. Er unterblieb: die Nobilität war gerettet, für so lange, als sie es verdiente, und das Reich und die Italische Nation bis zum zweiten, späten Mordanschlag auf Caesar.

Eine Fülle gärender Kräfte bergen sich in diesen von einer ungeheuren Spannung erfüllten Jahren: der Ehrgeiz der Tribunen, ihre sich überstürzenden und manchmal bis nah an das Catilinarische Programm gehenden Pläne, Entwürfe und Gesetzesvorlagen, die Propaganda der Tat und die Klubs der Aktionspartei, daneben die ehrgeizig emporstrebenden großen und kleinen Machthaber, an der Spitze weit voraus der Sieger des Spanischen und des Mithridatischen Krieges, Pompeius, der glänzende General Sullas — aber seine und seiner Familie Vergangenheit halten sich nach Möglichkeit in steter Verbindung mit den beiden Hauptparteien, der senatorischen und der Volkspartei —, weit hinter ihm und vergeblich bemüht, sich auf eine ähnliche Stufe emporzuschwingen der große Finanzmann Crassus, daneben zahllose andere Prätendenten — so mancher Anhänger Catilinas hielt sich für den berufenen Nachfolger von Sulla oder Cinna —, von denen die meisten früh zerschellt sind, wie der brutale junge Cn. Piso, schon jetzt hob sich aus ihrer Masse in Not und in Erfolg, in Sieg und in Gefahr, Caesar am mächtigsten hervor. Und dabei war er der Bescheidenste. Er scheute sich nicht als Handlanger zu dienen und zu scheinen. Es war ihm sogar lieb, denn es war die Maske für seine Größe, die schon seit Jahren mehr Feinde und Rivalen ahnten und fürchteten, als ihm lieb war. Daneben halfen ihm seine Eleganz, der faszinierende Zauber seiner hinreißend liebenswürdigen und wirklich vornehmen und aller niedrigen Grausamkeit abgeneigten Persönlichkeit, seine glänzenden Beziehungen zu den vornehmsten Häusern — man konnte ihm nicht gram sein, und man fühlte, daß man es nicht mit einem der gewöhnlichen Streber und Agitatoren zu tun hatte. Und schon schützte ihn das

heiligste Amt der Monarchie, das Oberpontifikat, die Vorstandschaft der Römischen Staatskirche.

Er benutzte die Kräfte, die mit und neben ihm rangen, aber er benutzte sie, indem er ihnen — wie auch später — mit wunderbarer Ruhe und Kühnheit freien Spielraum gab und eine gegen die andere ausspielte. Aber noch war er nicht ihr Herr und Meister. Doch auch jetzt hat er sich, wie wir aus seiner Haltung gegenüber der Rullischen Agrarvorlage vermuten können, Crassus nie ganz verschrieben und stets die berechtigten Interessen von Pompeius, die blinde Feindschaft zu ihrem eigenen Schaden antasten wollte, wahrgenommen und sich so, ohne sich etwas zu vergeben, eine Tür zu Pompeius offen gehalten. Auch während der Erregung der revolutionären Zeit hat er mit ihm und seinen Interessen Fühlung behalten und sehr bald stellte sich das Gemeinsame derselben heraus. Denn auch Pompeius war die Bedrängnis der Nobilität sehr recht. Er selbst hatte das revolutionäre Tribunat in den Jahren 67 und 66 für seine Zwecke vorgeschoben, und auch jetzt war ihm ein kleines Feuerlein, das in Italien weiterbrannte und die Nobilität ängstigte, recht genehm. Er fühlte sich durch den Anfall von Energie, den sie mit Cicero an der Spitze in der Unterdrückung der Erhebung zeigte, ebensowenig angenehm berührt wie Caesar und Crassus und hat durch seine Emissäre und seine Korrespondenz den allzu energischen Präsidenten seinen Zorn deutlich fühlen lassen.

Cicero war jetzt der große Mann — wenigstens hielt er sich dafür, und seine Freunde, die Vertreter der konservativen Partei, ehrten ihn mit dem Titel Vater des Vaterlandes und seine niedergeworfenen Feinde mit dem Namen eines Sulla. Und sein Ruhm ging bis tief in die gemäßigten Schichten, vor allem in der Ritterschaft und der hohen Finanz, die vor der sozialen Revolution gezittert hatten. Als der Sturm vorüber war, richteten sie sich freilich sehr bald wieder auf und warnten vor extremen Maßregeln: sie fürchteten die Ultras der Nobilität nicht viel weniger als den Terror. Cicero aber hatte die Fittiche der Monarchie um sein Haupt rauschen hören. Seit dieser Zeit war der aus dem ritterlichen, d. h. dem vermögenden Bürgerstand emporgestiegene Mann ein anderer, und nur die Not der Zeit lehrte ihn sich bescheiden und wieder richtig sehen, zu seinem eigenen Unheil aber nur auf kurze Dauer. Er hatte Crassus und Caesar den Rang abgelaufen, er hatte — und besonders stolz war seine stolze Gemahlin Terentia darauf — über Leben und Tod von hohen Herren aus den vornehmsten Geschlechtern zu Gericht gesessen, er glaubte Caesars Schicksal in der Hand gehabt zu haben, und Caesar und Crassus hatten das Nachsehen: ihr schöner Traum über den Kopf der gärenden Anarchie hinweg, die sie schon einmal im Jahre 66/5 in ihre Schranken gewiesen hatten, aus den Händen des bedrängten Italiens die Monarchie oder einen Teil von ihr zu erhalten, war zerronnen, sie hatten noch weniger erreicht als damals. Wir sehen Cicero in seiner

letzten Catilinarischen Rede, die die Antwort auf Caesars Rede ist, seinen unverhohlenen Triumph über den vornehmeren Rivalen an, aber — und das ist ebenso bezeichnend — sie ist bei aller selbstgefälligen Ironie trotzdem ein Dokument des gewaltigen Respekts, in dem Caesars Persönlichkeit schon damals — und trotz der Niederlage, nicht seiner Partei aber doch seines Prestiges — stand.

Caesar war eine große und nahe lockende Aussicht, neben der anarchischen Revolution oder über sie zu einer Machtstellung emporzusteigen, gescheitert, aber der Mann, dessen gewichtige Stimme um ein Haar den gesamten wankenden Senat und seine Gegnerschaft umgestimmt hatte, war am Ende der Catilinarischen Bewegung nichts weniger als bankerott. Dafür haben ihn damals höchstens einige Heißsporne gehalten, und auch sie hielten ihn nicht für gestürzt, sondern glaubten ihn nur wanken zu sehen.

Die Schwierigkeit der Stellung Caesars beruhte viel weniger in der Kompromittierung durch seine indirekten Beziehungen zu dem verunglückten Putsch der Aktionspartei — viele andere, wie Sulla, waren viel unmittelbarer beteiligt und viel ernstlicher kompromittiert — als in dem Siegesrausch der Reaktion, die in Catilina die gesamte soziale Reformpartei und die sich erhebende Monarchie — nicht nur Caesar, sondern auch Pompeius — getroffen und bezwungen zu haben glaubte. So war der rettende Ausweg für den Senat und die Nobilität, eine konstitutionelle Monarchie auf der Basis des Senatsregiments, ein Prinzipat mit stark parlamentarischem Einschlag, zu dem Pompeius immer wieder die Hand geboten hat, im Keim erstickt und unmöglich durch die intransigente Haltung des Senats, als Pompeius, den man vor kurzem noch insgeheim als Retter vor der Revolution herbeigesehnt und gegen Tribunat, Volkspartei und Umsturz als Popanz gebraucht hatte, sieggekrönt heimkehrte. Daran ist Pompeius und vielmehr als an seiner eigenen Unfähigkeit gescheitert.

Einstweilen aber war er fern, an der Spitze seiner Heere, in sicherem, allzusicherem Siegesbewußtsein, Caesar allein den Feinden und Bedrohungen ausgesetzt. Und es ist bezeichnend, wie er sich in dieser Situation verhielt. Crassus gab alles verloren, er machte sich zur Flucht bereit, lud seine Familie und seine Schätze auf Schiffe und stach in See, viel weniger aus Furcht vor der Nobilität als vor der Rückkehr des Pompeius, dem gegenüber er sich im Jahre 65 und durch die offen feindseligen Paragraphen der Rullischen Agrarvorlage große Blößen gegeben hatte[93]). Caesar aber — von den Ultras der Nobilität unmittelbar bedroht — blieb und ging — seine gewohnte Art — aus der Verteidigung sofort zum umfassenden Angriff über.

Auf die Bedrohung vor dem Sitzungshause des Senats am 5. Dezember hatte er damit geantwortet, daß er den Rest des Jahres sich zu Hause hielt. Es war kaum Furcht, wie die Optimaten annahmen, das widerlegte sein unerschrockenes Auftreten vor- und nachher, sondern eine eindrucksvolle

Demonstration: der Führer der Popularpartei, der Partei, die soeben noch der Präsident der Republik streng von der Anarchie geschieden hatte, war im Senat seines Lebens nicht sicher.

Denn statt sich ruhig zu halten, bereitete er für den ersten Tag seines neuen Amtes, der Prätur, einen neuen Schlag gegen die Nobilität vor. Sehr bald zeigte es sich, daß durch den extremen Schritt, die gesetzwidrige Hinrichtung der gefangenen Verschwörer, die Stellung des Senats nicht gestärkt, sondern geschwächt war. Um die Gunst der Massen wieder zu gewinnen, über deren eben erst durch den Rabiriusprozeß bestätigtes Provokationsrecht man sich hinweggesetzt hatte, griff man auf den Rat von Cato selbst zur Demagogie: es wurde eine große Getreideverteilung an das Volk beschlossen. Aber man gab sich damit nur eine Blöße und gewann nichts, wie die folgenden Ereignisse zeigten.

Caesars erster Schlag richtete sich gegen das angesehene Haupt der Nobilität, den greisen Q. Lutatius Catulus, einen seiner erbittertsten Gegner, der ihn seit der Niederlage bei der Kandidatur um das Oberpontifikat mit tödlichem Haß verfolgte. Er traf ihn in dem wundesten Punkte der Nobilität und zugleich seines Ehrgeizes. Catulus war mit der Führung des Baues des großen Jupitertempels auf dem Kapitol betraut. Caesar erhob beim Antritt der Prätur am 1. Januar, dem Tage der feierlichen Einführung der beiden leitenden Beamten der Republik, der Konsuln, gegen Catulus vor dem Volke die Forderung auf Rechenschaftsablage wegen Verwendung der Baugelder und stellte den Antrag, daß Pompeius die letzte Vollendung und Weihe des Baues übernehmen und seinen Namen an die Stelle der Inschrift des Catulus über das vollendete Nationalheiligtum setzen sollte. Bereicherungen gerade bei solchen Gelegenheiten gehörten in der antiken Welt so zu den Alltäglichkeiten, daß man in dieser Form sogar verdienten Bürgern Staatszuschüsse zukommen ließ. Catulus galt persönlich für einen durchaus ehrenwerten Charakter, und möglich, daß er in dieser gröberen Form sich von der Ausnutzung des staatlichen Auftrages frei gehalten hat, aber die Nobilität war so gewöhnt an souveräne Wirtschaft mit den Geldern des Staates, daß die Rechenschaft schwierig und z. B. die Scheidung von privaten und öffentlichen Auslagen bei den prunkvollen Einweihungsfesten kaum möglich war. Es gab einen ungeheueren Skandal, der feierliche Einführungsakt der Konsuln war gesprengt: Catulus und sein Anhang eilten sofort auf den Marktplatz, der greise Herr mußte sich in Person vor dem Volk verteidigen, eine bittere Huldigung vor dem Volksgericht. Damit und mit der Kompromittierung war Caesars Zweck erreicht. Er verfolgte die Sache nicht weiter und ließ sie fallen — persönliche Rachsucht und persönliche Motive waren ihm hier so fremd wie im Rabiriusprozeß.

Aber der Angriff hatte auch einen anderen, positiven Zweck. Der Antrag war eine Huldigung vor der Größe des Pompeius, die dessen Ehr-

geiz zugleich in Konflikt mit dem Stolz der Nobilität und ihres greisen Hauptes brachte. Schon hier tritt Caesar als Kämpe der kommenden Monarchie von Pompeius auf, hier aber bewußt mit der Absicht, die ihm von Drumann zu früh zugeschoben wird, einen Keil zwischen Pompeius und Senat zu treiben. Doch er brauchte kaum nachzuhelfen. Trotz aller Angst und aller äußeren Ehrerbietung war die siegreiche Nobilität jetzt entschlossen, sich von Pompeius so wenig das Joch auferlegen zu lassen, wie einst von seinem ehrgeizigen Vater. «Die Waffen sollen der Macht des schlichten Bürgertums weichen, der Lorbeer dem friedlichen Ruhme des Retters des Vaterlandes Platz machen», dichtete im Hochgefühl seiner Erfolge der aus seinem Amt scheidende Präsident des ereignisvollen Jahres 63. Aber so leicht ihm die Gedanken und die Worte flossen und sein Herz schwoll — er war kein Dichter und kein Prophet. Der eherne Gang der Weltgeschichte sollte es bald zeigen.

Schon vor dem letzten Schlag gegen die Aktionspartei hatte Pompeius Sorge getragen, den Boden für seine Ankunft vorzubereiten. Und wieder wie in den Jahren 67 und 66 sollten Tribunat und Volk als Bundesgenossen dienen. Schon im Jahre 63 war der junge und stürmische Q. Caecilius Metellus Nepos, aus einer hochangesehenen Familie der alten nichtpatrizischen Nobilität, ein Bruder des obersten Gerichtspräsidenten der Republik im Jahre 63, des Praetor urbanus Q. Caecilius Metellus Celer, als Pompeius' Sendling nach Rom gekommen, unter dem er als Legat in Asien gedient hatte. Die Ankunft der glänzenden Mission hatte ungeheures Aufsehen in Italien erregt. Man wußte, was man zu erwarten hatte. Er bewarb sich um das Tribunat für das folgende Jahr und wurde gewählt, aber die Nobilität setzte neben ihm die Wahl ihres zähesten Kämpen, Catos, durch, der ein fanatischer Reaktionär und Doktrinär doch wegen seiner derben, ehrlichen Art beim Volke populär war: nur lebte er in dem verhängnisvollen Irrwahn, daß in den Abstimmungsschlachten der Hauptstadt das Schicksal des Reichs entschieden würde.

Im Dezember begann das Amt der Tribunen, von vornherein nahm Metellus in diesen kritischen Tagen enge Fühlung mit Caesar und der Popularpartei, vergeblich waren die Bemühungen des vorsichtigen Präsidenten der Republik, sich mit ihm zu stellen[94]).

Schon am Schluß von Ciceros Konsulat eröffnete er den Angriff gegen den scheidenden Präsidenten, der die Revolution in der Hauptstadt, aber auch das Provokationsrecht des Volkes im Blut der Verschwörer erstickt hatte. Er hatte bereits in einer vorbereitenden Volksversammlung drohend erklärt: wer ohne Recht und Gericht Römische Bürger vom Leben zum Tode gebracht hat, der hat das Recht verwirkt, in der Volksversammlung das Wort zu ergreifen — die erste Androhung der Acht, die in voller Schärfe später von Clodius gegen Cicero zur Anwendung gebracht wurde. Es war der Protest

gegen die administrative Verurteilung und Exekution, den Caesar zuerst und allein eröffnet und angekündigt hatte. Auf Grund seiner Erklärung entzog der Tribun als Vertreter der beleidigten Majestät des Römischen Volkes dem Präsidenten der Republik am Tage seines Ausscheidens aus dem Amt das Wort: Cicero mußte auf die übliche feierliche Abschiedsrede vor versammelter Bürgerschaft verzichten und sich mit der Ablegung der Eidesformel begnügen, und seine einzige Genugtuung war, daß er mit einer kleinen Variation der kurzen Formel schwor, er habe als Konsul das Vaterland gerettet.

Wir sehen: auch von Pompeius' Seite ist das selbständige Vorgehen Ciceros in dem Punkt, wo er sich eine Blöße gab, in unzweideutigster Form gemißbilligt worden. Wir sehen aber auch, wie viel schwerere Folgen ein weitergreifendes Strafgericht des Senats gehabt haben würde. Und es war nicht bloß eine Formfrage: Pompeius war genau so wie die anderen großen Machthaber ein Protektor der kleinen Revolution, nicht weil er mit ihr ging, sondern weil sie die Vorarbeit für die große Revolution und für die Begründung der Monarchie unter einem möglichst günstigen Vorwand besorgte. Metellus begnügte sich nicht mit der großes Aufsehen und Unruhe erregenden Demonstration. Er machte Cicero in kurzem offen den Prozeß wegen rechtswidrigen Verfahrens in dem von der Gegenpartei mit Empörung aufgenommenen Catilinarischen Blutprozeß. Nur die energischen Maßregeln des Senats, der Cicero mit seiner vollen Autorität deckte und jeden weiteren Antrag in dieser Angelegenheit für Hochverrat erklärte, erstickten diese Angriffe — aber auf einem sehr verhängnisvollen Wege. Vorläufig war Cicero gerettet.

Weiter ging die Agitation, die er Hand in Hand mit Caesar eröffnete. Prätor und Tribun stellten den Antrag, Pompeius und sein Heer zum Schutze von Italien aus Asien zurückzuberufen: d. h. das Militärregiment im Lande zu proklamieren. Der Antrag konnte auf die Reste der Catilinarischen Verschwörung und ihre Unterdrückung bezogen werden. Aber mit ihr wurden die weit überlegenen Truppen des Senats allein gut fertig, und Senat und Nobilität standen nicht an, den Antrag als Maßregel gegen sich und die republikanische Ordnung zu betrachten und mit allen Mitteln zu bekämpfen. Grund genug war vorhanden, die Regierung durch ihr rechtswidriges administratives Verfahren und durch die offene Bedrohung Caesars vor dem Sitzungshause des Senats schwer kompromittiert. Die Nobilität bot gegen den Antrag ihre Tribunen, Q. Minucius und Cato, und die Tribunizische Interzession auf. Es kam bis zu offenem Tumult und Straßenkampf, zuletzt behauptete Cato siegreich den Platz[95]). Er glaubte den Staat gerettet. Die Reaktion triumphierte und ließ sich bis zum Äußersten fortreißen: Prätor und Tribun wurden vom Senat vom Amt suspendiert. Die Situation schien ähnlich, wie bei der Revolution von Glaucia und Saturninus: es war die geharnischte

Antwort der Reaktion auf den Rabiriusprozeß. Es war nur ein Unterschied vorhanden: Glaucia und Saturninus standen allein und die Militärgewalt, Marius an der Spitze, gegen sie. Jetzt deckte Pompeius und die große Armee die Vertreter des Volks und der Reformpartei. Metellus floh zu Pompeius: der Tribun suchte Schutz beim Feldherrn des Volkes — die gleiche Situation wie im Jahre 49 am Rubico. Es schien — und es ist vielfach so aufgefaßt worden — als brauche Pompeius nur im Namen der bedrohten Volkssouveränität einzugreifen, um Senat und Reaktion zu stürzen. Aber soweit war die Sache nicht. Denn soweit wollte Caesar nicht gehen und nicht den Schlepper für Pompeius machen. Das hat bereits der Historiker Dio Cassius scharf und treffend erfaßt[96]). Caesar blieb, der willkürlichen Suspendierung trotzend, im Amt und fuhr ruhig fort, als Prätor Recht zu sprechen, und erst als Waffen und Gewalt gegen ihn aufgeboten wurden, schickte er die Liktoren, die Amtsdiener fort, legte Tracht und Zeichen seines Amtes ab und floh in den Schutz seines Hauses, in den Palast des Oberhauptes der Staatskirche: er wich, aber er wich ostentativ der Gewalt, und man konnte ihm nichts anhaben, denn er hatte der Suspendierung Folge geleistet. Zwei Tage lang umlagerten die empörten Massen den Palast und boten dem vergötterten, kühnen Führer der Volkspartei ihre Fäuste an. Was Catilina gewollt hatte, war erreicht: wenn Caesar wollte, hatte man in der Hauptstadt die Revolution und als Rückhalt den Pompeius. Aber zum Staunen der zitternden Nobilität verwandte der rätselvolle Mann seine Autorität dazu, um die Massen zu beruhigen, und der Senat, von einem Alp befreit, sah sich genötigt, den Prätor, den er vorschnell für einen Revolutionär erklärt hatte, in ehrenvoller Weise wieder in Amt und Ratsversammlung einzuführen[97]). Caesar wußte, daß er an der Spitze der städtischen Massen und im zeitweiligen Besitz der Hauptstadt nichts war als ein erfolgreicher Catilina und ein Schrittmacher für Pompeius, aber er hatte die Schwäche der Regierung, die sich von den Ultras zu den extremsten Maßregeln drängen ließ und nicht einmal Herr in ihrem eigenen Hause war, schonungslos vor aller Augen aufgedeckt. Er selbst dagegen war bis zum Äußersten auf dem Boden des Gesetzes geblieben und hatte sogar, um Blutvergießen zu vermeiden, zwei Tage lang die angefochtene Suspendierung durch den Senat trotz aller Bitten des Volkes ruhig über sich ergehen lassen. Es war ein glänzender Sieg zielbewußter und starker Politik über die siegestrunkene, nur zu bald ernüchterte Reaktion. Auch in übertragenem Sinne hatte sein ehrlicher Gegner Cato recht, wenn ihm das Geständnis entfuhr: Caesar ist der einzige Politiker gewesen, der klaren Kopfes an die Revolution des Staates ging.

Durch die Vergewaltigung und Verjagung seines Sendlings und Tribunen war Pompeius zum starken Rückhalt der Volkspartei geworden. Und doch waren ihm die Hände gebunden: durch die friedliche Beilegung des Prätorischen

Konflikts war ein leichter Schein von Lächerlichkeit und von Übereilung auf die überstürzte Abreise des bedrohten Tribunen gefallen.

Nicht minder erfolglos waren die tumultuarischen Versuche, auf gerichtlichem Wege Caesar als geheimem Teilnehmer der Catilinarischen Verschwörung beizukommen, sein Amt als Prätor und seine Popularität schützten ihn vor Gericht und vor Gewalt. Und die zweifelhaften Elemente und Heißsporne, die dem Unnahbaren ein Bein zu stellen versuchten, hatten ihre Versuche schwer zu büßen.

Unter diesen Kämpfen, in denen sich die siegreiche Reaktion, berauscht von dem Erfolg über die Anarchie, den sie für einen Sieg des Senatsregiments über Reform und Revolution ansah, heillose Blößen gab und den Riß zwischen sich und Pompeius, dessen legitimistische Neigungen ihr von allen Prätendenten die meiste Gewähr boten, immer mehr erweiterte und vertiefte, vergeht das stürmische Jahr der Caesarischen Prätur und der Nachwehen der revolutionären Bewegung.

In den Schluß des Jahres fällt der Skandal am Fest der Bona Dea. Clodius, der Anbeter von Pompeia, Caesars Gattin, hatte sich am Frauenfest in das Haus des Praetors eingeschlichen und war dabei entlarvt worden. Caesar war es, dessen Familienehre damit angetastet war, und seine stolze Mutter nahm sich mit schwiegermütterlicher Energie des Handels an. Caesar verlor auch hierbei seine Ruhe nicht. Er wahrte seine Würde, indem er Pompeia den Scheidebrief schickte, nicht wegen Untreue, sondern mit der Erklärung, daß auf seine Gattin auch nicht der Schatten eines Verdachts fallen dürfte. Aber statt sich mit Clodius, der ihm gleichgültig ist, und mit dessen Anhang zu überwerfen, rettet er, als der Nächstbeteiligte, ihn durch seine zurückhaltende Aussage, während Cicero und die senatorische Partei in lobenswertem, aber unzeitgemäßem Eifer den unternehmenden jungen Clodier zu ihrem Todfeind und zum unermüdlichen Gegner der plötzlich sittenstreng gewordenen Nobilität machen und so durch ihre eigene Arbeit Caesar ein neues, durch seine skrupellose Vergangenheit und glänzende agitatorische Befähigung ebenso wie durch seine vornehmen Beziehungen gleich brauchbares Werkzeug schaffen, das sich mit wütendem und nie erlahmendem Haß gegen die Gegnerschaft kehrt, bis der Held der Straße — nachdem er Caesar jahrelang in seiner Weise Dienste getan hat — in einem elenden Straßenhandel sein Ende findet. Es war Caesars Meisterschaft, selbst aus seinen Feinden und Rivalen sich mit untrüglichem Scharfblick die geeigneten Männer herauszusuchen und sie — indem er sie so lang es ging sich selbst und ihren Trieben überließ — um so wirksamer und unauffälliger im Dienste seiner Sache zu verwenden. Aber freilich durfte das nur er, es gehörte seine Hand dazu, um diese tollen Zauberlehrlinge zu lenken und, wenn es not tat, rechtzeitig zurückzuzwingen.

III.

Die Verbindung mit Pompeius und Crassus.

Mittlerweile war, bevor noch das Amtsjahr Caesars in der Stadt abgelaufen war, Pompeius aus dem Osten zurückgekehrt. Ende des Jahres 62 waren er und sein Heer in Italien in Brundisium gelandet. Großherzig — man hatte einen neuen Sulla gefürchtet — hatte er sein Heer entlassen und war Ende Januar vor den Toren Roms erschienen, ohne Armee und ohne Soldaten, wie ein schlichter Privatmann, aber wie ein Monarch von dem Jubel des Volkes empfangen. Seit mehr als Jahresfrist hatte die Spannung und Erwartung wie ein schwerer Druck auf den Gemütern gelastet. Erfüllt von der dumpfen Ahnung einer neuen Zeit glaubte man das Ende der Republik und der alten Herrlichkeit des Senats gekommen. Da hatte sich — unerwartet — der Senat unter der Führung eines neuen Mannes, der aus der Bürgerschaft emporgestiegen war, aufgerafft, hatte sich in letzter Stunde auf seine Pflicht und auf sein Amt, das Land vor Umsturz und vor Anarchie zu schützen besonnen, und jetzt war auch die andere bange Sorge genommen: der große Pompeius hatte großherzig auf die Monarchie, die ihm als reife Frucht bereits in den Schoß gefallen schien, verzichtet. Man hat ihn getadelt, und er selbst soll es bald bereut haben, daß er seine Armee wie in einer Anwandlung von Großmut selber entlassen hatte — definitiv entlassen, bevor er noch, wie üblich an der Spitze seiner Soldaten als Triumphator in Rom eingezogen war[98]). Der alten und der neuen Zeit hat sich der Vergleich mit Sulla aufgedrängt. Aber gerade er gibt die Lösung und Erklärung für einen Akt, der keineswegs bloß aus einer Mischung von Großmut und Eitelkeit bestand. Sulla kam in das von der Revolution erfüllte Italien, Pompeius im tiefsten Frieden. Eine Armee war nicht nötig und ein längeres Zusammenhalten der Truppen auf dem Boden Italiens und der Römischen Nation war ohne Zwang ein Verstoß gegen die Tradition. Zweimal hatte Pompeius schon böses Blut durch das Zusammenhalten seiner Armeen erregt, aber beidemal hatten sie

soeben vorher auf dem Boden Italiens gefochten, gegen die Revolution des Lepidus und nach der Heimkehr aus Spanien gegen die Reste des Sklavenkrieges, und im zweiten Fall trat als eine wenn auch nicht staatsrechtliche, so doch um so wirksamere Motivierung die Herstellung des Gleichgewichts gegenüber Macht und Heer von Crassus hinzu. Jetzt lag Italien dem großen Imperator wehrlos zu Füßen und an Huldigungen hat es Regierung und Nation nicht fehlen lassen. Die Drohung mit der Armee war in dieser Situation ein Luftstoß, und daß Senat und Opposition so weit gehen würden, ihm alles und zuletzt auch die versprochenen Landanweisungen an seine Veteranen — eine Pflicht an die ihn sein Wort und seine Ehre band — zu verweigern, das konnte er nicht wissen. Hier beginnt sich der verhängnisvolle Umschwung geltend zu machen, der sich in Senat und Regierung infolge des kleinen Sieges über die Anarchie vollzogen hatte und der — angesichts der Ergebenheitsbezeigungen vor dem heimkehrenden Imperator — in diesem Umfang kaum von jemand hätte vorausgeahnt werden können. Und Pompeius hatte recht: sein Prestige genügte, um — wenn auch vielleicht nicht immer ohne Kampf — seine Forderungen durchzusetzen, das hat Caesar als sein Bundesgenosse gezeigt — aber freilich nur dann, wenn es nicht sank. Und daß es sank, war seine Schuld, aber nicht die Schuld einer einzelnen, im Grund richtigen Maßregel, sondern die Schuld seiner gesamten Veranlagung und politischen Persönlichkeit. Welche Schwierigkeiten aber auch einem siegreichen Feldherrn, der über gewaltige militärische Hilfskräfte verfügte, der parlamentarische Apparat der Römischen Verfassung von beiden Seiten — Senat und Volk, d. h. Tribunat — entgegensetzen konnte, das hat selbst ein Caesar in den Tagen seiner glänzendsten Erfolge beim ersten Einzug in Rom erfahren. Pompeius hätte, wenn er sein Heer nicht auflöste, einen Teil seiner Forderungen und zuletzt auch diese wahrscheinlich nur auf dem Wege eines offenen Verfassungsbruchs durchzusetzen vermocht. Damit stand er ganz anders und unendlich schlechter da als Sulla. Er hatte Senat und Volkspartei gegen sich, denn was er der letzteren zu geben bereit war, hatte er ihr bereits im Jahre 70 gegeben. Im Herzen war er — wie Sulla — ein Anhänger der alten Regierung und nur fähig und bereit sich als konstitutioneller Herrscher oder Feldherr an die Spitze der Republik zu stellen, deren aristokratische Grundlage bei dieser Form der Monarchie unangetastet erhalten bleiben mußte. Das hat ihm — blind genug und doch nicht ganz mit Unrecht — der Senat versagt. Das Regiment des Pompeius war im Innern wie nach außen kraft seines Programms und kraft seiner Leistungen nicht der berufene Nachfolger der absterbenden Nobilitätsherrschaft. Es war höchstens, dank der Konzentration der Macht in einer Hand, besser geeignet als die zerfahrene und durch ihre ewigen Eifersüchteleien lahmgelegte Senatswirtschaft, an den Grenzen und in den Provinzen die Interessen des Reichs zu vertreten — aber nicht besser als jeder andere energische General des

Senats auch, dem man freie Hand ließ. Lucullus hatte mit kleineren Mitteln mehr erreicht, als Pompeius, der — wenigstens im Mithridatischen Kriege — nur die Nachernte abhielt, und Metellus hatte in Spanien, als ihm endlich in Pompeius' Heer Verstärkung kam, sehr ehrenvoll und manchmal glücklicher als der Oberstkommandierende gefochten. Wenn aber Pompeius trotzdem nach mehr griff als man gab, so standen ehrgeizige Männer genug bereit, um Senat und Republik zu schützen oder auch — um in seinem Dienste langsam aber unwiderstehlich emporzukommen: denn das Reich stellte nicht bloß nach innen sondern auch nach außen Aufgaben, die nicht weniger, sondern mehr als einen Sulla verlangten. Es war — und das vergessen die Kritiker von Cicero wie von Pompeius nur zu oft — eine der seltenen, heißen, schweren und doch wunderbaren Zeiten, die alles Halbe und Ungenügende zermalmen und denen nur der Genius standhält.

So kam Pompeius — von den ungeheuersten Erwartungen begrüßt — ruhmgekrönt aus dem fernen Osten, um fast sogleich die Zügel, die einer anderen, festeren Hand bedurften, langsam sich entgleiten zu sehen.

Anders Caesar. Mit dem Jahre 61 begann seine Provinzialstatthalterschaft in der einen der beiden Spanischen Provinzen, dem jenseitigen Spanien. Der Antrittstermin der Statthalterschaften war sehr unregelmäßig und verschob sich manchmal bis in die Mitte des Jahres. Dies benutzte die Nobilität, um Caesars Abgang in die Provinz absichtlich hinauszuziehen. Der Senat faßte den Beschluß, vor Abschluß des großen Sakralprozesses gegen Clodius sollten keine Verhandlungen wegen der praetorischen Provinzen stattfinden: eine Kraftprobe der senatorischen Partei, wie der ganze mit einem starken Aufwand von sittlicher Entrüstung betriebene Prozeß, und zugleich ein sehr durchsichtiges Manöver, um Caesar den Abgang in die heiß ersehnte erste Statthalterschaft vor dem Abschluß des Prozesses, um dessen Niederschlagung die Popularpartei und Clodius' Freunde und Anhänger mit Aufgebot aller Mittel sich bemühten[99]), unmöglich zu machen. Man hatte die ausgesprochene Nebenabsicht, Caesar in der Zwischenzeit als Privatmann vor Gericht zu ziehen[100]). Caesar entzog sich der Verpflichtung, als Hauptzeuge in dem Skandalprozeß zu erscheinen nicht und blieb geduldig bis tief ins Frühjahr hinein in Rom, bis der Prozeß glücklich zur Verhandlung kam[101]). Die Absicht aber ihn mit Clodius durch sein Zeugnis zu verfeinden oder — im Gegenfall — durch Leugnen eines offenkundigen Skandals zu kompromittieren, wurde nicht erreicht. Inzwischen hatte die Verlosung der Statthaltereien stattgefunden. Das lange Warten machte wahrscheinlich auch die anderen Bewerber ungeduldig, und unter ihnen befand sich der Bruder des Expräsidenten Cicero, der die wichtige Provinz Asien bei der Verteilung zugewiesen erhielt[102]). Aber man hatte, wenn man wollte, andere Mittelchen, und die abschließende Regelung der Statthalterei und ihrer Ausstattung, die Bestimmung der Heeresquote, die Ordnung und Bewilligung der Verwaltungskosten usw.

ließen auf sich warten. Da durchkreuzte Caesar endlich die Intrigue und ging, ohne die Regelung dieser Punkte abzuwarten, kurzerhand nach der Provinz ab. Es war bereits tief im Jahr, trotzdem wurde ihm die schnelle Abreise von der gegnerischen Partei als Flucht vor dem drohenden Gerichtsverfahren ausgedeutet, was nur verrät, wie gern man ihn schon damals auf dem Wege des politischen Tendenzprozesses vernichtet hätte. Daneben spielte eine andere Intrigue: man hatte die Finanzwelt aufgehetzt, ihn nicht vor der Tilgung seiner Schulden ziehen zu lassen — natürlich ein politischer Trick, denn die Statthalterei bedeutete ja gerade die Realisierung der Spekulation und die glänzende Möglichkeit zur Abtragung der Schuldenlast. Daneben mochte der Gedanke an den Untergang von Cn. Piso in Spanien mitspielen und die Hoffnung auf Deckung der Anleihen durch mächtige interessierte Kräfte. Diese Spekulation schlug nicht fehl. Crassus übernahm die Bürgschaft für die Schuldenmassen, die zum Protest gebracht zu werden drohten[103]). Seine reichlich fließenden Kredite hatten auch stark zur Entscheidung des Clodianischen Prozesses im Sinne Caesars und der Volkspartei beigetragen und so den kühnen, vielversprechenden Agitator für diese Seite mit gewinnen helfen. Caesar ging sofort nach der schnellen Ordnung der Kreditfrage in die Provinz ab.

Wir wissen wenig über Caesars Wirksamkeit in seinem ersten kleinen Reich, der in verheißungsvoller Entwicklung, aber auch infolge von Kriegen und Mißwirtschaft in schwerer finanzieller Bedrängnis befindlichen Spanischen Provinz. Die Nachrichten der Schriftsteller sind sparsam, aber gewichtig: die Leistungen in den Anfängen seiner großen reformatorischen Tätigkeit verschwinden gegenüber dem Ungeheuren, was er später gekämpft, geleistet und geschaffen hat, aber sie sind in ihrem Rahmen sehr bedeutend und überragen um ein Gewaltiges — so weit überhaupt ein Vergleich möglich ist — den Schlendrian der Durchschnittsverwaltung und selbst die schüchternen Reformversuche besserer und aufgeklärterer Statthalter.

Mit sicherer Hand griff Caesar die Aufgabe an, auf die er schon — und in größerem Maßstabe — seit Jahren hingearbeitet hatte und die ihm bis zum legalen Termin das Schicksal versagt und auch dann nicht leichten Kaufs gewährt hatte. Schon früh haben wir sein organisatorisches Talent beobachten können. Auch in Spanien ist er zu gleicher Zeit der geniale Organisator einer kleinen Armee, der kühne und entschlossene Truppenführer und — in verwandtem Sinne wie später bei seiner umfassenden reformatorischen Tätigkeit — der große, hell und scharf blickende Administrator und Neuordner der inneren Verwaltung: der geborene Regent — und das alles ohne eilfertige Überstürzung und in der kurzen Frist eines knappen Amtsjahres.

Er fand in der an ihren Grenzen keineswegs abschließend gesicherten Provinz eine Truppenmacht von nicht mehr als 20 Kohorten oder zwei Legionen vor. Er vermehrte sie auf eigene Faust auf 30 Bataillone — drei Legionen — und unternahm mit dieser Macht, wahrscheinlich noch ver-

stärkt durch die in diesen Zeiten meist in großem Umfang herangezogenen einheimischen Spanischen Aufgebote, einen umfassenden und mit Geschick geführten Feldzug gegen die unruhigen Gebirgsvölker Lusitaniens. Daß er größere Ziele verfolgte, als bloße Beute und Sklavenjagd, wie nur zu oft nach dem Vorgang der Optimatischen Römischen Geschichtstradition angenommen wird[104]), zeigt seine Aufforderung an die räuberischen Gebirgsstämme, sich in der Ebene anzusiedeln, womit ihnen ihre Schlupfwinkel genommen und den Grenzdistrikten der Provinz Ruhe und Sicherheit gewährleistet wurden. Als das Ultimatum kein Gehör fand, wurden in einem klug und mit unerbittlicher Energie durchgeführten Feldzug die kriegerischen Gebirgsvölker niedergeworfen. Im Anschluß daran führte Caesar im folgenden Jahre, vor dem Rücktritt von der Statthalterschaft, den die feindliche Tradition als übereilt hingestellt hat, seine Truppen gegen die Kallaiker, bis in den Norden Spaniens und an die Küste der Biskayischen See. Die Soldaten begrüßten ihn als Imperator, der Senat sah sich veranlaßt, ihm ein Dankfest zu bewilligen, das erste in der großen Reihe, die jetzt bald begann, und damit die Anwartschaft auf den Triumph. Es waren Kämpfe wie sie von manchem der ehrgeizigen und habsüchtigen Statthalter versucht worden sind, aber meist in einem anderen Stil und mit anderem Erfolg. Neben dem wohlverdienten Ruhm und einer glänzenden Beute, die ihm die Herzen der Soldaten und das alte Wohlwollen der Bankwelt gewann, deren Schuldtitel während der Spanischen Statthalterschaft restlos beglichen wurden, neben diesen Erfolgen hatte der tatkräftige Statthalter die Grenzen seiner Provinz gesichert und die unruhigen Grenzstämme zur Ruhe gebracht: es lag nicht an ihm, dem Statthalter der einen von den beiden Schwesterprovinzen, wenn nicht schon jetzt, sondern erst Jahrzehnte später unter seinem Erben und Nachfolger ganz Spanien zu einer Römischen Kolonie geworden ist.

Für Caesar aber waren diese Feldzüge ein wichtiges Vorspiel für Größeres. Es ist ein wenig berechtigter, wenn auch festgewurzelter Irrtum, wenn man annimmt, daß Caesar ein vollständiger Neuling als Feldherr oder gar ein reiner Zivilist war, als er seine Laufbahn in Gallien begann. Was allerdings auch ein strategisch veranlagter Zivilist mit wenigen Wochen militärischer Vergangenheit unter Umständen als General zu leisten vermag, hat Karl Schurz im Amerikanischen Sezessionskriege gezeigt: ein Mann aber, der wie Caesar in seinen ersten Kriegsjahren die lange schwere Belagerung der hartnäckig verteidigten Rebellenstadt Mytilene mit Auszeichnung mitgemacht und als blutjunger eleganter Offizier sich eine Auszeichnung erfochten hatte, die nur im Handgemenge und im siegreichen Kampf Mann gegen Mann erworben werden konnte und die den höchsten Stolz erprobter alter Haudegen bildete, der wiederholt in kleinem, jetzt in größerem Umfang sein militärisches Organisationstalent und eine schnelle und entschlossene Initiative bewährt hatte, — ein solcher Mann kann nach zwei ernsten und

von mancherlei Zwischenfällen bedrohten Feldzügen, wie es die Spanischen waren, nicht als Zivilist gelten. Wenn Caesar in Gallien anfangs eine gewisse Unsicherheit gezeigt hat, so lag das an anderen Gründen, an der Neuheit und Gefährlichkeit des Kriegsschauplatzes und an einer richtigen Abschätzung der schwierigen Verhältnisse, die alles andere eher, als den unerfahrenen Neuling verrät[105]).

Weniger Einzelheiten hören wir über die andere Seite seiner Tätigkeit, die innere Verwaltung. Aber auch hier hat er in seinem kurzen Amtsjahr eine durchgreifende organisatorisch-reformatorische Tätigkeit entfaltet. Wie alle Provinzen erlag auch Spanien unter dem Druck einer furchtbaren Schuldenlast. Die langwierigen Kriege, mit ihrer vermehrten Besteuerung und den noch schwereren Lasten der Kriegsführung, die Mißwirtschaft der vornehmen Statthalter und die Habgier der Römischen Steuerpächter und Geldgeber hatten mit echt Italischer Schonungslosigkeit das Land bis an den Abgrund gebracht. Caesar veranlaßte beim Senat die Aufhebung der im Sertorianischen Kriege eingeführten Kriegssteuer und erleichterte so die schwere Steuerlast. Er selbst führte eine einschneidende, aber segensreiche Reform des Schuld- und Kreditwesens durch: zwei Drittel der Einkünfte wurden den Gläubigern bis zur Amortisation der Schuld überwiesen, ein Drittel den Schuldnern und damit der Grundbesitz vor der Vernichtung gerettet. Genaueres über Verhältnis von Zinsverrechnung und Amortisation wissen wir leider nicht. Aber von der Notlage, die Caesar vorfand und mit schnell und sicher zugreifender Hand zu heilen verstanden hat, zeugt die Höhe der Belastung, die er dem Grundbesitz zumuten mußte und die gegen früher als Erleichterung empfunden wurde. Lange Jahre hindurch hat sich die Erinnerung an seine segensreiche und fruchtbare Verwaltung, seine wohlgeordnete Rechtspflege, die sichere und allgemein befriedigende Schlichtung der verworrenen Rechts- und Besitzfragen zwischen den verschiedenen Gemeinden, die Hebung des Landes, seiner Kultur und seiner Städte, an der Spitze der mächtigen, aber noch nach mancher Richtung in halbbarbarischen Zuständen steckenden Handelsstadt Gades erhalten: Cicero hat uns in einer Rede für L. Cornelius Balbus, den aus Spanien stammenden Vertrauten Caesars, in kurzen Strichen ein anschauliches, schönes Bild davon entworfen[106]). Es war ein anderes Regiment, als man es unter dem Senat gewöhnt war. Und gerne brachten die Gemeinden als Dank für ihre Hebung und ihr neues Aufblühen dem großen Statthalter die Summen freiwillig dar, die andere Statthalter zwangsweise als Ergänzung ihrer staatlichen Zivilliste von den untertänigen Gebieten zu erpressen gewohnt waren[107]). Caesar hat — und ohne die üblichen Erpressungen — am Ende seiner ersten Statthalterschaft die gesamte Schuldenlast, die er kontrahiert hatte, abtragen können. Einen gesetzlichen Anspruch auf eine derartige Zivilliste seitens der Provinz hatte er nicht, wenn man aber hier von einer Korruption reden

will, so war es im Gegensatz zur zehrenden Korruption des Ostens die grandiose schöpferische Skrupellosigkeit des jungen Amerika, die nimmt, wo sie findet, die aber auch Großes dafür leistet — und im Grunde war es mehr: denn die ungeheuere Willens- und Arbeitsenergie Amerikas gipfelt in verhängnisvollem Raubbau, Caesar aber hat mit weitschauender Fürsorge die alten Wunden eines entsetzlichen Raubbaus geheilt und den Boden für neuerblühendes gesundes Leben vorbereitet. Es war die erste der werdenden Romanischen Nationen außerhalb der Italischen Halbinsel, mit der er in Berührung trat, für deren Kultur er — hier ein echter Nachfolger und Erbe der Sertorianischen Politik — an seinem Teile, soweit die kurze Zeit es zuließ, eine Grundlage schuf, wie es ein ihm innerlich nicht übermäßig wohlgesinnter Mann, wie Cicero, schon in bedeutungsvollen Worten anerkannt hat, und aus der er, ähnlich wie aus der zukunftsreichen Transpadana, zum Danke seine besten Hilfskräfte gezogen hat: aus Gades stammt — ursprünglich ein Schützling des Pompeius — sein späterer Kabinettsminister L. Cornelius Balbus.

Nach reicher, fruchtbarer Tätigkeit von einem Jahre kehrte Caesar um die Mitte des folgenden Jahres 60 im Juni der damaligen Römischen Zeitrechnung aus der Provinz nach Rom zurück. Auch in dieser schnell und ohne Zögern ausgeführten Rückreise fanden die Gegner eine gewisse Überstürzung. Seine Rückkehr kam ihnen freilich wenig gelegen, man rechnete, Caesar würde zu spät eintreffen, um sich um das Konsulat, das ihm jetzt endlich nach der Ämterfolge offen stand, zu bewerben. Er war jetzt nicht mehr bloß der Führer der schwankenden und keineswegs stets und in allen Teilen von ihm beherrschten Volkspartei. Seine erste an Erfolgen reiche Regentschaft lag hinter ihm. Er hatte — im kleinen, aber nicht unbedeutenden Maßstab — gezeigt, was er als Regent zu leisten und zu bieten vermochte. Auch die hohe Finanz sah mit Befriedigung ihr Vertrauen gerechtfertigt: die ungeheure Staatsanleihe, die sie auf zwei Augen zu gewähren gewagt hatte, war mit einem Schlage glänzend getilgt. Ihre Kredite und ihre Mittel standen ihm wieder willig und zur freiesten Verwendung zur Verfügung.

Unterdessen war Pompeius bereits seit langem in Rom. Im September des Vorjahres hatte der glänzende Triumph über seine Siege in Asien stattgefunden. Aber mit seinem Prestige und seiner Macht war es reißend bergabgegangen, und die tieferen Ursachen hat der scharfsinnige Historiker der Kaiserzeit Dio Cassius bereits treffend aufgewiesen. Pompeius' Einfluß und sein Gold hatten über die höchsten und entscheidendsten Stellen des Staates zu verfügen. Als Vorläufer und Plänkler hatte er im Jahre 62 das Tribunat in der Gestalt seines Legaten und Sendlings Metellus Nepos benutzt. Auch der eine Konsul des Jahres 61 stammte aus seinem Lager, die höchsten Leiter des Staates im Jahre 60 L. Afranius und Q. Caecilius Metellus Celer waren seine Kandidaten. Und für das folgende Jahr gedachte er sich selbst um

das Konsulat zu bewerben. Für Caesar wäre diese Stellung die Basis für die Monarchie gewesen. Aber das alles waren bloß die Früchte der ungeheuren militärischen Machtstellung des Pompeius, jetzt — und selbst wenn er sein Heer gegen die Tradition und ohne sichtliche Veranlassung zusammengehalten hätte — jetzt hing die Ausnutzung und Neugründung seiner Stellung von seinen Fähigkeiten als Regent und von seinem Programm ab. Und beides versagte. Bitter aber treffend hat Cicero die im Grund kleine Persönlichkeit des großen Mannes geschildert und nur eines übersehen, daß dies Kleine, Unaufrichtige und beinahe Klägliche, das in fast groteskem Widerspruch mit Spannung und Erwartung der früheren Jahre stand — daß dieses der Ausfluß einer Situation war, an der nicht Pompeius allein, sondern mit und in erster Linie der Größenwahn des Senats und seiner Führer schuld war[108]). Sein Programm war die konstitutionelle Monarchie — unter dem Namen des Senatsregiments und ohne jeden neuen oder anstößigen Titel —, in der er dem Senat, unfähig und nicht gewillt an seine Stelle zu treten, den größten Anteil an der Regierung überließ. Die beruhigenden Zusicherungen, die er gegeben hatte, waren vollkommen ernst gemeint, nur natürlich nicht in dem Umfange, wie er sie um der legitimen Form willen geben mußte und wie sie der plötzlich machtstolze Senat jetzt wörtlich aufzunehmen gewillt war. Der Senat versagte sich und Pompeius war nicht der Mann, den wiedererwachten Trotz der Einzelnen, der verschiedenen Koterien und der gesamten Nobilität zu beugen. Die Catilinarische Revolution hatte einen sehr unerwarteten und doch — wie sich sehr bald zeigte — gerade durch den leicht errungenen kleinen Sieg vernichtenden Erfolg für die Existenz der Senatsherrschaft gehabt.

Aber der Senat trug ebensowenig allein die Schuld wie das zurückhaltende Zaudern von Pompeius. Er brachte kein Programm mit, das als solches gelten konnte. Statt der sozialen Reform kam er mit dem Wunsche der Versorgung seiner Veteranen und wenn dieser in eine plausible Form gekleidet wurde, so wurde er dadurch nicht zu einer wirklichen Reform. In der Einrichtung und Ordnung der neuerworbenen Provinzen und der zusammenhängenden Klientelreiche hatte Pompeius eine glückliche Hand gezeigt, und wir können noch erkennen, welche Kräfte ihm zur Seite standen: er hatte einen Stab von erfahrenen Griechischen Diplomaten um sich, die eine tiefe und gründliche Einsicht in die Verhältnisse des Ostens besaßen, tiefer vielleicht als in die Italiens und Roms, denn da vermissen wir vielfach selbst in äußeren Fragen eine geschickte diplomatische Direktion. Aber auch hier glitt die Forderung der Anerkennung der von ihm getroffenen Ordnungen und ihre Vertretung in den Charakter persönlichen, kleinlichen Ehrgeizes über, und die wenig taktvolle Behandlung des verdienten, fein- und hochsinnigen Lucullus bei der Übergabe des Imperiums in Asien trug ihre späten, aber bitteren Früchte. Eine volle, großzügige Reorganisation der gesamten

Provinzialregierung aber war von Pompeius und von dem Senatsregiment, mit dem er zu paktieren beabsichtigte, nicht zu erwarten. Das konnte nur die volle Monarchie: denn es war eine Entthronung der selbstherrlichen Dynastien der Notabelngeschlechter, die als Beamte, Statthalter, Kommandanten und bei den berüchtigten freien Legationen auch als Privatmänner mit schrankenloser Willkür in den unglücklichen Gebieten der schwerbedrückten, fast erliegenden Untertanenschaft zu hausen pflegten, ohne dafür — mit den seltensten Ausnahmen — etwas zu leisten.

Am wenigsten beachtet, aber in der Not der Zeit vielleicht am verhängnisvollsten war der tief in der Natur des Pompeius begründete Mangel eines schöpferischen Programms für die auswärtige Politik. Er und Rom schienen saturiert. Es hatte sich bei seinen Kriegen im wesentlichen um die Wiedereroberung und Sicherung bereits Römischen Gebietes gehandelt, in Spanien, wie auf der See und in Asien, wo als reife Frucht die überlebten Kleinstaaten der benachbarten Interessensphäre zur leichten Beute des energischen militärischen Eingreifens wurden. Jetzt aber hatte Pompeius keine weiteren Pläne. Mit dem Parthischen Reich hatte er mehr durch imponierende Machtentfaltung und geschickte Politik als durch ernstliches Eingreifen ein Abkommen getroffen, vor Ägypten Halt gemacht, die immer drohender am Horizont auftauchende Gallische Frage vermochte ihm ein tieferes Interesse nicht abzugewinnen. Er beabsichtigte sich auf das Vorhandene und auf die Sicherung der Grenzen, hinter denen ungeheure, unabsehbare Bewegungen in Vorbereitung waren, zu beschränken. Es war das spätere Programm des Augustus, aber in einer Zeit, wo die Verhältnisse, die Grenzen und die politischen Zustände gänzlich andere waren.

Wie sein Programm, so versagen seine persönlichen Fähigkeiten. Pompeius war mit einem ungeheuren, unbestrittenen Plus auf den Schauplatz getreten. Er brauchte nichts als sein Prestige zu erhalten und es ist verkehrt, wenn man behauptet, mit der Entlassung seines Heeres habe er die Waffen aus der Hand gegeben. Bereit auf jeden Ruf zu folgen — und namentlich wenn ihre eigenen Interessen mit betroffen waren — saßen seine Veteranen in Italien. Es bedurfte nur der Fähigkeit und des Entschlusses sie zu dirigieren, ihre Kraft geltend zu machen, ohne an falscher Stelle und verfrüht zu brutaler Gewalt zu greifen. Und in den entscheidenden Stellen — jetzt die Hauptsache — hatte er ergebene und mit den Interessen seiner Person eng verbundene Männer. Aber er versagte gleich hier. Unfähig seine Leute zu lenken und zu leiten — eines der Geheimnisse von Caesars Überlegenheit —, verliert er alsbald die Herrschaft über seine eigenen Geschöpfe. Freilich war die Aufgabe nicht leicht und erforderte einen Meister: die erlauchten Herren der Nobilität wie Metellus Celer ließen sich nicht wie gewöhnliche Werkzeuge behandeln und wollten sehr vorsichtig angefaßt sein. Pompeius war mit Metellus' Familie durch seine Gattin Mucia eng ver-

bunden, zu seinem Unglück fiel gerade in die Zeit seiner Rückkehr die Scheidung von der hohen Gemahlin, durch ihre galanten Beziehungen — man sprach viel von Caesar — sehr begründet, aber in der Zeit vor Metellus' Konsulat sehr unpolitisch. Der von dem Adel und den hohen Ansprüchen seiner gesamten Familie aufs tiefste überzeugte hochfahrende vornehme Herr nahm Pompeius die Scheidung auf das höchste übel und zeigte sich von der Zeit ab immer mehr gereizt und widerspenstig: statt ihn zu stützen ging er zuletzt offen in die Opposition über. Afranius aber war unfähig und untätig, und es stand nicht eine unerbittliche energische Kraft hinter ihm, die ihn lenkte und vorwärtszwang. So versagten die beiden Konsuln vollständig, durch die Pompeius die Leitung des Staates bereits in Händen zu haben schien.

Immer offener und kühner trat die senatorische Opposition hervor, die Opposition der Partei, der er nicht nur in Charakter und Neigung, sondern auch in Programm und Absichten am nächsten stand. Neben dem tiefen Mißtrauen der gesamten Nobilität gegen die drohende Militärmonarchie erhob sich von allen Seiten die Feindschaft verletzter persönlicher Interessen und Koterien.

Pompeius forderte die Bestätigung und Annahme seiner gesamten Neuordnung und Einrichtung der Asiatischen Eroberungen und Provinzen en bloc, und die Forderung war nicht unberechtigt. Aber er selbst hatte sich seinerzeit in kleinlicher und engherziger Weise über die Anordnungen seines Vorgängers Lucullus hinweggesetzt und sie mit berechneter Absichtlichkeit beseitigt und umgestoßen. Jetzt war die Zeit der Rache und der Neuaufnahme seiner beiseitegeschobenen Ansprüche für den schwer und ungerecht mißhandelten Lucullus gekommen, und er säumte nicht sie auszunutzen. Er verlangte — und auch nicht ohne Berechtigung — die getrennte Beratung der einzelnen Positionen und die Berücksichtigung seiner eigenen umgestoßenen Maßregeln. Es ergaben sich lange, erbitterte und verwickelte Streitigkeiten. Lucullus war nicht der einzige, dessen gerechte Interessen verletzt waren, und das nicht ganz ohne pomphafte Reklame zustande gekommene Prestige von Pompeius ging unrettbar bergab.

Die Verpflichtungen gegenüber seinen braven Veteranen, die auch später noch in den Zeiten der Not ihrem glänzenden General mit rührender Treue anhingen, versuchte er mit Hilfe des Tribunats und des Volkes durch ein Ackergesetz, das der Tribun Flavius einbrachte, zu erfüllen. Aber — obgleich in der Form auch für das Volk und zur Linderung der sozialen Notlage bestimmt — trug es den Stempel seines Ursprungs nur zu deutlich auf der Stirn und war wenig populär. Doch der Widerstand ging auch hier vom Senat aus. Er hatte ein tiefes Mißtrauen gegen die Anlage großer Militärkolonien. Vergeblich mahnte der weiterschauende und politisch klügere Cicero zum Einlenken. Die Kompromißversuche scheiterten an der hartnäckigen Oppo-

sition und Obstruktion der Ultras mit dem ehrlichen, aber blind fanatischen Cato an der Spitze, den Cicero bei aller Wertschätzung seiner unerschütterlichen republikanischen Gesinnung beim besten Willen als Politiker nicht ernst nehmen konnte[109]). Er lebte in der Romantik der guten alten Zeit und ihrer republikanischen Strenge und gab, ohne daß es ihm bewußt wurde, damit nur den persönlichen Treibereien und Interessen seiner Parteigenossen einen moralischen Rückhalt und einen kaum verdienten heldenhaften Nimbus. Der mit Pompeius zerfallene Konsul Metellus ließ sich Hand in Hand mit ihm bis zum Äußersten treiben, und die Nobilität errang zuletzt den Sieg über den Mann, der ihr letzter Retter war: Pompeius gab ermattet und bedrängt den unerfreulichen, kompromittierenden Kampf auf und ließ die Agrarvorlage fallen. So hatte auch das Tribunat, trotz seiner Bereitschaft, versagt. Die Nobilität, die persönlichen Feinde, unter ihnen auch Crassus, hatten sich verbündet, um die Vorlage zu stürzen, und zuletzt war auch der Eifer Ciceros für ein Kompromiß erkaltet.

Pompeius war im parlamentarischen Kampf, in den Aufgaben der inneren Politik und der Behandlung ihrer zentrifugalen, wild durcheinander gewirrten Kräfte hilflos. Er war ohne Hilfe verloren, und ein Appell an die brutale Gewalt hätte jetzt, wenigstens für die Dauer, noch weniger gute Früchte getragen, als vorher.

In diesen Hexenkessel kam Caesar Mitte des Jahres 60 zurück. Er fand Pompeius rat- und machtlos, in seiner Eitelkeit tief verletzt, aber bereits vom dunklen Gefühle seiner Unzulänglichkeit erfüllt. Caesar kam, um den verdienten Triumph für seine Feldzüge in Spanien zu halten und um sich um das Konsulat zu bewerben. Der Senat, dem seine Ankunft in letzter Stunde höchst unwillkommen war, versuchte mit kleinen Mitteln die gefürchtete Bewerbung um das Konsulat zu verhindern. Vor dem Triumph durfte der Imperator die Stadt nicht betreten. Caesar mußte sich daher von der persönlichen Meldung als Kandidat befreien lassen. Der Senat verweigerte den Dispens. Da verzichtete Caesar, rasch entschlossen, auf seinen ersten Triumph und eilte zur persönlichen Bewerbung in die Stadt.

Die Verwirrung und die Spannung war aufs höchste gestiegen, jetzt war seine Zeit gekommen.

Pompeius, vom Senat zurückgestoßen, von seinen eigenen Leuten verlassen, war mehr denn je auf ihn und die Volkspartei angewiesen, und die uneigennützige Hilfe der Jahre 67 und 66 mußte mit verdoppelter Gewalt in seiner Erinnerung wieder aufsteigen. Crassus hatte längst erkannt, daß er ohne Caesar sich nicht durchsetzen konnte. Und der große Führer der Volkspartei, der sie zwischen Reaktion und Anarchie mit sicherer Hand hindurchgesteuert hatte, kehrte jetzt mit dem neuen Ruhm einer reichen und erfolggekrönten Regententätigkeit und von den dankbaren Huldigungen seiner Provinz begleitet auf die politische Bühne zurück.

Sein erstes Meisterstück war die Annäherung und Versöhnung der beiden mächtigsten Männer Roms, Pompeius und Crassus. Beide wurden durch das gemeinsame Interesse für ihn und sein Konsulat zusammengeführt, die gesamte Volkspartei stand auf seiner Seite, die Finanz bot ihm freiwillig ihre Mittel dar. Schon von langer Hand hatte sich eine ihrer Größen, der reiche Lucceius, mit ihm zu gemeinsamem Wahlkampf verbündet, der Millionär lieferte die Wahlsummen, Caesar stützte ihn durch seine Popularität, und es war sein aufrichtiges Interesse, daß statt eines hochkonservativen Kollegen ein politisch unbedeutendes Mitglied der Finanz sein Teilhaber in der Präsidentschaft der Republik wurde[110]). Die Nobilität machte ungeheure Anstrengungen, um die Macht dieses Bündnisses zu paralysieren, von allen Seiten — selbst der strenge Cato machte mit — wurden die Summen für den Agitationsfond zusammengeschossen, und es gelang wenigstens das Äußerste abzuwenden. Neben Caesar wurde an zweiter Stelle sein erbitterter Gegner und alter Rivale, der hochkonservative M. Calpurnius Bibulus gewählt. Die Republik schien gerettet, in Wirklichkeit nur die Obstruktion. In dem ungleichen Paar hat Caesar, gestützt auf die Volkspartei, seine mächtigen Bundesgenossen, seine weitgreifenden Verbindungen und ein großes Programm, mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Sicherheit die Führung übernommen, als wenn er der erste und alleinige Präsident der Republik gewesen wäre.

Pompeius hatte es nicht verstanden, seine eigenen abhängigen Werkzeuge im Zaum zu halten und zu verwenden, Caesar hatte mit seiner Meisterschaft in Behandlung von Personen und Problemen die beiden mächtigen und tief verfeindeten Rivalen, Pompeius und Crassus, nicht nur für seine Wahl zusammenzuführen verstanden, sondern auch mit unwiderstehlicher Konsequenz eine dauernde Aussöhnung zustande gebracht. Beide — und Crassus am längsten — hatten erkannt, daß die Zeit für das Alleinregiment von einem von ihnen noch nicht gekommen war. Beide waren ohne Caesar und seine Herrschaft über Personen und Massen hilflos, keiner verfügte über ein wirkliches Programm und über eine Partei, beide neigten im Herzen mehr zur Nobilität, aus der sie hervorgegangen waren und in der sie wurzelten, als zum Volk, mit dem sie keine Traditionen, keine Ideen und kein inneres Band verbanden. Ihnen beiden war Caesar unentbehrlich, nicht als Agitator, das konnte das radikale Tribunat und seine nähere Fühlung mit den hauptstädtischen Massen ebenso gut und besser besorgen, sondern als das anerkannte Haupt der Reform- und Volkspartei, mit der er und für die er in guten und in bösen Tagen mit unerschütterlicher Festigkeit gekämpft und gerungen hatte. Und dieser Mann war nicht bereit, den einen Freund zugunsten des anderen aufzuopfern: für keinen oder für beide war seine Losung, und daß er damit und durch ihr Gegenspiel zuletzt seine eigene stille Herrschaft gründete, konnten und wollten die stolzen Konsulare nicht ahnen — und wenn es geschah, so lag es nicht an

Caesar, sondern mit an ihnen: es war dem einen wie dem andern unbenommen, sich an der Spitze des engen Bundes zu halten. Der jüngere und eben erst emporsteigende Caesar blieb bescheiden, aber rastlos tätig im Hintergrunde, die äußere Führung, Glanz und Ehre überließ er gerne den beiden alten Größen. Es war äußerlich und scheinbar nicht viel anderes als der alte, schnell aus dem Leim gegangene Zweibund des Jahres 70, in Wirklichkeit aber war schon jetzt Caesar die treibende und beherrschende Kraft.

So entstand das erste Triumvirat, der von Caesar zustande gebrachte enge Bund der drei Machthaber des Jahres 60. Es war — wie es in der Natur der Sache lag — ein rein privates Bündnis, bald nach kaufmännischer Analogie als Gesellschaftsvertrag, bald nach dem Muster der geheimen Klubs als politisches Geheimbündnis bezeichnet[111]). Nicht einmal der Zeitpunkt steht mit Sicherheit fest, von den einen wird das Zustandekommen in den Schluß des Jahres 60, von anderen in den Anfang des Konsulatsjahres von Caesar verlegt. Zuerst geheim trat das Bündnis erst allmählich, dann aber in um so fühlbarerer Weise an die Öffentlichkeit.

Die Formel des Bundes war, stets und überall geschlossen und in voller Übereinstimmung zu handeln. Pompeius wurde von vornherein die volle Ratifikation seiner Verfügungen im Osten und die Ausführung der versprochenen Landanweisungen an seine alten Soldaten zugesichert. Caesar hatte im voraus — als Grundlage für die gemeinsame Machtstellung — das oberste Amt, die Präsidentschaft der Republik erhalten. Crassus mußte sich glücklich schätzen, wieder neben dem übermächtigen Pompeius zu stehen und im Range, als Prinzeps des Senats, wenn auch nur kurze Zeit lang den Vortritt zu besitzen.

Im übrigen wurden die persönlichen Verhandlungen, die mit der Verbindung im Zusammenhange standen, ziemlich offen geführt. Man hat sich bemüht, auch Cicero in ehrenvoller Weise, wenn auch nicht als Mitglied des engsten Kreises, zu gewinnen. Wir erkennen noch aus seiner Korrespondenz die Kunst der Caesarischen Diplomatie, die Menschen zu nehmen: Cicero trug sich noch spät mit der Hoffnung, die führende Leitung in seine Hände zu bekommen, nicht nur Pompeius sondern auch Caesar für seine Ideen zu gewinnen und auf dem morschen Boden der alten Ordnung eine Reform in seinem Sinne durchzuführen[112]).

Den Bund besiegelte im folgenden Jahre die dynastische Verbindung des Julischen und Pompeischen Hauses: Julia, Caesars einzige geliebte Tochter, aus der Ehe mit seiner ersten in ihren besten Jahren verstorbenen Gemahlin hervorgegangen, reichte Pompeius, dem Haupte Roms und des Reiches, die Hand zum Ehebunde.

Mit der gleichen Geschicklichkeit wie die Personen wußte Caesar die Parteien zu behandeln. Der mächtigste Stand neben dem Senat war seit

langem die Ritterschaft und höhere Finanz, seit den Gracchen in steter Rivalität mit der Nobilität, deren Erbin sie zusammen mit der Monarchie geworden ist, aber durch ihren Besitz daneben wie alle oppositionelle Bourgeoisie auf einen konservativen Grundton gestimmt. Durch die anarchischen Erhebungen und Erschütterungen aufs tiefste beunruhigt hatte sie gemeinsame Sache mit der Regierung und der Ordnungspartei gemacht. In Cicero besaß der Senat einen überaus geschickten und einflußreichen Vermittler. Auf die Dauer freilich mußte man sich zu Konzessionen in großem Stil entschließen und einstweilen den nicht immer sauberen Manövern der rücksichtslosen Italischen Geldmänner durch die Finger sehen. Statt dessen eröffnete der heilige, aber unzeitgemäße Eifer von Cato grade in diesem Augenblicke, um die Zeit von Caesars Rückkehr einen energischen Krieg gegen die zum Teil nicht ganz unbegründeten Wünsche der Steuerpachtungsgesellschaften. Die gekränkte und in ihren vitalsten Interessen verletzte Ritterschaft, an sich nur durch ein loses Band mit dem Senat verbunden, rückte sofort ab. Proteste und Klagen von dem einsichtigen Politiker Cicero waren vergeblich, nur zwischen ihm persönlich und der hohen Finanz blieb das Einvernehmen ungestört. Sofort warf sich Caesar dazwischen und benutzte den Riß, um den natürlichen Bund zwischen Popularpartei und Finanz aufs neue zu knüpfen: er garantierte dem Ring der Steuerpächter die Ermäßigung der Pachtquote und hat sein Versprechen gehalten, ohne doch die Provinzen schutzlos ihrem Raubbau auszuliefern.

Mit dem jetzt beginnenden neuen Abschnitt geht die Lebensgeschichte Caesars immer mehr in die Geschichte Roms und der damaligen Welt über. Aber auch hier lassen sich vielleicht die leitenden Grundlinien verfolgen, ohne daß die Betrachtung die Persönlichkeit und ihr Walten zwischen den Mächten einer in der tiefgehendsten historischen Umwandlung begriffenen Welt über der Fülle der historischen Geschehnisse, die der Weltgeschichte und nicht der Biographie angehören, aus dem Auge verliert.

Mit dem 1. Januar 59 trat Caesar sein Konsulat an. Sein maßvolles Auftreten, die mit Genugtuung aufgenommene Versöhnung des Konflikts zwischen den zwei sich befehdenden großen Machthabern Pompeius und Crassus hatten die gemäßigten Elemente auch der Gegenseite bis hinauf zum ehrgeizigen Expräsidenten Cicero eingelullt und beruhigt. Daß eine Reform nötig war, fühlte und erkannte man an, und man begann aufzuatmen und zu hoffen, daß eine leichte und sanfte Kursänderung in mildem Halbschlummer das Staatsschiff in besseres und gefahrloseres Fahrwasser hinüberbringen könnte. Daneben regten sich mächtigere dunkle Hoffnungen und Befürchtungen. Rätselvoll, wie vor den zerstörenden und schaffenden Gewalten der Natur, stand man vor dem heraufsteigenden Genius, dumpfe Prodigien kündeten das Nahen einer neuen Zeit. Die Ahnungen des Volkes und die Angst der Schwarzseher sollten recht behalten. Die Spannung

konnte sich nicht in weichen Akkorden lösen. Und wenn die feindlichen Gewalten härter und schroffer aufeinander prallten, als es der kühne, vorsichtige Steuermann gewollt, so lag es im tiefsten Grunde nicht an Mißverständnissen und Überhebung — diese bezeichnen nur die einzelnen, für die zusammenbrechende Nobilität so unglücklichen ersten Phasen des Kampfes — sondern an der Unversöhnlichkeit der Gegensätze: ein Herrengeschlecht wie die Römische Nobilität konnte — so zerrüttet und zerfallen es war — nicht ohne Kampf die Weltherrschaft einer anderen Gewalt überlassen.

Caesar eröffnete seine Präsidentschaft mit einer ungeheuer einschneidenden liberalen Maßregel. Er konnte den Senat nicht zu einem Parlament umgestalten, aber er gab seinen Sitzungen den Charakter eines Parlaments, indem er die Protokolle und damit die Verhandlungen des Senats in amtlichen regelmäßigen Publikationen, den Vorläufern des modernen Zeitungswesens, der breiten Öffentlichkeit übergab. Er schuf ein Tageblatt, die acta diurna, in dem die Verhandlungen in Senat und Volksversammlung der gesamten Nation zur Begutachtung vorgelegt wurden. Es war eine geniale, weit seiner Zeit vorauseilende Erkenntnis der Macht der Presse. Ihre größte Aufgabe aber war der Ersatz des modernen Parlamentarismus. Die beiden Institute, die aus eigener Schuld und durch die Gewalt der Umstände den Charakter einer Repräsentation des Volkes im Lauf der Zeit gänzlich verloren hatten, wurden jetzt dadurch und damit, daß sie der Verantwortlichkeit vor der gesamten Nation unterstellt wurden, ihrer parlamentarischen Aufgabe so nahe gebracht, als es möglich war. Die Macht der öffentlichen Meinung und ihre gute Instruierung über die öffentlichen Vorgänge hat im Verlauf der Revolution eine außerordentlich große Rolle gespielt und Caesar die Möglichkeit gegeben von Intrigue, Obstruktion und Verschleierung stets an die öffentliche Meinung, an die vorher kaum zu fassende Popularpartei zu appellieren. Sie hat für und gegen ihn ihre Stimme abgegeben, Caesar aber hat auf das feinste ihre Kraft und Bedeutung abzuschätzen und in Rechnung zu ziehen gewußt. Und in gleicher Bahn und in gleicher Richtung bewegt sich später seine eigene schriftstellerische Tätigkeit: sie dient — das genialste Produkt offiziöser Publizistik, als solches gedacht und als solches in die große Literatur aufgenommen — in weitestem Umfange der Belehrung und Gewinnung der öffentlichen Meinung. Die Gründung dieses Regierungsblattes, zugleich frei von den zersetzenden Mächten der Presse durch die schlichte Wiedergabe der öffentlichen Protokolle, war der erste große Schritt zur Gründung der popularen Monarchie und zum Sturz der Usurpation des Senats, der sich für das legitime Regiment und für die wahre Vertretung der Nation hielt, deren Interessen das hohe Haus mit ahnungsloser Gleichgültigkeit und unerträglich anspruchsvollem Hochmut auf das gröblichste vernachlässigte.

Jetzt begann Caesar sein Programm zu entfalten. Er hatte als Erbe

der populären Tradition und der sozialen Reformpartei das Programm der großen Agrarreform übernommen. Gebunden durch die Versprechungen an Pompeius und durch die Angst des Besitzes konnte er es jetzt und zunächst nur in kleinem Umfange durchführen. Aber er war nicht, wie der Tribun Flavius mit seiner fallengelassenen Vorlage, ein bloßes stumpfes Werkzeug von Pompeius. Wie in dem Entwurf von Rullus wurde zunächst für die Beruhigung des Besitzes und seiner Furcht vor Konfiskation und Zwangsenteignung vorgesorgt. Man beschränkte die Landanweisungen auf staatliches Domanialland, in der Hauptsache in Campanien, und auf freiwillig zum Verkauf gebrachtes Land: die nötigen Summen lieferten in erster Linie die großen von Pompeius aus dem Osten mitgebrachten Schätze. Der Umfang der Empfangsberechtigten war durch die Massen der Veteranen, die versorgt sein wollten, gegeben, aber ihre Reihen wurden ergänzt durch bedürftige Bürger und eine soziale Maßregel von einschneidender Bedeutung mit dem Gesetz verbunden: das Vorzugsrecht hatten Familienväter mit einer Familie von mindestens drei Kindern[113]). Es zeigt dies eine weitschauende und umsichtige Sorge für die Schaffung eines neuen lebenskräftigen Bauernstandes. Schon hier tritt uns die später in der Kaiserzeit so weit und umfassend angewendete Idee des Dreikinderrechts entgegen und damit die frühe Erkenntnis von der Gefahr der Entvölkerung Italiens und von ihren Ursachen.

Auch in der Form hat sich Caesar bemüht, den traditionell-konstitutionellen Weg festzuhalten. Er hat — darin ein echter Römer und von tiefstem Traditionsempfinden durchdrungen — die Macht der altgeheiligten und überlieferten Formen stets voll einzuschätzen gewußt und zu jeder, auch der notwendigsten Verletzung sich nur mit schwerem Herzen und dem klaren Vollbewußtsein des moralischen Verlusts verstanden. Aber ebensowenig klebte er an der Form, und wenn es ihm gelungen war den Formalismus der Gegner in eine Position zu drängen, wo die alte Form zur Farce wurde und durch ihre eigene untraditionelle Erweiterung und Verwendung sich als plumper unverhüllter Mißbrauch richtete — dann verstand er es durchzugreifen und das künstliche Gespinnst in seiner ganzen Kläglichkeit und Schwäche unbarmherzig bloßzustellen und zu zerreißen. Er brachte die Vorlage zunächst beim Senat ein. Aber Cato setzte dem Antrag eine bis aufs äußerste getriebene Obstruktion entgegen. Caesar mußte zuletzt mit der Verhaftung drohen, um die obstinate Obstruktion zu brechen, als aber Cato in seiner verbissenen Romantik, statt einen Tribunen um Hilfe anzurufen, mit Begeisterung auf das Martyrium einging und im Senat eine ungeheuere Aufregung entstand, ließ er selbst ihn durch Einspruch eines bereitwilligen Volkstribunen enthaften, um den unwillkommenen Szenen ein Ende zu machen. Er wollte keine Märtyrer schaffen. Dem Senat aber hatte er seine Bereitwilligkeit auf konstitutionellem Wege vorzugehen bewiesen. Die Nobilität hatte mit blinder Obstruktion geantwortet und eine Beratung unmöglich ge-

macht. Die Öffentlichkeit konnte entscheiden, und Caesar hatte jetzt freie Bahn sich über den Senat und seine traditionellen Ansprüche hinweg an den eigentlichen Träger der Souveränität, an das Volk unmittelbar zu wenden.

Der Erfolg war sicher, das Volk für ihn, hinter ihm Pompeius und seine Macht, und er war der Mann sie im rechten Augenblick, aber keinen Moment zu früh, wenn's sein mußte zu zeigen und zu brauchen. Die Initiative des Gesetzes gehörte Pompeius an, und mit glänzendem Geschick verstand es Caesar in der vorbereitenden Volksversammlung die imposante Autorität des Pompeius als des erkorenen Herren von Volk und Armee in die Wagschale zu werfen, seinem Ehrgeiz zu schmeicheln und den tiefen Riß zwischen Senat und Machthaber zum Ausdruck zu bringen. Er selbst — der Präsident der Republik — hielt sich bescheiden im Hintergrunde: er erfüllte den Willen der Majestät des Volkes und ihres großen Imperators. Daß es so kam, war der Fehler nicht des Pompeius, sondern des Senats. Seine Stellung war jetzt durch Caesar, und nicht nur zum Schein, glänzend wiederhergestellt. Von jetzt ab galt er unumstritten — selbst ein großer Teil der Senatspartei beugte sich über kurz oder lang — als der eigentliche Herr von Rom und Reich, und diese beherrschende Stellung hat Caesar später, als es zum Konflikt kam, genug zu schaffen gemacht.

Auch vor dem Volk, auf ungünstigerem Felde, versuchte es die Nobilität mit dem negativen Mittel reiner Obstruktion. Diesmal übernahm Caesars Kollege in der Präsidentschaft Bibulus die führende Rolle. Man hatte Mittel genug, aber auch hier zerbrach man sie, indem man sie bis zur Absurdität und mit offenem Hohn mißbrauchte. Heilige Satzungen erlaubten dem Magistrat, auf Grund von Himmelsbeobachtungen und Erforschung göttlichen Ratschlusses die Volksversammlungen zu vertagen. Man hatte bereits früher oft und in beträchtlichem Umfang mit diesem heiligen Recht Mißbrauch getrieben. Bibulus drohte offen, dieses Mittel gegen jede angesetzte Tagung anzuwenden und erklärte damit im voraus ein für allemal sämtliche übrig bleibenden Tage des Jahres für gesperrt. Das war keine sakrale Obstruktion mehr — darin konnte das Römische Volk sehr viel vertragen — sondern die offene Bloßlegung eines durch die Weihe der Religion gedeckten schnöden Mißbrauchs. Pompeius und Caesar konnten jetzt ruhig erklären, daß sie sich um die Proteste und die offen vom Parteigeist eingegebenen Himmelsbeobachtungen des hohen Herrn nicht kümmern würden. Den Gipfel erreichte die Obstruktion am Tage der entscheidenden Volksversammlung. Der Konsul Bibulus, die Führer der Nobilität mit Cato an der Spitze, die Tribunen der senatorischen Partei erschienen auf dem Wahlplatz. Getreu seinem Standpunkt schnitt Bibulus sofort bei seinem Erscheinen dem Kollegen in der Präsidentschaft das Wort ab. Die Folge war ein wüster Tumult, Bibulus und seine Begleiter wurden übel zugerichtet, am längsten hielt sich Cato, er war in seinem Element und glaubte wieder

sich für die Republik zu opfern. Die Obstruktion — im Grunde die Verneinung der Staatsordnungen durch den Mißbrauch eines Teiles ihrer Formen und damit nichts anderes als eine versteckte Revolution — endete wie eine jede Obstruktion, die nichts hinter sich hat als die Form und auf einen zielbewußten Willen stößt. In Caesar und der beginnenden popularen Monarchie, als deren Träger vorläufig Pompeius galt und auftrat, hatte sie die starke Hand gefunden, die ihren ohnmächtigen Widerstand mit eiserner Konsequenz niederwarf. Die Vorlage wurde angenommen und, durch Beschluß des Volkes zum Gesetz geworden, vom Senat beschworen.

Bibulus hatte soviel Einsehen, daß er sich von jetzt ab auf passive Resistenz beschränkte und sich in seinem Hause hielt. Von hier aus schickte er seine wütenden Proteste als konsularische Edikte in die Öffentlichkeit, sie haben später noch in ihrer Einseitigkeit eine interessante Quelle für die anti-Caesarische Geschichtsschreibung gebildet. Die Demonstration, die er jetzt und unter anderen Verhältnissen Caesar nachmachte, der sich im Dezember des Jahres 63 wegen der Bedrohung im Senat für den Rest des Monats zu Hause gehalten hatte, verfehlte ihren Zweck: bei Caesar ein Appell ans Volk, dessen Rechte er kraftvoll vertreten hatte, war sie bei Bibulus das letzte klägliche Ende der unfruchtbaren Obstruktion einer kleinen Gruppe. Bibulus war ausgeschaltet, mit bitterem Spott nannte man das Konsulat der ungleichen Kollegen «die Präsidentschaft der Konsuln Julius und Caesar.»

Die kurze, scheinbar glänzende Erhebung des Senats vom Jahre 63 hatte mit einem vernichtenden Zusammenbruch geendigt. Und noch immer verschloß man vor der wahren Ursache und der einzigen Rettung die Augen, immer tiefer ließ man sich in die Opposition gegen den im Grund durch und durch legitimistischen Pompeius hineinarbeiten.

Der Senat blieb ausgeschaltet, so sehr, daß in der Überlieferung die Rede davon ist, als wäre er überhaupt nicht einberufen worden. Das ist nicht richtig, aber die entscheidenden Vorlagen gingen jetzt direkt ans Volk. Die Senatsherrschaft war zu Ende, und es war höchste Zeit für Rom, Reich und Welt, daß die alte morsche Herrlichkeit zu Grabe getragen wurde.

Schon jetzt beginnt eine großzügige und schnell und sicher arbeitende Gesetzgebung. Mit den alten Resten der Verschleppungsmethoden und der Mißbräuche der Senatswirtschaft wird kurz und entschlossen aufgeräumt.

Die Ordnung des Ostens, die infolge der hartnäckigen Opposition des Senats noch immer nicht erledigt war, wurde durch Volksgesetz geregelt: die Ordnungen und Einrichtungen des Pompeius, wie er gebeten und gefordert hatte, en bloc bestätigt.

Neben dieser Ordnung der neu erworbenen Gebiete geht der Beginn der Reorganisation der verrotteten Provinzialverwaltung, eines der furcht-

barsten Krebsschäden der sterbenden Nobilitätsherrschaft. Das Julische Gesetz setzte dem willkürlichen Schalten der Statthalter und dem schamlosen Raubbau der Nobilität in den Provinzen ein Ende. Die auf verschiedenen Wegen geretteten Trümmer dieser großen Gesetzgebung gewähren uns noch einen Einblick in die ungeheure Korruption der Provinzialverwaltung und ihre geheimsten Fäden, sie wurde ergänzt und gedeckt durch ein kompliziertes und aufs feinste ausgearbeitetes Bestechungs- und gegenseitiges Versicherungssystem, in das uns auch der vertrauliche Briefwechsel Ciceros mit seinem Freund und Bankier Atticus einige unfreiwillige aber lehrreiche Einblicke gestattet. Es war die höchste Zeit, daß hier eine starke Hand aufräumte. Freilich wurde dadurch die Nobilität in ihren empfindlichsten Gefühlen und Interessen verletzt. Sie wußte, was sie von der drohenden Monarchie Caesars zu erwarten hatte, und es ist ein Zeichen der ungeheuren Verblendung ihrer damaligen Träger, daß sie jahrelang brauchte, um sich dem einzigen rettenden Ausweg und auch da nur mit halbem Herzen zuzuwenden. Heroisch und vom vollen Ernst ihrer Lage erfüllt wird ihr Kampf mit der Monarchie erst als er zum Verzweiflungskampfe wird.

Auch der Ritterschaft hatte Caesar bei seiner Rückkehr weitgehende Versprechungen gemacht. Auch hier ist die Ausführung ein echtes Denkmal der großen Caesarischen Politik. Ciceros Weisheit gipfelte darin, daß man der Korruption und Gewinnsucht der Steuerpacht-Gesellschaften durch die Finger sehen sollte, um das mühsam zustandegekommene Bündnis mit ihr nicht zu gefährden, und mehr konnte er und die schwache Nobilität nicht bieten. Caesar warf ihr mit vollen Händen das versprochene Geschenk hin, die Finanz erhielt die ihr zugesagte große Ermäßigung der Steuerpacht um 33 Prozent. Und ihr Verlangen war in diesen Zeiten schwerer Krisen nicht unberechtigt. Die furchtbaren Wirren und Kriege in Asien, die Gefährdung und Unterbindung des Seetransportes durch die erst nach jahrelangem ungestörtem Schalten von Pompeius unterdrückte Piraterie hatten der Geldwirtschaft ungeheure Verluste zugefügt. An die Liebesgabe aber fügte Caesar die gewichtige Ermahnung, sich von nun ab der erpresserischen und wucherischen Ausbeutung der Provinzialen zu enthalten, und die Macht des Bundes der drei Gewalthaber im Verein mit der ernsten Mahnung des Julischen Gesetzes gab dieser Forderung den nötigen Nachdruck. Es ist einer der ersten Anfänge der Reichsidee, die an die Stelle der gedanken- und ideenlosen Ausbeutung der Provinzen und der scharfen, auf die Dauer unhaltbaren Scheidung von Italien und Provinzen trat.

Trotz aller Beschränkungen und Rücksichten beginnen schon jetzt die Grundlinien der fruchtbaren Politik Caesars hervorzutreten. Im einzelnen ist uns lange nicht alles von der großen Reformtätigkeit, die er teils unter seinem eigenen Namen, teils durch das Tribunat in Angriff nahm, bekannt oder mit Sicherheit auf das erste Konsulatsjahr datiert[114]).

Die wichtigste Frage für Caesar war die Regulierung seiner prokonsularischen Stellung und die Anweisung seiner Statthalterschaft. Diese war im gewöhnlichen Lauf der Dinge Aufgabe des Senats. Aber der Senat hatte durch seine fanatische Obstruktion diesen Weg verbaut und die außergewöhnlichen Kommandos, die das Volk Pompeius übertragen hatte, durch ihre Präzedenz andere Wege geebnet. In Voraussicht von Caesars Wahl hatte die Nobilität bereits im Jahre 60 eine willkürliche Neuerung mit unverhüllter Spitze gegen ihn vorgenommen. Die Konsuln erhielten sonst als höchste Beamte nach ihrem Rücktritt die besten und bedeutendsten Statthalterschaften zugewiesen: der Plan war, Caesar und mit ihm Bibulus als Amtsbezirk für ihr Prokonsulat überhaupt keine Provinz, sondern das Departement der Forsten und Domänen zuzuweisen[115]). Das gab Caesar die Handhabe, sich um sein gutes Recht ohne weiteres an die höchste Instanz, an das souveräne Volk zu wenden. Das Tribunat übernahm die Vermittelung, um den Führer der Volkspartei vor der offenen Vergewaltigung durch den Senat zu schützen. Durch Plebiszit erhielt Caesar — unter sehr energischer Beihilfe des soeben durch dynastische Familienbande aufs engste mit ihm verbundenen Pompeius — das Cisalpinische Gallien, mit seinem Kern, der Transpadana, und dem angrenzenden Illyrischen Gebiet auf fünf Jahre — also als ein außerordentliches Kommando — mit drei Legionen zugewiesen. Das Kommando lief, mit rückwirkender Kraft, bereits vom 1. März des Konsulatsjahres: es war — was nicht immer genügend berücksichtigt wird — die Antwort auf die Obstruktion und ihre Unruhen[116]). Caesar erhielt das Land, das seit langem seine eigentliche Hausmacht bildete, als Kommandobezirk zugewiesen, mit einem kleinen, aber schlagfertigen Heere, das bereit war, auf jeden Wink einzumarschieren und im Verein mit den in Italien verstreuten und nur auf den Sammelruf ihres Feldherrn Pompeius wartenden Veteranen eine imposante Armee zu bilden, die jede Erhebung der Nobilität in Italien und in den Provinzen im Keim zu ersticken imstande war. Es war auch sonst üblich, das diesseitige Gallische Gebiet als Basis für militärische Operationen zur Unterdrückung revolutionärer Bewegungen in Italien zu benutzen, das Beispiel hatte noch vor kurzem die Nobilität gegeben, hier hatte Metellus Celer in ihrem Auftrag — aber auch nicht ohne Konivenz seines hohen Gönners und Verwandten Pompeius — die Armee zusammengezogen, die im Verein mit dem konsularischen Heere von Antonius und Petreius bestimmt war das kleine Rebellenheer Catilinas einzukreisen.

Aber diese Aufgabe, die im Ernst nicht zur Verwirklichung kam, war nur der erste Zweck und der Vorwand: Caesar trat, ähnlich wie der Prätor Metellus, im Dienst und Auftrag des großen Machthabers Pompeius das kleine Kommando an. Er hatte nicht nötig, schon während seines Konsulats zur Armee zu gehen.

Viel wichtiger war die Aufgabe, die dahinter lag und die mit ein Grund war für die lange Befristung des Kommandos. Die Position im Norden eröffnete dem Erben des Marius neue, unabsehbare Aufgaben. Die Völker der Nordgrenzen waren in Bewegung, selbst die Provinz jenseits der Alpen, das Narbonensische Statthalterschaftsgebiet, war von Gärung erfüllt. Es ballten sich drohende Wolken an den nördlichen Grenzen des Reiches und in Gallien zusammen. Das Cisalpinische und Transpadanische Gebiet waren nur die Basis, der Zweck das Kommando im drohenden Kriege gegen Gallien und die vordringenden Germanischen Völkerschaften.

Der Widerstand des Senats war gebrochen. Bei ihm, vielleicht selbst bei Pompeius mochte sich die Hoffnung regen, daß sich Caesar an den neuen, drohenden Aufgaben verbluten würde, die einen Marius und ein großes Heer erforderten. Der Senat zog die Konsequenz seines Beschlusses vom Jahre 61, der den Narbonensischen Statthaltern den Auftrag gegeben hatte, die Gallische Interessensphäre zu decken, und machte jetzt endlich, um ein zweites Plebiszit mit größeren Folgen zu vermeiden, Gebrauch von seinem Recht und seiner Pflicht, dem Konsul seine Provinz anzuweisen. Auch hier warf Pompeius seine gewichtige Autorität mit in die Wagschale: Caesar ging als sein Feldherr zu dem Schutz der Grenzen ab. Der Senat ernannte Caesar zum Statthalter des Narbonensischen Galliens und betraute ihn hiermit mit der schweren Aufgabe, auch die Römische Interessensphäre in Zentral-Gallien zu schützen. Zu diesem Zweck stand nicht mehr als eine einzige Legion in der Provinz, mit den Truppen des oberen Italiens hatte Caesar ganze vier Legionen — kaum mehr wie für den kleinen Krieg in Spanien — zur Verfügung: es war eine der großen Halbheiten des absterbenden Senatsregiments und der halben Monarchie des Pompeius. Mit dieser Armee, die außerdem zum Schutz des oft und hart von den rauhen Gebirgsstämmen bedrohten Illyrischen Landes mit dienen sollte, mußte sich Caesar auf die strenge Defensive beschränken oder er war nach menschlichem Ermessen verloren. Es war das Programm des Pompeius, auf das die Mittel zugeschnitten waren, und sein Zureden ebensowenig wie der Entschluß des Senats eine selbstmörderische Maßregel, wie späte Reue und die bitteren Vorwürfe Ciceros beim Ausbruch der Revolution annahmen: wenn es zum Plebiszit wegen des Gallischen Kommandos kam, dann war, angesichts der drohenden und allgemein gefürchteten Gefahr, eine viel großartigere Ausstattung des Kommandos fast in sicherer Aussicht — und das war weder der Wunsch des Senats noch des liebevollen, aber eifersüchtigen Schwiegersohnes. Caesars Politik aber hatte einen ihrer großen und stillen Triumphe errungen: er — der verhaßte Bändiger der Obstruktion — hatte Statthalterschaft und Kommando im Gallischen Kriege auf streng konstitutionellem Wege — auf unanfechtbarerer Basis als einst

Pompeius — erhalten, und er konnte an seine große Aufgabe gehen, ohne daß einer die Größe und die Kühnheit seiner Pläne ahnte.

So beginnt — auf unscheinbarer Grundlage aber von vornherein in großem Stil das Eingreifen Caesars in die verrottete auswärtige Politik, in der sich eine Fülle von Aufgaben aufgehäuft hatten, an die er vergeblich vor der Erklimmung der regelmäßigen Staffeln der streng geordneten Römischen Amtshierarchie Hand anzulegen versucht hatte, und unter denen jetzt die schwerste und die drohendste, die Nordische Frage, seit Jahren in das Stadium der Reife eingetreten war[117]).

IV.

Caesars Statthalterschaft in Gallien und die Grundzüge seiner Politik und Kriegführung im Norden.

Gestalt und Wirken Caesars treten mit dem Beginn seiner Statthalterschaft und seines Gallischen Kommandos in das hellste Licht der Geschichte. Er selbst hat uns in schlichter aber meisterhafter Weise in seinen schnell und genial hingeworfenen Aufzeichnungen ein Denkmal seiner Feldzüge und seiner Kriege hinterlassen. Der bescheidene Titel zeigt, daß wir kein Geschichtswerk erwarten dürfen: äußerlich und der Form nach nur Materialien für ein kommendes Geschichtswerk, sind sie durch ihre abgeschlossene reife Klarheit und Vollendung zu einem der ersten Literaturwerke aller Zeiten geworden. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Entstehen dieser literarischen Gattung und ihr Aufgehen in der großen Literatur zu verfolgen; die vorausgehende Entwicklung reicht Jahrhunderte weit zurück und umfaßt, wie unsere Memoirenwerke, Aufzeichnungen, Tagebücher und Denkwürdigkeiten, die verschiedenartigsten und ungleichartigsten Erzeugnisse. Wichtiger als die Form ist das Verhältnis zum Inhalt und hier noch lange nicht das volle Verständnis für den Charakter und die Eigenart dieser sich streng in ihrem Rahmen haltenden Aufzeichnungen des großen Feldherrn und Politikers erschlossen. Der Charakter der Aufzeichnungen hat nicht nur die Form, sondern — und das ist das Wesentlichste — auch den Inhalt und die Auswahl des Stoffes bestimmt, geregelt und umschrieben, und dies war der tiefste Grund für die Wahl einer Form, die dem weitschauenden Staatsmann und Politiker so große und so viel und oft mißverstandene Entsagung auferlegt hat.

Denn es sind keine Gedanken und Erinnerungen wie das Memoirenwerk von Bismarck. Der größte staatsmännische Genius der alten Welt hat die große Politik und die welthistorische Motivierung aus seiner Darstellung vollständig ausgeschlossen. Wenn wir hierüber etwas erfahren wollen, müssen wir zu den Geschichtswerken der Nachfahren greifen und noch das neueste

Werk über die Geschichte Roms in dieser Epoche hat sich durch die scheinbare Plan- und Gedankenlosigkeit seiner Darstellung im ersten und einführenden Buche irreführen lassen.

Caesar schreibt — selbst in der Darstellung der Revolution und der Bürgerkriege — keine politische Geschichte. Er schreibt die Geschichte seiner Feldzüge und auch diese in die einfachste und kargste Form gepreßt. Wo er, wie in der Geschichte der Revolution, auf die politischen Beziehungen mit eingeht, da geschieht es nur, wo und soweit sie unmittelbar mit den militärischen Aktionen verschlungen und verknüpft sind. Der Grund liegt nahe, aber Grund und Folgen sind noch heute weit davon entfernt voll gewürdigt zu werden.

Caesar schreibt in unmittelbarem Anschluß an die Ereignisse. Noch vor dem letzten Ablauf seiner großen Gallischen Statthalterschaft in einer politisch äußerst zugespitzten Situation, nicht lange vor dem Ausbruch des Konflikts sind die Aufzeichnungen über seine Kriegführung in Gallien entstanden. Personen, Verhältnisse, Chauvinismus und öffentliche Meinung machten es ihm unmöglich, eine pragmatische Geschichte der Nordischen Frage, seines politischen und militärischen Eingreifens, der tiefsten Gründe und der letzten Zwecke zu schreiben. Wir stehen hier gewissermaßen vor geschlossenen Archiven. So war ihm selbst für die Kriegsgeschichte eine pragmatische Darstellung, wie sie Thukydides geliefert hat, unmöglich. Ohne Vorgeschichte, ohne politische Einleitung über die Gallische Frage führt er uns mit ein paar dürftigen Notizen mitten in die Gallischen Wirren ein und geht sogleich zu der Schilderung der Verhältnisse, die zu dem ersten militärischen Eingreifen führten, zu der Helvetischen Bewegung und ihren speziellen Gründen über. Auch hier kann nicht alles aufgedeckt werden, Rücksichten auf die nächstverbündeten und befreundeten Gallischen Gaue, wie die Äduer, und auf die öffentliche Meinung Roms, die von der gegnerischen Seite gegen ihn und seinen Imperialismus aufgewühlt wurde, schlossen ihm den Mund.

Als Erbe des Marius, wie er sich selber nannte — in derartigen beiläufigen Lichtern tritt der Charakter seiner Unternehmungen und leitenden Gedanken heller und schärfer hervor als in den an das Auffassungsvermögen des Römischen Chauvinismus angepaßten Trivialitäten, die der populäre Charakter seiner Publikationen unvermeidlich machte — hat er den grandiosen Kampf unternommen, um die andrängenden Fluten der Gallischen und Germanischen Völkerwanderung zurückzuwerfen und zurückzudämmen. Der Kampf war defensiv, aber — wollte man nicht binnen wenigen Jahren vor einer neuen Überflutung, wie der Cimbernwanderung stehen — nur offensiv zu führen. Doch so lange dem ruheliebenden Bürger das Wasser nicht bis an den Hals stand, war diese Notwendigkeit der Römisch-Italischen Welt nicht klar zu machen. Am klarsten sahen reife Männer in dem am nächsten bedrohten und erst vor wenigen Jahrzehnten von der Germanischen Völker-

wanderung heimgesuchten Nord-Italien. Aber die hoffnungsvolle ehrgeizige junge Welt schwärmte auch hier für Rom, Senat und Republik und räsonnierte auf die Soldateska und die überschäumende Kraft und Lebenslust der flotten, eleganten Offiziere und Generäle, die den blassen, nervösen jungen Herren eine kecke, unangenehme Konkurrenz bei den schönen Damen der Provinz machten, und es dauerte lange, bis sie sich, wie der junge Catull, von ihren alten Herren und durch die imponierenden Erfolge des verspotteten und verhaßten Regenten bekehren ließen. Daß er offensiv vorgegangen war, durfte Caesar nicht verraten, denn daß die Offensive eine notwendige, unvermeidliche Form der Defensive sein kann, begriff unter solchen Verhältnissen und in seinem maßlosen nationalen Selbstbewußtsein sein Publikum einfach nicht, der Senat wollte es nicht begreifen, und nicht wenige seiner Historiker haben es bis auf heute nicht erfaßt. Wenn er die Offensive zugestand, zugestand in dem Moment, wo man von ihm Rechenschaft forderte für seine eigenmächtige Residentschaft, ihm seine Provinzen nehmen und ihn selber zur Verantwortung ziehen wollte, so war das politischer Selbstmord.

Daher der scheinbar kleinliche, enge und unbefriedigende Standpunkt vor allem in seinem ersten Buche. Er erzählt nur von den formellen Handhaben, die sich zum Eingreifen boten und die ihn von dem streng defensiven Standpunkt seiner Mission aus erst zur politischen, dann zur bewaffneten Intervention in der Römischen Interessensphäre zwangen. Auch diese Anlässe sind nicht so willkürlich und schief, wie man sie hingestellt hat, aber sie sind klein und erscheinen daher aufgebauscht im Verhältnis zu den Fragen der großen Politik. Wer freilich die großen Gründe nicht begreift, der hat — mit der Römischen Nobilität und ihrer politischen Kurzsichtigkeit — das volle Recht, Caesars Eingreifen für ein politisch-militärisches Abenteuer wie die Okkupation von Mexiko durch den dritten Napoleon zu halten.

So treten erst allmählich, beiläufig im Flusse der Erzählung, wie die Darstellung der militärischen Operationen es mit sich bringt, die entscheidenden Verhältnisse und Momente — und auch da nur soweit er sie enthüllen darf — zutage. Angedeutet sind sie freilich für den Kundigen fast überall, und nichts ist falscher, als den platten Chauvinismus, der über dem Ganzen liegt und nur das eine Gesetz kennt: Recht ist, was der Römer und die Römische Nation tut und jeder Widerstand ist ein Verbrechen, für die eigene Auffassung des Schriftstellers zu halten, der — auch in dieser Form — es verstanden hat, dem Heroismus der unterworfenen Nation und ihrer Führer, der Heldengestalt des Vercingetorix voran, ein Denkmal zu setzen, das kaum noch der Nachhilfe bedarf, um in seiner reinen keuschen Größe, frei von den Schlacken der zur Schau getragenen eng römisch-nationalistischen Auffassung, dazustehen. Am reinsten — und auch da in strenger Zurückhaltung und rein erzählender und beschreibender Form — tritt Caesars reifes Urteil über die Kräfte, mit denen er gerungen hat, die er in seinen Bann ge-

zwungen oder in ihre Grenzen gewiesen hat, in dem großen Exkurs über die Gallische und Germanische Nation im vorletzten Buche seiner Gallischen Aufzeichnungen hervor. Aber auch hier bleibt er im Rahmen seines Werkes: er hat die Gallische und die Germanische Frage auch hier nicht prinzipiell aufgerollt, nur das Material, aber mit Meisterhand, zurechtgehauen und für die spätere Geschichtsforschung geboten. Der Exkurs steht im 6. Buche genau an der Stelle, wo er hingehört, bei der Erzählung des zweiten Übergangs über den Rhein, den vielumkämpften Grenzstrom der Germanischen und Gallischen Welt. Es ist die letzte Berührung mit der Germanischen Nation, die Caesar hier berichtet: er legt ruhig, sachlich, knapp die Gründe dar, die ihn bewogen haben, nicht weiter zu gehen. Sein Ziel war erreicht, der Erbe des Marius hatte Wort gehalten, die Flut der Germanischen Völkerwanderung war zurückgedämmt, weiter führte ihn sein Weg nicht. Caesar hatte — und er läßt das den aufmerksamen Leser von Anfang an, vom ersten Buche und von der imposanten Schilderung Ariovists, des ersten Feldherrn und Staatsmanns der Germanen, durchfühlen — mit unbestechlichem Scharfblick die ungeheure militärische Kraft der Germanischen Nation erkannt und sie zuerst von der Keltischen Völkerwelt geschieden, mit der sie von der älteren und zum Teil noch von der späteren Geschichtsschreibung zusammengeworfen wurde. Auch hier war er größer als die nachfolgende Kaiserzeit, die erst zu spät erkannte, daß mit den Mitteln der damaligen Römischen Welt sich wohl ein mächtiges Glacis jenseits des Rheines schaffen ließ, daß es aber nicht möglich war, die wilde junge Kraft der Germanenstämme in das Römische Joch zu zwängen. Hier scheiden sich die Wege von Caesar und Alexander und Napoleon: Caesar war kein uferloser Eroberer, der sich erst durch seine murrende Armee oder durch den Brand von Moskau Halt gebieten ließ. Er ist als Feldherr vielleicht die genialste und kühnste Erscheinung der Weltgeschichte und steht auch hier kaum Alexander nach, aber er war noch größer als Staatsmann. Es ist dies der Punkt, wo ihm der größte deutsche Staatsmann, gleich ihm ein Sohn uralter festgewurzelter Traditionen, am nächsten seelenverwandt erscheint, dessen schwerste, größte Stunde der Moment war, als er im Kampf mit einer siegestrunkenen Generalität und seinem eigenen milden König, dem damals der Glutglanz des Erfolges den Blick getrübt hatte, den Verzicht auf den verhängnisvollen Landerwerb im Bruderreich erzwang und so den Grund für die gesamte nachfolgende Politik und für die Zukunft der Nation legte.

Aber von diesen Erwägungen lesen wir in den streng beschränkten Aufzeichnungen, dem Meisterwerk populärer und doch im Kern durch und durch sachlicher Schriftstellerei fast nichts und selbst zwischen den Zeilen — und auch hier meist übersehen und verkannt — nur selten. Wie schwer eine solche Aufgabe ist, zeigt die als Volksbuch gedachte und nicht zum Volksbuch gewordene Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges aus

der sonst so formgewandten Feder Moltkes. Und Caesar hat die schwerste Aufgabe erfüllt: er hat die populäre Darstellung mit der Ausbreitung der Materialien und streng gesichteten Grundlagen für die Berufsforschung in einer Weise verbunden, wie sie unerreicht dasteht. Wir können seine Daten und Materialien fast ohne Abzug einsetzen und verwenden, sobald wir nur den populären Firnis, der trotzdem nur zu oft und bis auf heute die Forschung getäuscht hat, zu entfernen wissen[118]).

Und wir sind in der glücklichen Lage, daß wir nicht auf ihn allein angewiesen sind. Eine reiche und zum Teil kritisch sehr selbständige Literatur hat an ihn angeknüpft, und wir besitzen noch ihre umfangreichen Reste. Sie hat, wenn sie auch — wie es in der Polemik aller Zeiten meist der Fall ist — in einzelnen Fällen den Mund recht voll nimmt, die Hauptsachen stillschweigend in ihre eigene Darstellung einverleibt und dadurch bestätigt. Am besten sehen wir das an dem Bürgerkrieg, wo wir nicht nur eine kritische, sondern auch eine aus dem gegnerischen Lager stammende Tradition zu Vergleich und Kontrolle zur Verfügung haben[119]).

Die Nordische Frage, seit Jahren und Jahrzehnten von der energielosen und aus der Hand in den Mund lebenden Politik der Nobilität aufs sträflichste vernachlässigt, war in ein kritisches Stadium getreten. Wenn Caesar nicht aus sich selbst heraus sein Augenmerk auf sie gerichtet hätte, so mußten ihm seine politischen Verbindungen in Ost- und Westgallien, diesseits und jenseits der Alpen, längst darüber die Augen geöffnet haben, denn schon klingt die Panik auch aus den Briefen der in Rom fern von den Nord- und Westgrenzen sitzenden Politiker wieder.

Die Hauptgefahr drohte nicht von Gallien. Das alte Gallien, das Stück um Stück seine Vorposten in Ost und Süd verloren hatte, war morsch. Die Gallische Gefahr war für Rom vorüber, aber ihr Erbe war die Germanische Gefahr. Noch war kein volles Jahrhundert seit der abschließenden Unterwerfung der Gallischen Gebiete im Norden Italiens, in der Po-Ebene, vergangen, da prallten die ersten schweren Wogen der Germanischen Völkerwanderung an die Grenzen des Reiches und ergossen ihre verwüstenden Fluten bis tief in das heutige Ober-Italien. Die Cimbern- und Teutonenwanderung brachte Rom und Italien nahe an den Abgrund der Katastrophe vom Jahre 390. Marius wurde der Retter Roms, und an diese seine große Vergangenheit, nicht an die Blut- und Mordherrschaft seiner Greisentage, knüpfte der große Sohn des Julischen Geschlechts an, das sein Schicksal durch dynastische Bande mit dem aufsteigenden Mann des Volkes verbunden hatte.

Die Gefahr lag jetzt und lag schon damals in der Schwäche und Zerrissenheit Galliens. Es drohte die Beute und damit die Basis der andrängenden Germanischen Stämme und ihrer kriegerischen Kraft zu werden.

Ein Hauptgrund lag — neben der politischen Zerrissenheit, die aber früher die Kraft der einzelnen Völkerschaften nicht zu brechen vermocht und

im Gegenteil ihre Kampfbereitschaft genährt hatte — in der Überflutung durch die Griechisch-Römische Kultur. Schnell und äußerlich aufgenommen hatte sie zu der Entwicklung einer rohen, innerlich haltlosen Halbkultur geführt, die wie immer schnell ihre entnervenden und zersetzenden Wirkungen geltend machte, ohne das Gegengewicht von Tradition und Selbstzucht einer selbsterworbenen Kultur in sich zu tragen.

Der Herrenstand hatte am schnellsten, leichtesten und begierigsten die verfeinerte Kultur und die Vorteile der Griechisch-Römischen Zivilisation in sich aufgenommen, eine Entwicklung, die durch den Jahrhunderte alten kulturellen Einfluß der großen Griechischen Handelsstadt Massilia von langer Hand vorbereitet war und durch die Berührung mit der stammverwandten Italischen Nation reißende Fortschritte machte. Mit der Römischen Kultur hatten ihre Hauptträger, der Römische Handelsstand und der Kapitalismus, ihren Einzug gehalten. Schnell und überstürzt wandelten sich dadurch die sozialen Verhältnisse in den Gallischen Nationen. Kapital und Adel, beide noch vereint durch den vorherrschenden Grundbesitz und Bodenbetrieb — neben Vieh- und Landwirtschaft bestand in einzelnen Gauen auch ein großer Berg- und Hüttenbetrieb — hatten ein erdrückendes Übergewicht erlangt, das schützende Königtum verdrängt und beseitigt und die freie Bauernschaft auf dem Wege von Verschuldung und Gewalt in knechtische Abhängigkeit gebracht[120]). Dadurch und durch die fremde Kultur des zum großen Teil halb römisch gewordenen Herrenstandes war die Kluft zwischen Volk und Adel immer mehr erweitert worden. Unmittelbar sprangen die Folgen in der Veränderung der militärischen Verhältnisse ins Auge: statt der furchtbaren Gallischen Volksheere sehen wir jetzt eine stolze, aber an Zahl kleine Ritterschaft mit ihrem Gefolge und neben ihr schlecht geschulte, militärisch minderwertige Fußkontingente aus Hörigen und Untertanen — ein letzter aber zum Landsturm herabgesunkener Rest der alten Volkswehrkraft. An die Stelle treten daher bereits in großem Umfang geworbene Knechte und fremde, Germanische Söldnerscharen zu Fuß und zu Pferd: der Anfang vom Ende.

Der Herrenstand aber war — was nicht immer genügend beachtet wird — durch die angenommene Halbkultur, ihr Raffinement und ihre zersetzenden Wirkungen aufs tiefste angefressen und geschwächt. Sein Stolz und seine bis aufs höchste gesteigerten Ansprüche standen meist zu seinen Leistungen in keinem Verhältnis. Er lebte von den großen Traditionen der Vergangenheit und verachtete die Fäulnis der Griechisch-Römischen Zivilisation, die man am eigenen Leibe kannte, wie Rußland — und gerade das gebildete Rußland — die Fäulnis des Westens, ohne, wie dort, zu bedenken, daß die Schwächen und Reizungen der Kultur in den Ländern, in denen sie gewachsen ist, durch Spannkraft, Intelligenz, eiserne Tradition und virtuose Beherrschung ihrer unerschöpflichen Hilfsmittel zum großen Teile ausgeglichen werden und

nicht entfernt sich mit dem Sumpf zersetzter Halbkultur vergleichen lassen. Und Gallien fehlte eine starke und aufgeklärte Monarchie, welche die zur Auffrischung, Stärkung und Veredelung nötigen Kräfte fremden Blutes und fremder Kultur heranzuziehen und einzureihen verstanden hätte. Es sind Zeiten, die mehr als an alles andere an die Periode der Russischen Bojarenherrschaft, ihre Knechtung des Volkes, ihre Ansprüche und ihre unheilvolle nationale Schwäche erinnern, der erst die eiserne Zucht der absoluten Monarchie einen Damm entgegensetzte, deren Segnungen das von ihr langsam in jahrhundertelangen Etappen der Befreiung entgegengeführte Volk mit aufatmendem Dank begrüßte. Und unter dem Druck dieser in ihren Ansprüchen maßlosen, in ihren Leistungen unfruchtbaren Adelsherrschaft schlummerten wie dort so im damaligen Gallien prachtvolle Volkskräfte, die die schwache Popularpartei und ehrgeizige zur Monarchie emporstrebende Dynastengeschlechter vergeblich — abgesehen von einzelnen Erhebungen — wieder zu erwecken suchten: die Befreiung des Volkes von der Knechtung durch den Adel kam — soweit sie kommen konnte — von anderer Seite. Weniger lassen sich diese Zustände mit Rom vergleichen — trotz der Parallele der großen Gegensätze von Volk und Adel, Nobilität und Volkspartei. Der leibeigene Gallische Bauer war viel tiefer herabgedrückt als die Reste des Italischen Bauernstandes und die Massen des städtischen Proletariats. Es fehlten vor allem, wenigstens in größerem Umfang und in weiterer Verbreitung, die großen, selbständigen städtischen Kommunen mit ihrem Bürgersinn und ihrem altererbten und bewahrten Selbstregiment. So hing hier noch mehr als in Rom das Schicksal ab von der Monarchie, aber das Fehlen eines zwar schwerfälligen, dafür aber selbstbewußten und in seinen Interessen geschlossenen Bürgerstandes, wie es der Italische und der Latinische war, machte die Bildung einer mächtigen Popularpartei unmöglich, und an der Zersplitterung gingen die revolutionären Ansätze zur Bildung einer Monarchie in den einzelnen Gauen und Stämmen meist schnell und spurlos zugrunde. Auch die letzte größte Erhebung der Monarchie hat die politischen, militärischen und sozialen Schwächen ihrer Unterlage nie ganz zu überwinden vermocht.

So war der mächtige Nachbar, das Römische Reich, früh in die Gallischen Wirren hineingezogen worden und hatte verhältnismäßig nicht allzu schweren Kaufs und fast nebenbei ein großes Stück des Gallischen Stammlandes, seinen südöstlichen Teil, das Narbonensische Gallien oder — kurz und noch heute so genannt — die Provinz unter seine Botmäßigkeit gebracht. Er trat auch hier als Schutzherr und Verbündeter des vorgeschobenen und exponierten Griechentums, des seemächtigen Massilia, auf. Nach einem aus den Kämpfen mit Ligurischen Stämmen hervorgegangenen größeren Kriege in Südgallien, der mit der Besiegung der Arverner und der Unterwerfung der Allobroger endete, war man zur Einrichtung und Sicherung der neuen Provinz geschritten, und die Gründung der Colonia Narbonensis im Jahre 118 gab die Römische

Zentrale des großen neuen Gebietes ab. Früh hatten sich — durch den Gegensatz mit der Arvernischen Hegemonie in Süd- und Mittelgallien gefördert — die Beziehungen zur rivalisierenden zweiten Vormacht Mittelgalliens, der Völkerschaft der Äduer, angesponnen: damit war die Römische Interessensphäre bis Zentralgallien vorgeschoben.

Am meisten hatten unter den auflösenden Wirkungen der Zivilisation die Völkerschaften von Süd- und Mittelgallien gelitten. Am reinsten und kräftigsten hatten sich in der alten Gallischen Eigenart, in der Ursprünglichkeit ihrer Sitten und der auf dem bewaffneten Volksaufgebot beruhenden Wehrkraft die entfernteren Nationen erhalten, an erster Stelle die unter dem Namen der Belgen zusammengefaßten Völkerschaften nördlich von Seine und Marne und die vorgeschobenen letzten Vorposten des Keltentums an den östlichen Grenzen, am Rhein und in der Schweiz. Unter den letzteren repräsentierten die Helvetier, obgleich schwer bedrängt und eingeengt von den nachdrückenden Germanischen Stämmen, die größte und stärkste Macht. Durch Kampf und zum Teil auch Mischung mit den wilden und kriegerischen Völkerschaften der Germanen hatten diese Zweige des Gallischen Volkstums sich ihre alte Wehrkraft und zum größten Teil ihre frühere Einfachheit und Rauheit bewahrt. Mit scharfem Blick hat Caesar diese Verschiedenheiten und ihre Gründe erfaßt und charakterisiert.

Nach den vielversprechenden Anfängen des Römischen Eingreifens, die die Brücke zwischen Italien und den Spanischen Provinzen geschlagen hatten, war ein Stillstand und in der Cimbrischen Völkerwanderung ein furchtbarer Rückschlag eingetreten. Man pflegte die freundschaftlichen Beziehungen mit der Macht der Äduer in Zentralgallien weiter, aber im übrigen war die Politik der Nobilität auch in Gallien matt und ohne Konsequenz, und sie mußte es sein, denn furchtbarer als die äußere Gefahr war ihr die Machtstellung eines großen Feldherrn[121]). Und auch die Feldherren zog das rauhe Land mit seinen dunklen Gefahren nicht an: auch Marius begnügte sich mit der Defensive, und die Revolution in Rom entbrannte um das östliche, nicht um das Gallische Kommando.

Neben der Politik des Abwartens und Gehenlassens fraß auch hier der zweite und noch schlimmere Krebsschaden der Nobilitätswirtschaft. Auch in der neuen, von kriegerischen Stämmen erfüllten Provinz machten sich ihre Korruption, ihre Willkür, ihre Mißbräuche und ihr rücksichtsloser Raubbau breit, ohne Sorge um die glimmende Unzufriedenheit und die an den Grenzen drohenden Gefahren. Lange hatte es unter den mißhandelten Allobrogern gegärt, besonnen hatten ihre Gesandten der anarchistischen Revolution in Rom den Anschluß versagt und der Regierung einen hochwichtigen Dienst geleistet. Endlich aber, nicht lange darauf, brach im Jahre 61 die Empörung aus, man sah keine andere Hilfe und war im ganzen Norden bis hinauf zu den Führern der Germanischen Scharen über die Zerrüttung Roms und seines

politischen Lebens wohl unterrichtet. Der isolierte Aufstand wurde mühsam mit bewaffneter Hand niedergeworfen, aber die Gärung war damit nicht zur Ruhe gebracht.

Viel drohender waren die Ereignisse, die sich im freien Gallien und im Norden und Nordosten vollzogen. Caesar schildert uns in seinen Berichten in erster Linie nur die Anlässe, aber er läßt die Ursachen für den tiefer eindringenden Leser sehr wohl durchblicken, und nichts ist verkehrter, als über den Anlässen die gebieterischen Gründe für das — spät genug — erfolgte Eingreifen zu verkennen. Langsam, aber zielbewußt, darum um so gefährlicher dringen die Germanen vor. Es ist keine regellose, schwerfällige und politisch hilflose Völkerwanderung, sondern eine von überlegenem Willen und entschlossener Vorsicht geleitete Eroberungspolitik. Die Germanen kommen im Dienste der Gallischen Dynasten und ihrer großen Fehden, in kleiner Zahl, aber auserlesene Mannschaften und unter einer Führung, die staatsmännisch und politisch bei den zivilisierteren Nachbarn zu lernen gewußt und sie durch einen einheitlichen klugen Willen zu überwinden verstanden hat. Im Kampf um die Vorherrschaft in Mittelgallien, die nach der schweren Niederlage der Arvernischen Macht immer mehr in die Hände der mit Rom verbündeten Äduer kam, hatte die im Osten ansässige Völkerschaft der Sequaner und ihr kleiner Bund die Sueben unter Ariovist zu Hilfe gerufen. Nach langen, schweren Kämpfen hatte die meisterhaft geführte kühne Schar, zu der allmählich weiterer Zuzug stieß, die Macht der Äduischen Konföderation und ihrer Klientel gebrochen und zuletzt beiden Parteien ihr Joch aufgelegt, sie zur Anerkennung der Oberhoheit des Suebenkönigs, zur Geiselstellung und Tributzahlung gezwungen. In der Entscheidungsschlacht war die Blüte der Äduischen Mannschaft gefallen[122]). Schon schoben sich neue, größere Scharen an und über den Rhein vor, und immer drückender wurden jetzt die Ansprüche, die sie auf Zuteilung von Grund und Boden in den östlichen Strichen ihrer ehemaligen Verbündeten stellten.

Die Äduer, von dem Konsular Cicero als Brudernation bezeichnet, gehörten seit Jahrzehnten zu der Römischen Interessensphäre, es war kein Imperialismus, sondern die Konsequenz der früheren Erwerbungen, wenn die Verbündeten gedeckt und geschützt wurden. Schon seit Jahren war es Zeit, den Eingriff in die Interessensphäre zurückzuweisen, wenn man nicht in kurzem ein Germanisch-Gallisches Reich unter fester, zielbewußter Leitung hart an seinen Grenzen entstehen sehen wollte, das, wie das gesamte Germanentum der anschließenden Jahrhunderte den Gedanken der Expansion unausrottbar in sich trug. Der Führer der konservativen Römischen Partei im Staate der Äduer hatte sich — wie es scheint um diese Zeit — nach Rom gewandt[123]). Im Jahre 61 hatte ein Senatsbeschluß den Statthaltern der Narbonensischen Provinz den Schutz der verbündeten Äduer und der übrigen Interessensphäre ausdrücklich ans Herz gelegt. Im folgenden Jahre

hatte man angesichts der Lage in Gallien, die sich durch die Bewegungen der Helvetier noch bedrohlicher gestaltete, Rüstungen und Aushebungen im großen Stil geplant und das Kommando den Konsuln zugedacht. Aber das war alles. Als Caesar im Jahre 58 in der Provinz jenseits der Alpen eintraf, stand dort nicht mehr als eine einzige Legion. Das Ende war, daß man im Jahre 59 mit Ariovist, der seine Herrschaft bis ins Herz der Römischen Interessensphäre ausgedehnt hatte, einen Vertrag schloß, der ihn wenigstens am weiteren Vordringen hindern sollte, aber eine Anerkennung des bereits Gewonnenen bedeuten mußte. Es scheint, daß auch Caesar diesen diplomatischen Aufschub, der ihn vorläufig gegen den zweiten Gegner deckte und zugleich in Rom seine Pläne, die Römische Interessensphäre mit voller Macht zu schützen, verschleierte, nicht ungern sah.

Denn näher und drohender stand unmittelbar an den Toren der Provinz eine andere mächtige Völkerbewegung, die sogenannte Helvetische Wanderung. Sie war die letzte schwere Welle einer gewaltigen durch den Druck der Germanischen Stämme hervorgerufenen Schiebung. Die Gallier waren vor noch nicht langer Zeit im Vordringen gegen die unzivilisierteren und zersplitterten Germanischen Stämme gewesen und hatten ihre Wohnsitze bis tief hinein in das spätere Germanische Land gehabt. Südlich des Mains und im Schwarzwald saßen damals die Helvetier, das Böhmisch-Bayerische Gebiet war im Besitz der mächtigen Bojischen Völkerschaft. Beide Nationen waren seit Jahrzehnten in zurückgehender Bewegung und die Helvetier um diese Zeit, gedrängt von den Völkermassen, die unter dem Namen der Sueben zusammengefaßt wurden, im wesentlichen auf das Gebiet der Nord- und Westschweiz zusammengedrängt. Wie ihr Landgebiet, so war auch die Nation, wie es scheint, stark zusammengeschmolzen, auch die Kriege mit Rom, in die ein großer Bruchteil durch die Teilnahme an der Cimbrischen Wanderung mit verwickelt war, hatten unter ihnen ziemlich aufgeräumt. Aber was sie an Zahl verloren hatten, wurde durch ihre stete Waffenübung und kriegerische Tüchtigkeit, die sie sich im Kampf mit den Germanen bewahrt hatten, ersetzt. Es war noch immer einer der kräftigsten und streitbarsten Stämme der Gallischen Nation. Er hatte sich entschlossen, und die Anfänge dieser weitgreifenden Pläne und Verhandlungen reichen bis in das Jahr 61 hinauf, sein enges Gebiet zu verlassen und sich reichere, breitere und ruhigere Wohnsitze in Mittelgallien zu suchen. Lange vorbereitet setzte sich der große Zug zu Beginn des zweiten nominellen, des ersten faktischen Jahres der Caesarischen Statthalterschaft in Bewegung.

Die Helvetier hatten — die Bahn war auch hier von einer nach der Monarchie strebenden Persönlichkeit gebrochen worden — weitgehende Verbindungen angeknüpft. Sie kamen nicht unerwünscht und ungerufen. Mittelgallien und seine Vormacht, die Äduische Konföderation war durch die im Kriege mit Ariovist erlittenen Verluste aufs äußerste geschwächt. Die nationale

Partei, deren Führung hier gleichfalls die mit der konservativen und zersplitterten Adelsherrschaft im Kampf liegende aufstrebende Monarchie in der Gestalt des ehrgeizigen und zähen Prätendenten Dumnorix an sich genommen hatte, hatte mit den Helvetiern Verbindungen angeknüpft, um die kriegstüchtige Völkerschaft in einem Teil von Mittelgallien anzusiedeln und so durch neues frisches Blut die eigene Macht zu verjüngen[124]): das Ziel war ohne Zweifel der Kampf gegen den Druck der Germanenherrschaft[125]). Es war — so schien es — das gleiche Interesse wie das der Römer. Aber — — auch die Helvetier waren Gallier mit allen Merkmalen des Gallischen Nationalcharakters. Der momentane Erfolg verbürgte keine dauernde Sicherung Galliens gegen die Germanen und brachte nur ein unruhiges, begehrliches Element in die Nähe der Römischen Provinz, schon im Anfang des Jahres 60 gingen besorgliche Gerüchte von Einfällen in das Römische Gebiet[126]). Und die Besorgnisse waren nicht unbegründet. Was man von diesen ungestümen Scharen zu gewärtigen hatte, zeigten die blutigen Erinnerungen der Cimbrischen Wanderung und des Jahres 107, wo ein Stamm der Helvetier einem konsularischen Heer unter L. Cassius Longinus eine schwere Niederlage beigebracht hatte. Wenn es daher einer siegreichen Gallischen Monarchie mit ihrer Hilfe gelang, die Germanischen Scharen aus Mittelgallien herauszuschlagen, so war damit der Römische Besitz in Gallien und die Verbindung mit Spanien aufs äußerste gefährdet und doch — schon bei der steten Bedrohung der Monarchie durch den Ehrgeiz der großen dynastischen Familien — eine Bürgschaft für einen dauernden Wall gegen die Germanen nicht gegeben, die erste sichere Folge war die Preisgabe des wichtigen Glacis der Nordschweiz an ihre schweifenden Horden.

So erwarteten Caesar zwei große Aufgaben, die in ihr kritisches Stadium eingetreten waren. Wenn man eingreifen wollte, war es die höchste Zeit. Die Defensive war möglich, aber sie schuf zwei mächtige Staaten in Gallien: das Reich Ariovists und die Helvetisch-Äduische Konföderation, und, wenn der eine von ihnen zeitweilig die Oberhand gewann und die andere Masse in sich aufnahm, eine Übermacht, gegen die die Provinz auf die Dauer nur mit den ungeheuersten Anstrengungen oder gar nicht zu halten war. Caesar hat — und mit Recht — einen anderen Weg gewählt.

Das Jahr 59 und seine innerpolitischen Kämpfe hatten ihn in Rom festgehalten, sie setzten sich bis in das nächste Jahr hinein fort und drohten ihn nicht freizulassen. Vorbereitet war nichts, in der bedrohten Provinz eine einzige Legion, die drei anderen lagen im äußersten Osten Oberitaliens bei Aquileia im Winterquartier zur Deckung gegen die unruhigen Illyrischen Stämme. Caesar aber hatte im gegenwärtigen Moment gegenüber Rom und Gallien allen Grund, nicht durch überstürzte Mobilmachung sich als den Friedensbrecher hinzustellen. Da traf die Meldung ein, daß bereits Tag und Ort für den Aufbruch der Helvetischen Massen festgesetzt war: Ende des

Monats März — nach dem unberichtigten Kalender — sollte die Vereinigung der Auswandererzüge am ausersehenen Treffpunkt an der Rhone stattfinden. Jetzt war kein weiteres Zögern möglich. In einer seiner schnellen Reisen eilte Caesar an die bedrohte Grenze und stand in acht Tagen in dem heutigen Genf, an der Rhone und der aus dem Helvetischen Land herüberführenden Brücke. In Eile wird die Landwehr der Provinz zur Ergänzung und Unterstützung der einzigen vorhandenen Legion aufgeboten. Eine kurze Frist gewähren die Verhandlungen mit den Helvetiern: sie forderten nichts Geringeres als den Durchzug durch die Provinz, weil dies der einzige für den schweren Zug gut gangbare Weg war. Aber eine bewaffnete Völkerwanderung durchzieht auch beim besten Willen nie ohne Störungen und Schädigungen ein fremdes Land, und für die soeben durch den Aufstand der Allobroger schwer erschütterte Autorität der Römischen Herrschaft konnte der Durchzug der Stammverwandten der siegreichen Scharen vom Jahre 107 direkt verderblich werden. Schon die ganze, seit Jahren mit banger Spannung erwartete Wanderung der Helvetier war eine schwere Bedrohung der Römischen Herrschaft, und auf dieses Ansinnen konnte Caesar unmöglich eingehen. Daß es gestellt wurde, zeigt bereits die verhängnisvolle Erschütterung des Römischen Prestige, zu dessen Deckung man sich mit einer Truppenmacht begnügte, die nicht einmal für eine Demonstration genügte. Nur die schwere Beweglichkeit des Völkerzuges, dem sich eine Reihe anderer Stämme und Völkersplitter angeschlossen hatten, und die Abneigung der Führer gegen einen offenen Konflikt, der die schlummernde Energie Roms zu wecken drohte, erleichterten die kritische Lage.

Aber schon standen die Völkermassen ungeduldig harrend an den Ufern der Rhone und den Grenzen der Provinz. Die Rhonebrücke bei Genf war sofort auf Caesars Befehl abgebrochen worden. Mit ungeheurer Tatkraft wurde in kürzester Frist eine lange Schanzlinie angelegt, die Fluß und Übergänge an der bedrohten Strecke deckte. Aus den durch die vorhergehenden unruhigen Zeiten mit dem Krieg bereits einigermaßen vertrauten Milizen schuf das Organisationstalent von Caesar eine ausreichende Besatzung der ausgebreiteten defensiven Stellung, das Rückgrat bildete die erprobte Transalpinische Legion — es war vermutlich die später so berühmt gewordene zehnte Legion. Die Versuche von Helvetischen Scharen, den Übergang auf improvisierten Fähren und Schiffbrücken oder durch die vorhandenen Furten zu bewerkstelligen, wurden mit Erfolg zurückgewiesen. Ein mit fahrendem Gut, Weib und Kind belasteter, schwer beweglicher Zug operiert nicht wie eine Armee, und selbst die Gallischen Heere wurden durch Flußhindernisse leicht aufgehalten, wie der Belgische Feldzug zeigt. Außerdem wollte die Führung einen offenen Bruch vermeiden, und ein Marsch durch Feindesland bot für die Massen schwere Blößen. So mußten sich die Helvetischen Stämme der nördlichen, schwierigeren Route zuwenden. Die nächste Gefahr war be-

seitigt, der Zug auf Wochen durch Umweg und Ungunst der Marschstraßen aufgehalten. Caesar benutzte die Frist, um persönlich in Eilmärschen die drei Illyrischen Legionen und zwei in der Cisalpinischen Provinz frisch ausgehobene Rekrutenlegionen über die Alpenpässe heranzuführen, in dieser Jahreszeit, mit zum Teil ungeschulten Truppen und durch meist feindliches Gebiet hindurch eine imposante Leistung. Labienus deckte mit den vorhandenen Truppen die Verschanzungen an der Rhone. In beispiellos kurzer Zeit stand die stattliche, aber aus sehr ungleichen Elementen bestehende Macht jenseits der Alpen an dem Rhoneknie westlich von Genf, in der Gegend des heutigen Lyon, bereit vor allem dem Zuge den Weg nach Süden zu verlegen. Die Helvetischen Kolonnen hatten unterdes auf engen und schlechten Wegen, aber unbehelligt den Vormarsch nach Westen zu bewerkstelligt und standen in getrennten Abteilungen — zur Erleichterung von Marsch und Verpflegung, die unter der langen Verzögerung zu leiden begann — in den über den Rhonefluß nach Norden hinausgreifenden Allobrogischen Gebietsteilen und im benachbarten Ambarrischen Gau und mit dem größeren Teil bereits im Gebiet der Äduer. Die Landschaften litten — wie erklärlich — schwer unter den Massen, die sich ungestört wie Heuschreckenschwärme über das Land ergossen. Von allen Seiten liefen Klagen und Bitten aus den Römischen Schutzgebieten um schleunige Hilfe im Hauptquartier von Caesar ein. Der Kriegszustand hatte seinen Anfang genommen.

Über die beginnenden Operationen werden wir von Caesar nur kurz und in unvollkommener Weise unterrichtet. Die Nebenquellen geben uns einige sehr willkommene, aber kaum ausgenutzte Ergänzungen, die uns aus einer kritischen Bearbeitung der Gallischen Kriegsgeschichte erhalten sind. Sie sind ebenso lehrreich für die knappe, manchmal allzu knappe Zusammenfassung der Caesarischen Darstellung, wie für ihre Kritik durch die anschließende Geschichtsschreibung, an deren Spitze sein späterer Legat und militärisch-diplomatischer Begleiter Asinius Pollio steht[127]). Die Hauptmacht der Helvetier hatte die Saône, den damaligen Ararfluß, langsam auf Fähren und fliegenden Brücken überschritten, die Nachhut, der Stamm der Tiguriner, stand noch auf dem linken Ufer, an dem sich bis dahin keine Römischen Truppen gezeigt hatten. Sie wurde, so erzählt Caesar kurz, von ihm durch einen gänzlich unerwarteten nächtlichen Überfall aufgehoben und vernichtet. Diese Darstellung ist sehr ungenau und auch in sich nicht frei von geographischen Widersprüchen. Einen ganz anderen Bericht gibt uns die gegen die Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten der Caesarischen Aufzeichnungen polemisierende anschließende Historiographie[128]). Nicht Caesar, sondern Labienus hat mit den drei Legionen die isolierte Nachhut auf dem linken Saôneufer vernichtet. Caesar befand sich auf einem anderen Schauplatz. Er hatte sich, wie es heißt mit 20000 Mann Gallischer Hilfstruppen, die sich aus den Gebirgsgegenden rekrutierten, gegen die Hauptmacht gewandt, die — offenbar in ausgedehnter

Front und in mehreren Haufen verteilt — sich in den westlich von Rhone und Saône gelegenen Gebieten ausgebreitet hatte. Von daher waren bereits, seitens der bedrängten Äduischen Siedelungen, Hilferufe an Caesar gelangt. Zunächst und in erster Linie waren es offenbar, wie die kleine Ambarrische Völkerschaft, die Klientelstaaten der Äduischen Konföderation, die in Mitleidenschaft gezogen waren, und die sich angesichts der in der Äduischen Nationalpartei herrschenden Politik in ihren eigenen Sitzen bedroht fühlen mochten[129]). Caesar war zu schwach, um mit seinen zum Teil jungen Truppen gegen die vereinigte Macht zu schlagen. Aber die Teilung des vermutlich durch die rein defensive Haltung der Römer ermutigten Gegners gab ihm günstige Chancen.

Seine erste Aufgabe war, die verbündeten kleinen Bergstämme im Westen und Nordwesten der Provinz zu schützen. Er tat das durch eine der rasch improvisierten Diversionen, die wir aus seiner früheren und späteren Geschichte kennen. Die gesamten Milizen der Provinz durfte er nicht, wo noch die eigenen Grenzen bedroht waren, hinausführen. Er sammelte daher die Grenz- und Landwehren der kleinen nächstbedrohten Bergstämme in den Cevennen, ähnlich wie später im Jahre 52, vereinigte sie mit den mobilen Teilen der Territorialarmee, den Kern gab die alte in der Narbonensischen Provinz garnisonierende Legion ab[130]). Auf einen Kampf mit den überlegenen Massen ließ er sich nicht ein, aber er zwang sie, sich zu konzentrieren und die südliche und nächste Route nach dem Westen aufzugeben. Die bedrängten kleinen Staaten waren befreit und die Massen der Helvetischen Völkerwanderung drängten sich jetzt, um nicht durch feindliches und erbittertes Land zu ziehen, dem natürlichen Triebe folgend dem insgeheim verbündeten Äduischen Stammland zu.

Denn inzwischen war noch eine viel ernstere Wendung eingetreten. Durch seinen ausgezeichneten Kundschafterdienst wohl unterrichtet, hatte Caesar einen Hauptschlag gegen die nichtsahnende Nachhut des Helvetierzuges, die streitbaren Tiguriner, die Nachkommen der Sieger von 107, vorbereitet. Diese lohnendere, aber leichtere Aufgabe fiel mit dem Gros der Armee, den übrigen drei alten Legionen, dem ersten General von Caesar, Labienus zu. Die zwei Rekrutenlegionen blieben im Lager. Labienus hat die vom Hauptkommando gestellte Aufgabe prompt und energisch erledigt, während Caesar in Person die undankbare Aufgabe zufiel, die verbündeten Gaue gegen die plündernden und raubenden Massen der Hauptmacht zu schützen und die Aufmerksamkeit von den Vorgängen auf dem nahen nördlichen Schauplatz abzulenken. Es gelang um so leichter, als man in seinem bunt zusammengesetzten Heer die Feldzeichen der alten Narbonensischen Legion bemerkte. Daß fünf oder richtiger gesagt drei schlagfertige Legionen aus dem Oberitalischen Gallien mit der Nachhut Fühlung genommen hatten, ahnte niemand. Es war das erste Meisterstück der Caesarischen Schnelligkeit.

Caesar hat von den komplizierten Manövern im Anfang des Feldzuges, die — ohne kriegerischen Ruhm — strategisch und organisatorisch eine geniale Leistung darstellen, dem großen Publikum nichts vorgesetzt, sondern die Darstellung mit der ersten Glanztat, der Vernichtung des Tigurinerstammes und der Revanche für 107 eröffnet. Den Namen des ausführenden Generals hat er nicht genannt, das erste Ruhmesblatt gehörte ihm, dem Oberstkommandierenden, der nur deshalb die Frucht seiner Strategie nicht mit eigener Hand pflücken durfte, weil er auf einem schwereren Posten, doch in naher Fühlung mit dem abgezweigten Hauptkorps, stand, wo er nötiger war als bei der Überrumpelung des isolierten feindlichen Nachtrabs. Wir begreifen es, wenn der verdiente und sonst von Caesar voll anerkannte Labienus es in den letzten Tagen der Gallischen Statthalterschaft bitter empfand, daß seine erste glänzende Waffentat stillschweigend übergangen war, aber es war Caesars Sieg, und Caesar hat es in dem schweren Duell zwischen Feldherrn und General von 49 bis 45 und von Pharsalus bis Munda Schlag auf Schlag bewiesen, daß er der größere Stratege und Labienus nichts war als sein größter General. Und wir begreifen jetzt auch die energische — nicht bittere — Kritik, die Asinius Pollio an den Aufzeichnungen seines Meisters geübt hat: wir sehen, auf welchem Grunde sie beruht. Es handelt sich in der Caesarischen Darstellung nicht um eine Fälschung, sondern es liegt in seinen Kommentarien — in einer Reihe von Fällen — nur eine verkürzte Projektion vor, in der der verwickelte Gang der Geschichte vereinfacht und der Fassungsgabe des großen Publikums genial angepaßt erscheint, eine Erscheinung, wie wir sie bis zu einer gewissen Grenze in jeder zusammenfassenden, nicht über die Ufer tretenden historischen Darstellung beobachten und finden — oft sogar in noch größerem und stärkerem Maße. Die strenge und ein wenig pedantische Kritik von Asinius Pollio hat daher mit Recht an der Wahrheitsliebe Caesars nicht gezweifelt: er meint, bei einer neuen Überarbeitung hätte der Verfasser vermutlich selbst die Ungenauigkeiten ausgemerzt, die sich in dem ersten, schnell geschriebenen Entwurf fänden, und will so nur nachholen, was seinem Herrn und Meister nicht vergönnt war[131]).

Sofort nach der Vernichtung der Nachhut vereinigte sich Caesar und seine zehnte Legion mit der Hauptarmee, den Helvetiern war ein heilsamer Schrecken eingejagt und eine weitere Diversion in der Gegend von Lyon nicht nötig. Sie versuchten — wenn auch vergeblich — Verhandlungen anzuknüpfen und jetzt von Caesar und Rom, dessen Autorität damit, wenn auch nur theoretisch, anerkannt wurde, die Genehmigung zur Ansiedlung zu erlangen. Sie wurde verweigert und es begann der eigentliche Krieg.

Aber jetzt erst setzten die wirklichen Schwierigkeiten ein. Caesar folgte langsam dem schwerfälligen Heereszug. Es war die Marianische Taktik und doppelt nötig bei der Kleinheit seiner mobilen Armee und dem fast auf Null stehenden Wert der zwei jungen Rekrutenlegionen[132]). Alle Vorteile

waren, seit der Marsch durch rein Äduisches Gebiet ging, auf seiten des Feindes. Offiziell mit den Römern verbündet, hatte die Regierung nahezu vollständig das Heft aus den Händen verloren, und das Volk gehorchte fast ausschließlich der Nationalpartei und ihrem Führer Dumnorix, der an der Spitze der Äduischen Reiterei mit Caesar mitritt. Caesar hat nicht Unrecht, wenn er sich bitter über diesen verräterischen Zustand ausspricht. Die Äduische Konföderation war keine Untertanenschaft Roms, sondern ein frei verbündeter Staat. Wollte sie und ihre Nationalpartei das Bündnis lösen, so konnte sie es tun und die Waffen entscheiden lassen. Die Gelegenheit war da: nicht gegen die Helvetier, die sie herbeigerufen hatte, war ihr Platz, sondern neben ihnen. Es zeigt sich darin, daß man die Konsequenz nicht zog, die ganze Verrottung der damaligen Zustände Galliens und seines Adels. York hat anders gehandelt. Und den Nutzen von der schwankenden Haltung hat im Grunde zuletzt die heroische Standhaftigkeit des Römischen Feldherrn gehabt. Durch sein vorsichtiges Lavieren hielt er sich die Verräter im eigenen Lager vom Halse, ihre starke Reiterei nützte ihm nichts, aber sie stand auch nicht im entscheidenden Moment, wo er den letzten Mann brauchte, um der Helvetier Herr zu werden, in der Front des feindlichen Heeres.

Unter diesen Umständen versagte die 4000 Pferde starke Reiterei, die zum großen Teil aus Äduischen Kontingenten bestand, vollständig. Am schwierigsten gestaltete sich mit dem weiteren Vormarsch die Verpflegung, die versprochenen Proviantkolonnen der Äduer ließen Caesar im Stich. Eine offene Schlacht war gegen den überlegenen Feind trotz der Blößen, die der lange, mit Weib und Kind beschwerte Zug bot, nicht möglich: die Rekrutenlegionen und die Gallischen Hilfskontingente waren so gut wie wertlos. Ein Versuch, durch einen kombinierten Überfall den Wanderzug zu vernichten und die Katastrophe vom Ararfluß in vergrößertem Maßstab zu wiederholen, scheiterte an der falschen Meldung eines an der Spitze einer Patrouille zur Rekognoszierung vorgeschickten alterprobten Offiziers und den Schwierigkeiten des Nachtmarsches. Labienus hatte mit seinem Korps von zwei Legionen seine Aufgabe ausgeführt, Caesar aber hatte sich auf die falsche Meldung hin, gleichfalls nah am Feind, in eine defensive Stellung zurückziehen müssen. Sein Bericht ist schweigsam und spricht nur von dem eignen Fehler, der durch den verkehrten Rapport entschuldigt wird — wir sehen ein Bild vor uns, wie es so oft in ähnlicher Situation sich auch im modernen Kriege ergibt —, aber es ist klar, daß der Nachtmarsch seine Truppen, unter denen sich ohne Zweifel die zwei Rekrutenlegionen befanden, stark erschüttert hatte. Selbst eine erprobte Truppe hält die moralische Probe eines Nachtmarsches in unbekanntem Terrain in nächster Nähe des Feindes nicht ohne Gefährdung aus, hier kam der Druck, der durch die ganze Lage und den lauernden Verrat im eigenen Lager erzeugt wurde, hinzu, um die Unsicherheit von Heer und Feldherr zu erklären.

Man hatte nur noch für zwei Tage Proviant und Caesar entschloß sich, von der Verfolgung des Auswandererzuges abzulassen und sich gegen die in der Nähe der gegenwärtigen Marschlinie gelegene Hauptstadt der Äduer zu wenden, um sich dort zu verproviantieren. Es war ein Schritt von großer Gefahr, denn er konnte den offenen Konflikt zur Folge haben. Freilich wäre dieser jetzt unter Auspizien, die für die Äduer nicht sehr günstig waren, ausgebrochen: Caesar hatte den Führer der Nationalpartei und die Häupter der Regierung in seinen Händen, Dumnorix stand seit den letzten Tagen unter unauffälliger Bewachung. Die Wahrscheinlichkeit war, daß die Diversion und die Verproviantierung gelang, die Hauptstadt auf friedlichem Wege in die Hand der verbündeten Römischen Armee kam und die konservative Partei in der Äduischen Konföderation die Oberhand gewann. Dann begannen die Verpflegungsschwierigkeiten für die Helvetier, deren eigene Vorräte längst aufgezehrt waren. Über die empfindlichen diplomatischen Beziehungen zur Äduischen Konföderation spricht Caesar mit der größten Zurückhaltung: als er schrieb, war sie wieder eine der Hauptstützen der Römischen Macht in Gallien, und so muß Dumnorix als schwarzer Verräter — ein Held der offenen Politik ist er freilich auch in Wirklichkeit nie gewesen — die ganzen Kosten tragen.

Caesars Entschluß veranlaßte die Helvetier, deren Mut sich durch Caesars ängstlich zurückhaltende Strategie und den jetzt angetretenen Rückzug gehoben hatte, ihre zäh defensive Haltung aufzugeben und, um ihm den Weg zur Hauptstadt ihrer geheimen Verbündeten abzuschneiden, seine Kolonnen auf dem Marsch anzugreifen. Die Schlacht, die beide Teile nicht wünschten, war da. Es war eine Überraschungsschlacht. Die Römische Armee wurde auf dem Marsch, gegen die Regeln ihrer Kriegskunst, ohne deckendes Lager im Rücken, zum Schlagen gezwungen. Natürlich waren Caesar die Bewegungen des Feindes nicht bis zum Zusammenstoß verborgen geblieben, der Angriff begann mit Scharmützeln bei der Nachhut. Aber die Zeit war knapp. Um den bei der Zusammensetzung seiner Armee besonders fühlbaren Mangel eines befestigten Rückhalts im verschanzten Lager auszugleichen, faßte Caesar in einer Defensivstellung auf einem Hügelrücken Fuß. Die Reiterei hatte die Aufgabe, den Aufmarsch zu decken und entledigte sich ihrer etwas besser als im Anfang des Feldzugs, sie ging erst vor den massierten Infanteriekolonnen des Gegners zurück, die besonnenen und energischen Maßregeln gegen die Verräterei der mitreitenden großen Herren hatten vermutlich ihren Eindruck nicht verfehlt, und die unsichersten Kontingente wird Caesar wahrscheinlich überhaupt nicht aus den Linien herausgelassen haben. Der Aufmarsch der Armee aus der Marschkolonne in die Schlachtordnung konnte sich ungestört vollziehen. Der Train wurde auf dem Kammrücken des Hügels zusammengefahren, die zwei Rekrutenlegionen und die gesamten Bundeskontingente oben aufgestellt: sie erhielten den Auftrag, das Lager mit den üblichen Verschanzungen zu umgeben.

Den Kampf nahm Caesar mit dem kleinen, aber erprobten Korps der vier alten Legionen, 40 Bataillone stark, auf. Auch sie stellte er in einer Defensivstellung, auf halber Höhe des Hügels auf. Diese Stellung, gegen die ein Römisches Heer einen Angriff selbst gegenüber einem minderwertigen Gegner fast nie wagte, hatte bei der antiken Kampfweise einen sehr hohen zweifachen Wert. Die Salven der Wurfspieße, mit denen die Legionen den Kampf eröffneten, wirkten von oben mit verdoppelter Durchschlagskraft, und das im letzten Augenblick erfolgende Vorrücken erhielt gleichfalls eine sehr beträchtliche, vermehrte Wucht. Der von unten anrückende Gegner kam dagegen durch den Anstieg außer Atem, er verlor damit einen Teil des im Kampfe mit der blanken Waffe besonders entscheidenden Faktors der physischen Kraft und Frische und mußte, sobald das Handgemenge begann, Hieb und Stoß von unten herauf gegen den überhöhenden Gegner führen, wodurch er dauernd im Nachteil blieb. So wurden gleich beim ersten Ansturm die Reihen der Feinde durch die Pilensalve zerrissen, die langen Wurfspieße durchschlugen vielfach mehrere Schilde, hefteten sie zusammen und waren — wahrscheinlich infolge einer sinnreichen Konstruktion, die das Erbe einer Marianischen Änderung war — nicht aus den Schilden herauszubringen. So mußte ein großer Teil der vorderen Glieder seine beste Schutzwehr fahren lassen. Der Sturmangriff, den die erprobten Legionen sofort nach der Salve von dem Abhang herab eröffneten, endete in kurzem mit einem für die Römer siegreichen Handgemenge. Die Gallier mußten zurück und sich auf einem Hügel setzen.

Dieser schnelle und verhältnismäßig leichte Erfolg ist bei einer starken Überlegenheit des Gegners, dessen Heldenmut Caesar selbst in schlichten Worten ehrt, trotz der günstigen Stellung nicht erklärbar, um so mehr als das gesamte dritte Treffen Caesars in dieser ersten Phase des Kampfes nicht zum Schlagen kam. Caesar hat natürlich in der populären Darstellung keinen Grund, die günstigen Momente der Situation besonders zu unterstreichen, aber er selbst gibt uns an, daß ein Korps von Kerntruppen erst nach der Zurückweisung des ersten Angriffs vom Marsch eintraf und in den Kampf eingriff. Die Situation sagt mehr. Die Helvetischen Kolonnen mußten mit ihrem gesamten Troß von Weibern und Kindern die Schwenkung und den schwierigen Flankenmarsch, bei dem sie immer näher in Fühlung mit dem Feind gerieten, ausführen. Es ist klar, daß nur der mobile Teil ihres Heeres imstande war die Überflügelung des Römischen Heeres auszuführen. Die älteren Jahrgänge waren zur Deckung und zum Auffahren der langsam sich zusammenziehenden Wagenburg nötig, selbst ein Teil der Kerntruppen mußte zum Schutz der am meisten bedrohten und offenbar erst im Anmarsch begriffenen Nachhut des Wanderzuges zurückgehalten werden. Die drohende Masse von zwei vollen intakten Legionen und den gesamten Bundeskontingenten, kaum weniger als ein Korps von 20 000 Mann, erforderte dringend den Schutz der hilflosen

Massen, auch wenn man über den geringen Gefechtswert dieser Truppenteile — wie anzunehmen — von verräterischer Seite wohl unterrichtet war[133]).

Der plötzliche und infolgedessen mit beschränkten Mitteln improvisierte Angriff hatte daher Caesar von einer Hauptgefahr befreit: er hatte es nicht mit der an Gefechtskraft weit überlegenen gesamten Armee der durch ihre wilde Tapferkeit berühmten Stämme zu tun, denen er zur Hälfte nur minderwertige Formationen entgegenstellen konnte. Trotzdem war es ein Kampf auf Leben und Tod: die Folge der kühnen Politik Caesars, die ohne Hilfsmittel den großen offensiv geführten Verteidigungskrieg gegen die mächtigen Fluten der Völkerwanderung eröffnete. Caesar war sich über die kritische Situation nicht im unklaren. Der Soldat sollte wissen, was er von seinen Generalen zu erwarten hatte. Der gesamte Stab, der Feldherr an der Spitze, stieg vom Pferde, bereit das Schicksal der Legionen zu teilen. Es war ein grober methodischer Fehler, denn Caesar gab damit die Leitung und Übersicht der Schlacht vollständig aus der Hand, aber er wußte, was er tat. Es galt in der ersten schweren moralischen Prüfung Seite an Seite neben dem gemeinen Manne zu stehen, und Caesar, trotz seiner schlanken, feingebauten Figur ein Fechter von zäher Kraft und vollendeter Meisterschaft, wußte, daß er, auch wenn es hart auf hart ging, mehr als einen Mann aufwog.

Kaum war das feindliche Hauptkorps, das bei dem Angriff über das ungünstige Terrain schwere Verluste, namentlich an Verwundeten, erlitten hatte, ein großes Stück weit zurückgedrängt und — trotzdem seine Glieder heldenmütig zusammenhielten — auch die Kammhöhe des schützenden Hügelrückens von den Römern erstürmt worden, da erschien — wie schon bemerkt — ein neues Korps in der Flanke, die auserlesenen Mannschaften der Bojer und Tulinger, die die Nachhut gedeckt hatten und soeben frisch vom Marsch auf dem Schlachtfelde auftauchten. Unbekümmert um die drohenden Massen auf dem Hügelrücken, der das Römische Lager trug, schritten sie sofort zum Angriff. Die gesamte Reserve des dritten Treffens, wahrscheinlich absichtlich geschont, stand noch zur Verfügung, aber sie war numerisch wohl sicher schwächer — wenn freilich auch ein Teil der beiden Stammkontingente ohne Zweifel zur notdürftigen Deckung der schwer bedrohten auffahrenden Nachhut des Zuges, ihrer eigenen Familien, stehen bleiben mußte — und ohne höheres Kommando, denn der gesamte Stab befand sich in der Front. Da bewährte sich das unerschütterliche Exerzierreglement der Römischen Infanterie. Ohne Befehl — es heißt Caesarischer als Caesar sein, wenn man annimmt, daß er den Befehl zur entscheidenden Schwenkung übergangen hätte — schwenken die Glieder des dritten Treffens ein und halten in mörderischem Kampf den zähen Angriffen der feindlichen Kerntruppen stand. Auch die ermatteten und zum großen Teil durch ihre Wunden außer Gefecht gesetzten Reihen des gegnerischen Hauptkorps setzen zu erneuten Angriffen an, denen die beiden ersten Treffen zu begegnen haben. So wogt — eine seltene Er-

scheinung in der antiken Kriegsgeschichte — der Kampf lange ohne abschließende Entscheidung hin und her, denn bei der Bedrohung von zwei Fronten aus war eine weitgreifende Verfolgung des einen Teiles, solange der andere Stand hielt, nicht möglich. Wahrscheinlich wurden, da sich sonst der mit solcher Hartnäckigkeit erneuerte Widerstand des fast bis zur Kampfunfähigkeit geschlagenen Hauptkorps schwer erklärt, die kämpfenden Helvetier durch Ablösungsmannschaften aus der mittlerweile ganz aufgefahrenen Wagenburg verstärkt, während die verwundeten und erschöpften Leute sich auf diese zurückzogen. Der Kampf dauerte von der Mittagszeit bis gegen Abend.

Erst die eintretende Dämmerung brachte die Entscheidung. Das am schwersten mitgenommene Hauptkorps mußte sich auf dem in seinem Rücken befindlichen Hügel, auf den es bereits nach dem ersten abgeschlagenen Angriff zurückgedrängt worden war, setzen, es war also unfähig, sich bei Tageslicht den Weg zum Lager zu bahnen. Die flankierenden Truppen gingen jetzt endlich auf die Wagenburg zurück, und die versammelte Macht der Römer warf sich jetzt auf diese. Hier dauerte der Kampf bis tief in die Nacht. Die heldenmütige Aufopferung der an der Wagenburg den letzten Widerstand leistenden Mannschaften deckte den Rückzug des hilflosen Trosses von Weibern und Kindern. Als die Hindernisse erstürmt waren, waren die Massen, die die ganze Nacht hindurch marschierten, glücklich abgezogen, nur wenige Gefangene, darunter ein Weib aus fürstlichem Geblüt, die Tochter des Orgetorix, die vermutlich bis zum letzten bei den fechtenden Männern ausgehalten hatte, fiel mit einem ihrer Brüder in Feindeshand. Aber der gesamte Wagenpark war in der Hand der Römer, die Überreste des Zuges dem Verhungern preisgegeben, nach wenigen Tagen kapitulierten sie auf Gnade und Ungnade und wurden — noch 110 000 Köpfe stark — vom weitschauenden Sieger in die Heimat zurückgeschickt: sie sollten dort die Grenzwehr gegen die andrängenden Germanen bilden und konnten Rom auf lange hinaus nach den erschöpfenden Verlusten nicht gefährlich werden. Wie hart und erbittert der Kampf gewesen ist, zeigt Caesars offene Angabe, daß seine schwer erschütterte Armee drei Tage lang auf dem Schlachtfelde stehen bleiben mußte, um die Verwundeten zu versorgen und die Gefallenen zu bestatten. Die Auflösung des feindlichen Wanderzuges mußte der inneren Zerrüttung, dem Hunger und der Bedrängnis durch die anwohnende Bevölkerung überlassen werden, sie haben schnell genug ihr Werk getan.

Die Schlacht war das Mollwitz Caesars. Die Entscheidung hat das unerschütterliche sichere Manövrieren seiner Infanterie gebracht. Er hat die erste Pflicht des Feldherrn, die Übersicht über die Schlacht in seiner Hand zu behalten, versäumt. Aber er hat es aus bitterem Zwang, nicht leichtfertig getan. So ist die taktische Entscheidung ausschließlich durch die Tüchtigkeit des Fußvolks der Legionen in fürchterlichem, zermürbendem Gemetzel errungen worden. Aber ein erstes Meisterstück seiner eminent mit den psychischen

Faktoren rechnenden Kriegskunst hat der junge Feldherr schon hier gegeben. Er hat die gesamte Masse seiner minderwertigen Truppen aus dem Gefecht gehalten und nur zu einer drohenden, imposanten Demonstration ausgenutzt. Es zeugt von dem Abstand, der zwischen ihm und seinen Kritikern besteht, daß gerade diese Maßregel und das Schweigen über das Verhalten dieser Truppenkörper während der Schlacht es waren, die das schwerste Mißtrauen gegen seine Darstellung erweckt haben[134]).

Auch politisch zeigt das Vorgehen den echten Geist der Caesarischen Politik. Statt den verzweifelnden Gegner zu vernichten oder ihn — die Gefahr lag sehr nahe — den Germanen in die Arme zu treiben, wird er wieder aufgerichtet. Die von allem entblößten Scharen wurden auf die Anordnung des Gallischen Statthalters mit Saatkorn unterstützt, damit sie wieder zu Kräften kamen und das Helvetische Land nicht von den benachbarten Germanenstämmen überflutet wurde. Der tapfersten Schar aber unter den Überwundenen, den Bojern, wurde zum Lohn für ihren ausdauernden Heroismus das ersehnte Ziel, die Ansiedlung in Gallien auf einem kleinen Landstreifen im Gebiete der Äduischen Konföderation gewährt. Sie haben von da ab Caesar bis tief hinein ins Unglücksjahr 52 die Treue gehalten, erst als alles zusammenbrach und der winzige streitbare Stamm von allen Seiten von den hochgehenden Wogen der Revolution umgeben war, hat er sich formell der allgemeinen Gallischen Erhebung angeschlossen. Es sind das die großen Züge der freilich von aller Sentimentalität freien, wahren, echten Menschlichkeit von Caesar, die — nur in einem tiefen Geiste möglich — die innersten Kräfte des Menschentums zu gewinnen und in ihren Dienst zu fesseln weiß, statt die mit den Waffen begründete Herrschaft auf Schrecken und Gewalt zu stützen. Und aus dieser klugen Humanität macht bis auf den heutigen Tag eine Kritik, die an Caesars Größe nicht von fern heranreicht, das Eingeständnis einer Niederlage. Wie er, mit einem geschlagenen Heer, sich sofort auf einen zweiten und furchtbareren Gegner wirft, das erklärt sie freilich nicht.

Nach der Zurückweisung der großen Helvetischen Völkerwanderung wandte sich Caesar sofort einer zweiten und in ihren Folgen und Ursachen noch wichtigeren Aufgabe zu. Zentralgallien lag ihm nach Vernichtung der größten und hoffnungsvollsten Gallischen Militärmacht, die die Äduische Nationalpartei hatte in Bewegung setzen können, wehrlos zu Füßen. Aber im Norden drohte eine schwerere Gefahr und mächtigere Konkurrenz, das Germanenreich des Ariovist, das das Äduische Gebiet bereits zu seiner Interessensphäre zählte und nur dank dem Vertrag mit Rom und der gemeinsamen Gegnerschaft gegen die Gallische Erhebung und ihre Helvetischen Hilfstruppen sich bis jetzt untätig verhalten hatte. Die Germanen hatten die Vorgänge aufmerksam verfolgt, und Ariovist, der anfangs geneigt war, mit seiner auserlesenen, aber numerisch wenig starken Militärmacht die Früchte der Eroberung allein zu ernten, sah sich genötigt, den Übergang über den

Rhein weiteren nachdrängenden Massen zu öffnen. Hundert Suebische Gaue standen bereit, sich über Gallien zu ergießen, die Völkerwanderung, die vor nicht langer Zeit die Helvetischen Stämme aus Süddeutschland herausgedrängt hatte, drohte ihre schweren Wogen in das wehrlose Mittelgallien hinüberzutragen. Unaufhaltsam gärte in den unruhigen und wehrkräftigen Germanischen Stämmen der Drang nach Westen. Die einzige Hilfe war Caesar und das Bündnis mit der stammverwandten Römischen Nation. Schon früher hatte die konservative regierende Partei, die das einzige Heil im Anschluß an die mächtige Schwesternation sah, sich, wie es scheint, mit einer Gesandtschaft nach Rom gewandt, und der Vertrag mit Ariovist hatte wenigstens einem weiteren Vorgehen einstweilen Halt geboten. Jetzt beruhten auf Caesar alle Hoffnungen. Der Landtag von Mittelgallien rief seine Hilfe gegen den Druck der Germanischen Fremdherrschaft und die drohenden weiteren Invasionen an.

Caesar sagte zu, aber — gebunden durch den Vertrag mit Ariovist und die Begrenzung seiner Mission — stellte er sich zunächst auf die Basis des Freundschaftsvertrags und verlangte die Erhaltung des Status quo und die Respektierung der alten Römischen Interessensphäre, die die Grenzen der Äduischen Konföderation voll mitumfaßte, Elsaß und Franche Comté, das eigentliche Machtgebiet des Ariovist, der als Verbündeter der Sequanischen Koalition in Gallien eingerückt war, blieben ihm überlassen. Der Konfliktpunkt lag in der Stellung zu den Äduern, die — von Rom im Stich gelassen — die Oberhoheit des Germanenfürsten durch Geiselstellung und Tribute hatten anerkennen müssen. Aber dies Verhältnis war von Rom nicht anerkannt. Es konnte seine alten Verbündeten und seine alte Interessensphäre nicht ohne Schwertstreich an einen kleinen Barbarenkönig preisgeben: Ariovist hatte durch die Anerkennung seiner Stellung als König und im Elsaß bereits ein Geschenk von größter Tragweite erhalten.

Ariovist konnte die auf dem Papier stehende Freundschaft Roms mit der Äduischen Konföderation, die ihm tributpflichtig war, gleichgültig sein. Jetzt war die Situation mit einem Schlage verändert, und die Forderung von Caesar, der mit der Römischen Oberhoheit Ernst machte, war ihm unannehmbar. Er antwortete mit der Erklärung, daß das Gebiet der Äduischen Konföderation seine mit den Waffen in der Hand eroberte Interessensphäre wäre, und daß er Geduld genug bewiesen hätte, wenn er die Schmälerung seiner Einkünfte durch das Übergreifen des Römischen Statthalters in diese Gebiete ruhig mit angesehen hätte. Ein Verzicht auf die Oberhoheit in diesen Ländern — die lange vor ihm Römische Interessensphäre waren — wäre für ihn ausgeschlossen. Zu gleicher Zeit setzten sich die neuen Germanischen Wanderzüge gegen die Grenzen der Äduischen Konföderation und des Moselgebietes, das von den Treverern bewohnt wurde, unter Repressalien und Plünderungen in Bewegung. Das war der Krieg, und Caesar säumte

nicht ihn zu eröffnen, bevor die großen Zuzüge sich mit der Macht des Ariovist vereinigt hätten, ein Teil, wie die Haruden, hatten sich bereits mit seinem Heer verbunden.

Aber die Truppen, die durch den verlustreichen schweren Sieg über die Helvetische Macht aufs tiefste erschüttert waren, hatten wenig Neigung gegen die gefürchteten Germanen zu marschieren. Am schlimmsten war die Stimmung im Offizierkorps, das sich zum großen Teil aus jungen und nicht genügend erfahrenen vornehmen Elementen der Hauptstadt zusammensetzte. Auch die politische Situation bot Anlaß zu Bedenken. Wenn Ariovist sich — was er bereits aus rein militärischen Gründen tun mußte — im Elsaß konzentrierte und Mittelgallien faktisch aufgab, so schien kein Anlaß zur bewaffneten Intervention vorhanden. Falsch ist es freilich, anzunehmen, daß Caesar durch sein eigenes Gesetz, das die Willkür der Statthalter einschränkte, die Hände gebunden gewesen wären, denn schon durch Umfang und Zeitdauer charakterisierte sich sein Kommando als außerordentliche Residentschaft, und ihm wie seinen Vorgängern waren durch das Senatskonsult vom Jahre 61 weitgehende Vollmachten zu Wahrung und Schutz der Römischen Interessensphäre gegeben. Aber das offensive Vorgehen bot immerhin für unzufriedene und ängstliche Gemüter die Handhabe, noch einmal und mit allem Nachdruck das Verlangen nach einer rein defensiven Haltung, wie sie — wahrscheinlich nicht ausdrücklich aber um so handgreiflicher — durch die Schwäche der Armee Caesar vorgeschrieben war, zu erneuern: die Schwäche der Armee hatte schon einmal das kleine Häuflein bis nahe an den Rand des Untergangs gebracht. Es war Caesars schwerste Stunde, und mit schonungsloser Offenheit legt er die Feigheit seiner Offiziere dar. Das scharf umrissene Stimmungsbild beleuchtet grell die Zustände in der sogenannten führenden Gesellschaft Roms und gibt uns den Kommentar für die Tatsache, daß Caesars Kraft und Vertrauen — außer wenigen tüchtigen Legaten — auf dem gemeinen Mann und dem aus ihm hervorgegangenen erprobten Hauptmannsstand beruhte. So zog er auch jetzt die von der Pike heraufgedienten Hauptleute zum Kriegsrat zu. Der Ernst der Situation — ein neuer Cimbernschrecken — weckte die ganze unbeugsame Energie seines Willens. Wer nicht wollte, durfte heimgehen, im Notfall erklärte Caesar allein mit der zehnten Legion marschieren zu wollen. Seine klare, besonnene Auseinandersetzung der Lage und die Glut seines Geistes bändigten den Aufruhr und die Angst, und die zehnte Legion ging von jetzt ab für den Feldherrn, der sich mit ihr eins gemacht hatte, durch Feuer und Wasser. Die Militärrevolte war erstickt, bevor sie noch zum Ausbruch gekommen war. Die beschämten Truppen wetteiferten ihre Bereitwilligkeit zu zeigen.

Da Ariovist seine Mannschaften aus allen vorgeschobenen Positionen zurückgezogen und an seiner Basis, im Elsaß, konzentriert hatte, so führte der Feldzug tief in Feindesland. Auch hier war die Strategie Caesars eine wohl

angepaßte Kombination von Offensive und Defensive. Aber er fand in dem großen Germanischen Heerfürsten, der ersten königlichen und staatsmännischen Erscheinung der Germanenwelt, die uns — und dank Caesar — in greifbarer Gestalt entgegentritt, einen ebenbürtigen Gegner in Strategie und Positionskrieg. Schon gegen die Äduische Konföderation hatte Ariovist und sein kleines, schlagfertiges und bewegliches Heer mit verwandten Mitteln, die eine starke Ähnlichkeit mit der großen Strategie Caesars in seinen Gallischen Kolonialkriegen zeigen, gekämpft und in zäher, verschlagener Ausdauer gesiegt. Die gleiche Methode versuchte er gegen Caesar anzuwenden und ihn entweder durch Unterbindung der Zufuhren zum Rückzug zu zwingen oder die Verstärkungen der Stämme, die sich gegen Westen langsam in Bewegung gesetzt hatten, abzuwarten. Er war der Römischen Armee an Reiterei und leichten Waffen weit überlegen, seine ausgezeichnete Kavallerie zählte 6000 Pferde und wurde nach Germanischer Taktik durch untermischte schnelle Fußkämpfer in gleicher Zahl unterstützt. Die — an sich wenig zuverlässige — Gallische Hilfsreiterei von Caesar versagte vollständig, Caesar hebt dies nicht noch einmal — wie im Helvetierfeldzug — ausdrücklich hervor, aber er deutet es durch die Schilderung der überwältigenden Taktik und Kampfweise der Germanischen Reiterei in minder auffälliger Weise an.

Caesar sah sich gezwungen, um seine Verbindungen zu decken, ein vorgeschobenes selbständiges Werk, ein befestigtes zweites kleineres Lager, zu errichten und mit zwei Legionen zu besetzen. Jetzt ging Ariovist zur Offensive über und benutzte geschickt und entschlossen die verhängnisvolle Teilung der feindlichen Macht. Er unternahm mit seinen Hauptstreitkräften kurz vor Anbruch der Dämmerung einen überraschenden Angriff auf die vorgeschobene Position, die isolierte Besatzung kam in schwere Bedrängnis, erst nach verzweifelten Anstrengungen gelang es den Feind heraus- und zurückzuwerfen. Die Situation erinnert an den späteren Überfall der Sugambrer. Die Hauptarmee hatte sich nicht aus ihren Verschanzungen gerührt, ein Nachtmarsch war mit den zum Teil jungen Truppen zu gefährlich und die Besatzung des Hauptlagers selbst vermutlich durch stürmische Scheinangriffe in Unruhe versetzt und erschüttert. Caesars Bericht läßt uns die volle Schwere der drohenden Katastrophe und die zeitweilig herrschende Panik nicht erkennen, erst die anschließende Historiographie gab, wie es scheint, volleren Aufschluß: er durfte im Anfang des Werks ebensowenig wie in seinen ersten Bulletins den brutalen nackten Realismus des Krieges zeigen[135]).

Der Erfolg hatte, wenn er auch nicht zur Einnahme des Werks geführt hatte, das Selbstgefühl der Germanischen Truppen aufs höchste gesteigert. Und nicht mit Unrecht — eine Armee, die nicht von einem solchen Geist wie die Caesarische beseelt war, hätte nicht sofort am nächsten Tage ihre volle Schlagfertigkeit wiedergewonnen. Jetzt war Ariovist zur Schlacht bereit. Die Kräfte waren ungefähr gleich, die Germanische Armee numerisch viel-

leicht sogar schwächer als die Römische mit ihren Bundeskontingenten, und die sechs Legionen jetzt, nach einem siegreichen Feldzug, eine weit mehr homogene Masse, als in der ersten Campagne, wo die Rekrutenlegionen einfach als Gefechtswert ausfielen. Aber die gesamten Gallischen Bundestruppen waren, namentlich nach der Erschütterung des abendlichen Schanzenkampfes, wertlos. Sie wurden bloß zu einer Demonstration verwendet, die die Flanken des Gegners bedrohte und so wenigstens einen kleinen Teil der feindlichen Kerntruppen zum Schutz von Troß und Weibern festhalten und dadurch das Gleichgewicht zwischen der Zahl der Kombattanten auf beiden Seiten herstellen sollte[136]).

Es war wieder ein erbitterter Infanteriekampf, in dem der Soldat das Beste tat. Auf dem rechten Flügel, den Caesar in Person führte, wurde der Feind, der auf diesem Punkt am schwächsten war, geworfen, aber bevor von hier aus die feindliche Linie aufgerollt werden konnte, kam der von überlegenen Massen bedrängte linke Römische Flügel ins Weichen. Diesmal rettete bewußtes strategisches Handeln die Situation: der junge P. Crassus, ein Sohn des mit Caesar verbündeten Machthabers, der an der Spitze der Gallischen Reiterei zur Untätigkeit verdammt hinter der Front hielt, raffte die gesamte Reserve des dritten Treffens zusammen und warf sie auf die bedrohte Stelle. Das brachte die Entscheidung, auch hier kam der jetzt von zwei Seiten bedrängte Gegner ins Weichen, die Schlacht war gewonnen und wurde durch eine unerbittliche Verfolgung, die Caesar an der Spitze der Reiterei leitete, zu einer vernichtenden Niederlage des tapferen Feindes, der sein Heil in aufgelöster Flucht suchen mußte.

Wieder hatte Caesar als Feldherr im kritischen Moment versagt, und mit hochherziger Offenheit weist er das entscheidende Verdienst dem blutjungen Stabsoffizier zu, der sich bald in seinem Dienste als glänzender Korpsführer einen Namen machen sollte, um später unter dem Kommando seines Vaters nutz- und ruhmlos im Osten zu fallen. Aber auch hier kam das gleiche Moment, wie in der schweren Helvetierschlacht in Betracht: Caesar und der ganze übrige Stab standen in der Front im Handgemenge. Mit einem schlichten Wort weist Caesar auf diesen Grund hin. Wieder war Caesar in erster Linie Soldat — und wir begreifen, nach der Panik bei Beginn des Feldzugs, es noch mehr, wenn er auch dieses Mal sich rücksichtslos in Person im Handgemenge exponierte, einer der methodischen Fehler, mit denen das Genie das Schicksal zwingt. Seit dieser Zeit genügte das Erscheinen Caesars, um die wankenden Glieder zum Stehen zu bringen und in den verzweifeltsten Situationen der Truppe jene Ausdauer zu geben, die nur eine Armee kennt, in der der unbezwingliche Pulsschlag ihres Führers lebt. Caesar hat sich in seinen ersten beiden Feldzügen — und mit voller Überlegung — vor seinen Truppen als Schlachtengeneral und Haudegen eingeführt. Daß er mehr war, hat er bald bewiesen und auch schon hier in seiner Strategie bewährt.

Die Stämme, die am Ufer des Rheins sich zu sammeln begonnen hatten, kehrten um. Die gewaltige Völkerwoge, die die Ostgallischen Reiche zwischen Main und Donau verschlungen hatte und jetzt von Basel bis Koblenz in erneuter, westlicher Bewegung begriffen war, war zurückgeschlagen. Es war die höchste Zeit, denn schon hatte die Bewegung auch die nördlichen Völker ergriffen und ergoß sich bald in einer neuen Völkerwanderung über den unteren Rhein hinein in das nördliche Gallien[137]).

Caesar betrachtet sich jetzt als Herr von Gallien. Er hatte mit einer bewaffneten Intervention begonnen und mit der Vernichtung der beiden beherrschenden Militärmächte geendigt. Mittelgallien lag ihm zu Füßen, in Vesontio, der Hauptstadt des Sequanischen Gebiets hatte er seinen Hauptwaffenplatz eingerichtet: die Interessensphäre ist in eine Provinz verwandelt, es fehlt nur die offizielle Einrichtung durch die heimischen Autoritäten, in Gallien herrscht der Römische Landfrieden[138]). Er täuschte sich kaum darüber, daß die Aufgabe noch nicht beendet war, aber mit der Einverleibung von Zentralgallien, das sich als zivilisierte Vormacht und Repräsentation von ganz Gallien fühlte, übernahm er dessen Ansprüche und Rechte. Von jetzt ab werden auch die Bewegungen und Erhebungen der freien, nicht unterworfenen Völkerschaften im nördlichen Gallien als Rebellion betrachtet, wenn auch nicht mit voller Strenge so geahndet. Caesar brauchte diesen Standpunkt nicht nur gegenüber Gallien, als dessen Retter vor der Völkerwanderung er mit vollem Recht auftrat — sein einziges, freilich großes Unrecht, das ihm bis auf den heutigen Tag schwer geschadet hat, war, daß er zu früh als Retter kam, als das Elend der Barbarenherrschaft noch zu kurz gewirkt hatte, um dauernden Dank auszulösen —, er brauchte ihn auch und vielleicht mehr noch, um seine Politik gegenüber Rom und Regierung zu vertreten. Und diese Position war korrekt, heute wie damals gilt das Hinterland der Kolonie, in der man seine Fahne aufgepflanzt hat, als Besitz des okkupierenden Kulturstaates, und das wilde Belgien war das eigentliche Kolonialland Galliens.

Es war ein Werk von wunderbarer Kühnheit, das Caesar unternahm, und gleich das erste Kriegsjahr hatte ihn und die Armee auf eine ungeheure Probe gestellt. Wohl selten hat ein Römischer Feldherr mit zwei so ernsten Gegnern und in so gefährdeter Situation mit einer so kleinen, aus nur vier wirklich schlagfertigen Einheiten bestehenden Armee gekämpft. Nur die zäheste Ausdauer, sein kluges Lavieren und ruhigste besonnenste Entschlossenheit hat dem neuen Statthalter und seiner Wachtparade über die ersten schweren Monate hinweggeholfen, und als es zu den ersten, entscheidenden Waffengängen kam, hat er auf sein Glück und auf sein gutes Schwert vertrauend seine ganze Persönlichkeit in die Wagschale werfen müssen, um die gefährdete Situation auszugleichen. Auch über diesem Jahre steht der Wahlspruch: für den, der will, hat der Tod keine Schrecken. Der Erfolg wog den Einsatz auf: von jetzt ab wußte der Soldat, was er von diesem Mann

erwarten durfte, und selbst neu ausgehobene Legionen haben im nächsten Jahr ein Vertrauen in ihren Führer und eine Entschlossenheit gezeigt, wie sie in gleicher Situation auch bei alten Truppen nicht immer selbstverständlich ist.

Der ganze Norden, der unter dem Namen des Belgischen Galliens zusammengefaßt wurde, stand in ungebrochener Unabhängigkeit da und rüstete zu Schutz und Trutz. Diese Völkerschaften waren von der südlichen Zivilisation fast unberührt, stark mit Germanischem Blut durchsetzt und hatten die alte Einfachheit von Sitten und Institutionen und ihre volle kriegerische Tüchtigkeit bewahrt. Hier lagen die Verhältnisse ganz anders als in dem erschlafften Zentral-Gallien, das schon seit langem sich gewöhnt hatte, seine Kriege mit fremden Hilfskräften zu führen, die Hauptwaffe war die starke und kriegsgewohnte Infanterie der alten Gallischen Volksheere. Die waffenfähige Mannschaft wird auf etwa 300000 Mann angegeben, und da ungeheure Flächen des fruchtbaren Landes der Vieh- und Weidewirtschaft erschlossen waren, auch der Getreidebau nicht fehlte, so ist diese — immer noch geringe — Bevölkerungsdichtigkeit von über einer Million Einwohner trotz des tieferen Kulturzustandes nicht unmöglich, sie nimmt in den unwegsamen Wald- und Sumpfgebieten des Nordens entsprechend der geringeren Kultur sehr stark ab, wie die Volkszahlen der einzelnen Stämme zeigen[139]).

Mit seltener Einmütigkeit schlossen sich die bedrohten Nationen gegen den neuen Feind zusammen. Aber es ist bezeichnend, daß die kultivierteste Völkerschaft, der mächtige Staat der Remer, nicht mitmachte und, als Caesars Erscheinen die Gelegenheit bot, offen Farbe zu bekennen, sofort und mit voller Energie auf seine Seite trat, um von da ab unverbrüchlich und ungebrochen, auch durch die furchtbaren Zeiten des Gallischen Aufstandes, treu bei ihm auszuharren. Eine weitschauende Politik konnte nicht im unklaren sein, daß es nur ein Entweder-oder gab: Rom oder Germanien, und die Wahl konnte für die stammverwandte Kultur und das stammverwandte Blut, das soeben die alten Gallischen Lande jenseits der Alpen sich zur politisch-militärischen Vormacht Italiens erheben sah, nicht schwer sein.

Auch Caesar hatte stark gerüstet und bereits im Winter zwei neue Legionen ausgehoben. Er brauchte jetzt nach Anlaß und Vorwand nicht zu suchen. Der ausbrechende Krieg trägt vielleicht am meisten den Charakter eines Kolonialkrieges größten Stils. Strategisch in schneller und entschlossener Offensive, muß Caesar längere Zeit hindurch die große aber wenig manövrierfähige Übermacht der vereinigten Belgischen Aufgebote taktisch in stark verschanzter Defensivstellung im Schach halten[140]). Seine Rechnung und die Ermattungsstrategie siegt auf die Dauer, die Massen lösen sich nach einer Weile auf, eine von Caesar angeordnete Diversion der Äduischen Bundesgenossen in das Land einer der mächtigsten, einst mit ihnen verbündeten Völkerschaften trug auch hier das Ihre zum Erfolg mit bei.

Aber der volle Ernst des Krieges begann erst nach der Auflösung der großen Armee und mit dem tieferen Eindringen in das Land. Die näher liegenden Landschaften unterwarfen sich bald. Den entschlossensten und furchtbarsten Widerstand leistete der kräftige und am wenigsten von der Zivilisation berührte Stamm der Nervier. Der Typus des Kolonialkriegs tritt in der mörderischen Schlacht am Sambrefluß am allerreinsten und in seiner ganzen Wildheit hervor[141]). Ohne jede Beschönigung und mit schonungsloser Offenheit schildert Caesar das Ungestüm des Angriffs, die elementare Kraft und unwiderstehliche Bravour des Gegners und seiner halbwilden Kampfart, die Deroute und beginnende Demoralisation in den eigenen Reihen, die nur dank der bis ins genaueste geregelten Disziplin der Truppen und durch das persönliche Eingreifen des obersten Führers zum Stillstand kommt, auch hier hat er mit Einsetzung der eigenen Person, aber jetzt zugleich als Feldherr und im rechten Augenblick auf der gefährdetsten Stelle die Ordnung wiederhergestellt. Kein Tadel trifft Labienus, der sich durch einen Luftstoß gegen schwache Kräfte vollständig von dem Gros hatte abreißen lassen, und erst im letzten Augenblick die beste Truppe, die zehnte Legion, den bedrängten Teilen zum Sukkurs schickte. Glänzend sticht das Verhalten der zwei jungen Rekrutenlegionen von dem Helvetierfeldzug ab, wo die neuen Formationen zu dumpfer Untätigkeit verurteilt während des entscheidenden Kampfes ohne sich aus ihrer Stellung zu rühren bei der Schanzarbeit blieben. Auf die erste Meldung, ohne Befehl rücken jetzt die zwei neuen Brigaden von der Queue, wo sie zur Deckung des Trains postiert waren, im Laufschritt an, um ihre bedrängten Kameraden zu degagieren, im Verein mit den Kerntruppen der zehnten Legion bringen sie die Entscheidung, von allen Seiten eingeschlossen muß der verwegene Feind die Folgen des ungestümen Überfalls mit einer vernichtenden Niederlage büßen, fast die gesamte beteiligte Mannschaft wird in verzweifelter Gegenwehr aufgerieben[142]).

Es ist wohl die ausführlichste und lebendigste Schlachtschilderung der Caesarischen Aufzeichnungen. Hier konnte er auch seiner unmilitärischen Leserwelt die volle Wahrheit bieten: er hatte jetzt, wie das Vertrauen der Soldaten, so das des Publikums. Der Bericht ist — ohne jedes belastende fachmännische Detail — so präzis, daß die moderne Forschung das Schlachtfeld und die Örtlichkeit der Hauptkampfszenen noch bis ins einzelne hat feststellen können[143]).

Damit war auch das Schicksal der Belgischen Völkerwelt entschieden. Nur an einer vereinzelten Stelle, im Aduatischen Gau, kam es noch zu erbittertem Widerstand. In kurzem waren das Land und die Nationen unterworfen, die einst allein von ganz Gallien der Cimbernwanderung mit Erfolg die Stirn zu bieten gewagt hatten.

Gallien war von der Germanengefahr und dem Druck der auf eigenem Gebiet sitzenden unruhigen unkultivierten Völkerschaften befreit, aber der

Gallische Stolz war nicht geneigt, sich dem schützenden Eroberer zu beugen und das Römische Wesen, das schon lange vorher seinen Einzug ins Gallische Land begonnen hatte, willig als übergeordnetes Element anzuerkennen. Obgleich Caesar — und nicht bloß zum Schein — den einzelnen Staaten und Verbänden eine weitgehende Autonomie ließ und sich bemühte, mit Anlehnung an die großen Gallischen Landtage, eine Art von Staatenbund mit monarchisch-römischer Spitze zu gründen, flammte überall, wo noch ungebrochene Kräfte vorhanden waren, der Widerstand auf. Auch die Germanischen Nationen waren zwar gründlich eingeschüchtert, aber das Nachdrängen frischer, ungebändigter Kräfte scheuchte selbst gegen ihren eigenen Willen neue Völkerzüge auf und zwang sie zum Übergang nach dem benachbarten Gallien. Durch ein furchtbares Exempel räumte Caesar — nicht ohne eine Treulosigkeit, wie sie die Wildheit der Kolonialkriege und die diplomatische Unsicherheit des Verkehrs mit unzivilisierten Stämmen mit sich bringt — mit den zwei Germanischen Stämmen, die sich ohne seine Genehmigung über den unteren Rheinlauf in seine Interessensphäre hoch im Norden ergossen hatten, auf. Damit nicht genug. Zweimal ging Caesar, in den Jahren 55 und 53 über den Rhein und zeigte seine Waffen am jenseitigen Ufer. Es war eine sehr wirksame Demonstration. Die Germanen hielten seitdem Ruhe, durch Jahrhunderte hindurch, und nicht sie, sondern die Römer waren es, die bald die Offensive ergriffen und sie bis tief in die — infolge von Mangel an Land und freier Ausbreitung — durch innere Wanderungen, Schiebungen und Kämpfe geschwächte Nation hereintrugen, die Nation, die kurze Zeit vorher in so kühnem und erfolgreichem Fortschreiten begriffen gewesen war. Der gewaltige Kriegsfürst hatte den jungkräftigen Nationen, denen nichts als Mut und Kraft imponierte, einen ungeheuren Respekt eingeflößt, mit Begeisterung sehen wir die kleinen deutschen Scharen, denen er später in letzter Stunde den Eintritt in seine unüberwindliche Armee gestattete, unter seinen Augen fechten.

Aber mehr hat Caesar mit dieser großen Demonstration nicht beabsichtigt. Er war kein uferloser Eroberer, und Germanien lockte ihn nicht[144]). Es war genug, daß in Gallien und seiner starken Rheingrenze ein Bollwerk gegen die andrängenden jungen Nationen geschaffen war, und Rom hatte alle Hände voll mit der Romanisierung und Assimilierung dieser ausgedehnten neuen Erwerbung zu tun — denn nur dann tat sie ihren Dienst. Das Reich war nach dieser Seite durch die aus Römischen und Gallischen Elementen sich bildende neue Nation gedeckt, die Fluten der Völkerwanderung haben sich in späteren Jahrhunderten über Italien zuerst von Osten her ergossen. Es ist kein Zufall, daß Caesar an dieser Stelle den großen Exkurs über die Germanische und Gallische Nation eingeschoben hat: er motiviert den strengen Unterschied, den seine Politik — weitsichtiger vielleicht als die spätere Eroberungspolitik — zwischen den beiden Völkern und den Aufgaben Roms ihnen gegenüber gemacht hat.

Anders war es mit Britannien. Hier hat ihn der Drang der Zeit und die Beschränkung seiner Mittel zum Aufgeben der geplanten Eroberung gezwungen: sie gehörte in sein Programm, schon deshalb weil ohne die Besetzung und Einverleibung Britanniens stets die Gefahr einer Erhebung in Gallien und einer Stärkung durch die stammverwandten Elemente der Inseln drohte. Caesars rechtzeitiger Überschlag seiner geringen Kräfte und die klare, unbestechliche Besonnenheit seines Urteils hat ihn aber im rechten Moment zum Verzicht auf die weitere Verfolgung dieses Planes bewogen. Er hat ihn, wie so viele, den späteren Geschlechtern überlassen müssen und durch den rechtzeitigen Verzicht die schwer gefährdete Situation im gärenden Gallien gerettet.

Die Phantasie der Zeitgenossen aber haben, wie uns Catull und Cicero zeigen, diese ohne äußeres Resultat verlaufenen Züge am regsten beschäftigt. Und nicht ganz mit Unrecht. Sie haben — weit mehr als die Kriege im Orient — eine tiefe, umwälzende Bedeutung: sie sind das sichtbare, handgreifliche Zeichen für die endlich, fast zu spät wiederhergestellte Überlegenheit der Römischen Waffen im Norden, gegen die gefährlichsten Gegner des Reiches.

Die Armee wurde allmählich bis auf 10, zuletzt 11 Legionen vermehrt, für Besatzungs- und Etappendienst standen daneben einzelne Kohortenformationen, die sich außerhalb des Legionsverbands befanden, zur Verfügung. Bezeichnend für Caesars Politik ist, daß eine Legion aus Gallischen Mannschaften gebildet wurde, es ist die später unter diesem Namen so berühmt gewordene Legion Alaudae. Sie erhielt zuletzt in corpore von ihm das Römische Bürgerrecht, einer der Schritte, die die Verschmelzung der beiden verwandten Nationen einleiten, seinem Römischen Publikum und dessen empfindlichem Nationalstolz durfte der weitschauende große Resident freilich davon nichts verraten[145]).

Eine Probe seiner organisatorischen Tatkraft gibt der Kampf mit der Koalition der seefahrenden Küstenstämme. In wenigen Monaten wird eine Flotte geschaffen, in Decimus Brutus der geeignete Admiral für sie gefunden, in ungewohnten Gewässern und gegen einen stärkeren, seetüchtigeren Schiffstyp der Kampf eröffnet. Es ist das erstemal in der Geschichte, daß uns das Kriegsschiff der Zukunft, das große, schwere Segelschiff des Ozeans im Kampf mit den leichten, gebrechlichen antiken Galeeren entgegentritt. Den starken Schiffswandungen aus Eichenholz war mit dem Rammsporn nicht beizukommen. Durch sinnreiche technische Hilfsmittel wurde die Überlegenheit der hochbordigen Kolosse ausgeglichen, ihre Takelage zerstört und sie so den kombinierten Angriffen der leichten Rudergaleeren preisgegeben. Kunst, Genie und Technik siegten über einen in seinen Gewässern weit überlegenen, den Römern wie es scheint völlig neuen Schiffstyp.

Mittlerweile aber hatte sich in Gallien eine immer mehr anschwellende

Gärung entwickelt, die Vorbereitung für eine furchtbare nationale Erhebung. Die zerrissene Nation war — was ihr aus eigener Kraft nicht beschieden war — durch die Eroberung und die große politische Organisation ihres selbstherrlichen Regenten geeint und gehoben, der Landfriede gesichert, die Überschwemmungen durch die Germanische Völkerwanderung und streifende Stämme zurückgedämmt. Das Volk atmete auf und fühlte mit Entrüstung den Druck der fremden Herrschaft, man vergaß, daß man gleiche und härtere Steuern den wilden halbbarbarischen Eroberern hatte zahlen müssen, man grollte über die Garnisonen und die stolzen, glänzenden fremden Truppen, die in kleine, manchmal kaum zu ausreichendem Widerstande geeignete Einheiten zersplittert, das weite volkreiche Land besetzt und in Gehorsam hielten. Am tiefsten fühlte sich der Adel und sein hochfliegender Gallischer Stolz verletzt und beengt: schon die Pracht und der Übermut der siegreichen Römischen Offiziere mußten ihn empören, hören wir doch selbst aus Caesars treuester Provinz, der Transpadana, wütende Spottverse auf Caesar und seine glänzende Generalität. Aber das Nachlassen der ewigen Unruhen, Kriege, Plünderungen und der allgemeinen Verelendung war auch dem Volke zugute gekommen und hatte sein Selbstbewußtsein und sein Nationalgefühl im Verein mit der endlich vollzogenen Einigung und ihren imposanten Landtagen gehoben und gestärkt. So wenig, wie z. B. in dem durch jahrhundertelange Mißwirtschaft des Adels heruntergebrachten Polnischen Volk, war dadurch ein Bewußtsein für das Verdienst der Fremdherrschaft geweckt: man spürte ihren Druck, man haßte ihre fremde Sprache, ihre Religion und fühlte nicht, was man ihr schuldete. Und die Sättigung und die relativ — trotz des schweren Steuerdrucks — besseren Zeiten hoben den Mut. Revolutionen werden nicht aus der Entkräftung und dem Hunger geboren, sondern aus der langsam zum Bewußtsein und zu freiem Protest erwachenden Kraft: Elend und Hungersnöte sind nur letzte, tief empfundene Anstöße — auch daran hat es, namentlich im Winter 54/3 in Gallien nicht gefehlt —, und das hungernde Proletariat bildet wohl die Vortruppen, die wirklichen Kräfte aber gibt erst das gesättigte Volk her, so gern es auch von der Parteiterminologie mit dem hohläugigen Elend oder — von der anderen Seite — mit dem Abschaum der Gesellschaft zusammengeworfen wird.

Die ersten Unruhen brachen im Winter des Jahres 54 auf 53 im nördlichen Gallien, bei den Belgischen Stämmen aus, auch hier wieder mit der ganzen Wildheit und Tücke der kolonialen Erhebungen. Nach anfänglichem vorübergehendem Erfolg — es wurden 15 Bataillone durch den heimtückischen Verrat einer kleinen, als unbedingt zuverlässig geltenden Völkerschaft, der Eburonen, und durch die Schwäche eines sonst verdienten älteren Generals aufgerieben — wurde die gefährliche Erhebung durch das heroische Standhalten einer kleinen Besatzung und durch Caesars energische Strategie, die sich mit raffiniertem Verständnis der Eigenart der kolonialen und halbwilden

Kriegführung anzupassen wußte, niedergeschlagen, die Schuldigsten mit furchtbarer Strenge verfolgt und gehetzt. Man hat — und namentlich auch neuerdings — darin und in den ganz vereinzelten Hinrichtungen einiger aufsässigen Großen Zeichen von Nervosität und Grausamkeit gesehen: dann ist die gesamte kolonisatorische Tätigkeit Europas eine Kette von Grausamkeit und Nervosität und die größte kolonisatorische Nation der Neuzeit marschiert durch die blutige Unterdrückung des Indischen Aufstandes an der Spitze einer Politik, die dilettierende Kritik bei einem der größten und maßvollsten Regenten aller Zeiten als Ausfluß der Schwäche und der Übereilung hinstellen zu müssen glaubt. Was mit den Waffen erobert ist, kann nicht allein durch Milde regiert werden — auch wenn Ziel und Erfolg keine Knechtung, sondern Hebung und Erleichterung bedeutet. Das hat auch Caesar, zu seinem Schmerz und zu seiner Enttäuschung erfahren, aber auch da haben seine Maßregeln — und im unmittelbaren Anschluß an die Niederwerfung der letzten, furchtbarsten Revolution — eine Milde und ein Maßhalten gezeigt, wie sie nur die wahre Größe kennt.

Schon mit diesem ersten Aufstand beginnt die Reihe der furchtbaren Winterfeldzüge, die die Signatur der Feldzüge Caesars in den Gallischen Revolutionskriegen wie in den anschließenden Bürgerkriegen ausmachen: nur eine Armee wie die seine konnte diese Probe aushalten, und auch sie hat zuletzt versagt und — in den Bürgerkriegen — aufs äußerste gebracht und erschöpft gegen den vergötterten General gemeutert. Er aber hat auch diese Prüfung überstanden und dem Soldaten den Herrn und Meister auch im Sturm der offenen Meuterei gezeigt: die Truppe war, wie diese Kriege, wo vielfach die gleichen Männer in schnellem Wechsel erst unter Pompeius, dann debelliert unter Caesars Zeichen fochten, vielleicht am allerschärfsten zeigen, ohne ihn nichts und mit ihm alles.

In die Gallischen Verhältnisse spielten die Wirren in Rom und die drohenden Vorzeichen der Bürgerkriege stark mit hinein. Schon Ariovist hatte eine sehr intime Kenntnis der inneren Römischen Verhältnisse, und der Gallische Adel und seine Dynastengeschlechter hatten längst nahe Fühlung mit der Römischen Nobilität und dem Senat. Man wußte: Crassus, das vermittelnde Glied im Bunde der beiden Mächtigen, war gefallen, das Triumvirat dadurch gesprengt, unaufhaltsam die beginnende Entfremdung zwischen Caesar und Pompeius im Wachsen, der mit Neid die unerhörten Erfolge seines jüngeren Konkurrenten, der als sein gehorsamer Vasall begonnen hatte, auf einem Schauplatz sah, auf den er selbst sich nie gewagt hatte, auf der anderen Seite bereitete sich die Einigung zwischen dem Senat, dem endlich die Schuppen von den Augen zu fallen begannen, mit Pompeius und der legitimistischen Monarchie vor: Caesars Stellung in Rom war schwer erschüttert. Er war gezwungen, das gärende Gallien zu verlassen und im Winter des Jahres 53 auf 52 wieder, wie sonst in ruhigeren Zeiten, seine

alte Stammprovinz Oberitalien aufzusuchen, um von da aus einen Druck auf die bedenkliche Entwickelung der Dinge in Rom auszuüben.

Am 18. Januar 52 des damaligen Kalenders fiel Clodius, der agitatorische Vorkämpfer Caesars in Rom, in einem wüsten Raufhandel auf der Landstraße, wie sie in Rom und Umgegend zwischen ihm und den bewaffneten Banden der Nobilitätspartei an der Tagesordnung waren. Die Wirren und Unsicherheit waren auf das höchste gestiegen. Pompeius wurde jetzt unter dem Titel eines Konsuls zum alleinigen Präsidenten der Republik und damit zum Diktator des Reichs ernannt. Mit Mühe und unter dem unmittelbaren Druck seiner vermehrten, gegen Rom wie gegen Gallien gerichteten Rüstungen sicherte sich Caesar die notwendigsten Kompensationen.

Blitzschnell flog die Kunde von Clodius' Tod, von Caesars Bedrängnis durch die gärenden Gaue Galliens. Und der gefürchtete Imperator war fern, die Legionen isoliert, zwischen diesen und ihm die winterlichen Alpen und Hunderte von Kilometern: die Truppen standen in starken Kantonnements im Norden von Zentral-Gallien. Noch im Winter — die Cevennen waren tief verschneit und ungangbar — bricht der Aufstand in seiner ganzen Wildheit mit einer Sizilianischen Vesper in Cenabum an der Loire, einem Hauptstapelplatz der Italischen Kaufmannschaft und der Armee-Intendantur, aus. Mit unheimlicher Promptheit funktioniert der Nachrichtendienst der Verschwörung über Hunderte von Kilometern. Er und die unverbrüchliche Wahrung des Geheimnisses gegenüber dem nationalen Feind sind die furchtbaren Symptome der Geschlossenheit und Einmütigkeit der Erhebungen dieser beiden Schreckensjahre. Die scheinbar der Römischen Kultur und Macht gewonnene Gallische Nation erwacht, geeint durch ihren großen Regenten und Bezwinger, und an ihrer Spitze die große populare Monarchie, die bis dahin durch die Eifersucht der Stämme und Dynastengeschlechter niedergehalten worden war. Obgleich der Adel und seine ersten Führer stark an der Verschwörung beteiligt sind, so trägt von vornherein die Bewegung, wie die meisten Völkererhebungen, einen stark demokratischen, volkstümlichen Charakter.

Diesmal ist das Arvernerland am Westabhang der Cevennen der Hauptherd. Einst die Vormacht Galliens, dann durch verlustreiche Kriege mit Rom gebrochen, der Provinz, der Romanisierung, ihrer Zivilisation und ihrem Luxus am nächsten, hatte diese Nation während der Caesarischen Statthalterschaft jeden Konflikt vermieden. Ihr Adel und ihre konservative Regierung hatten aus Ruhebedürfnis aber auch aus weitschauender Politik sich dem beginnenden historischen Prozeß, der Gallien emporführte und noch weiter und höher führen sollte, nicht widersetzt. Auch jetzt hielt sie, ähnlich wie einst die höchststehende Macht der großen Athenischen See-Konföderation, am längsten und treuesten bei Rom und den Richtlinien der alten Politik aus. Die Opposition und die Nationalpartei hatte ihre Stütze ausschließlich im

Volk, ihr Haupt war ein Usurpator. Schon einmal hatte in der vorhergehenden Generation einer der großen patriotischen Notabeln nach der Monarchie und nach der Herrschaft über Gallien gegriffen: «er griff nach der Königskrone und er fiel», sagt Caesar mit einem prophetischen Wort, das für ihn selbst einst in Erfüllung gehen sollte. Es war Celtillus, und sein jugendlicher Sohn Vercingetorix, die größte Erscheinung der untergehenden Gallischen Welt, nahm sein Erbe auf. Die Regierung wehrte sich — auch jetzt — bis zum äußersten. Verbannt wendet er sich zunächst an die unterdrückten Massen und die heimatlosen Verbannten, die die Kämpfe der Faktionen und die drohende Revolution ins Elend getrieben hatten, und setzt sich an der Spitze einer revolutionären Armee in den Besitz der Herrschaft, die Seinigen rufen ihn zum König aus[146]).

Vercingetorix proklamiert an der Spitze zunächst der Arvernischen Konföderation den Nationalkrieg, und langsam aber unaufhaltsam gelingt es ihm ganz Gallien mit sich fortzureißen, nur von den Belgischen Nationen haben sich mehrere bis zuletzt ferngehalten, zum Teil aus Partikularismus, zum Teil wohl auch wegen der furchtbaren Züchtigung des vorangegangenen Jahres und der an den Grenzen drohenden Germanengefahr, unerschütterlich blieben die Remer bei ihrer Politik der Verschmelzung mit Rom. Auch die vom Statthalter am meisten begünstigte und geförderte Nation, die Äduer, schlossen sich zuletzt der Revolution an, mühsam hielt die konservative Regierungspartei lange Zeit hindurch die Erhebung nieder. Überhaupt ist in diesen Kreisen, in den Kreisen des eifersüchtigen und auf Vercingetorix' Stellung neidischen Hochadels die Opposition gegen ihn und die nationale Erhebung nie erloschen. Seine Hauptstütze hatte er im Volk und in den Massen des kleineren Adels.

Mit gewaltiger organisatorischer Energie und unerbittlicher Strenge, mit systematischen Aushebungen, die die Levée en masse benutzen ohne die Bedeutung der Zahl und ungeschulter Massen zu überschätzen, schafft er die Grundlagen für einen furchtbaren und immer sich erneuernden und lawinenhaft anschwellenden Widerstand. Eine besondere Sorgfalt verwendet er auf die Reiterei, die geübteste und bestgeschulte Waffe der Gallischen Nation, freilich zum Teil gelähmt durch die kriegsfeindliche Stimmung und die Eifersucht der Nobilität, noch mehr aber durch die eingerissene Verweichlichung und Erschlaffung des einst so kriegerischen Reitergeistes der Gallischen Nation: auf Caesars Seite hatte diese Kavallerie, selbst gegen den Erbfeind, die Germanen, außer in der Verfolgung nichts geleistet, und von 800 schlecht berittenen Deutschen Reitern der wandernden Usipeter und Tenkterer hatte sich die imposante Macht von 5000 Reitern schmählich werfen lassen. In Vercingetorix selbst und seiner großen, einsamen Gestalt lebt etwas durch und durch Ungallisches: durch keine Niederlagen und Mißerfolge entmutigt, durch keinen Sieg und Erfolg berauscht, hat er sich nie einer Illusion über

die innere Schwäche seiner Heere hingegeben und in genial gewählten Lagern und stark verschanzten Positionen im Verein mit einer Taktik, deren Grundprinzip das Versagen einer offenen Feldschlacht und die Vernichtung des Gegners durch Unterbindung seiner Hilfsquellen und seiner Verpflegung war, einen zähen Vernichtungskrieg geführt, der Caesar und seine kleine Armee bis nahe an den Rand des Abgrunds gebracht, freilich auch das unglückliche Land durch schonungslose Zerstörung von Dörfern, Städten, Häusern und Vorräten auf ungeheure Strecken weit verödet hat.

Im Anfang freilich hatte er und die Insurrektion hoffen können, die isolierten Korps in ihren drei großen Kantonnements zu überfallen und — fern von ihrem Feldherrn, der in Oberitalien war — zu vernichten. Durch eine seiner großartigsten Diversionen, die er mit ein paar zusammengerafften Neuformationen und den Landwehren der Provinz im tiefen Winter gänzlich überraschend über die verschneiten ungangbaren Pässe der Cevennen ins Herz des Arvernischen Landes unternahm, rettete Caesar seine Truppen vor der bereits aus nächster Nähe drohenden Gefahr und bahnte sich selbst den Weg zu seinen verlassenen Korps. Während ihn alles, selbst die eigenen Leute bei der im Süden operierenden Armee glaubte, jagte er in forciertem Ritt, Tag und Nacht zu Pferd, unerkannt mit einer kleinen Reiterschar durch das gärende Land zu seinen Legionen an der Loire. Und schneller, als es jemand geahnt, stand er an der Spitze seiner vereinigten Armee, ohne die neu ausgehobenen Ersatzbildungen 10 Legionen oder 100 freilich schwache Bataillone stark, und nahm, bevor Vercingetorix helfend eingreifen konnte, furchtbare Rache an den Greueln der Insurrektion, eine Reihe von Städten wird von den erbitterten Truppen im Fluge mit stürmender Hand genommen, die letzte im Angesicht von Vercingetorix und seiner Armee.

Jetzt aber entfaltet Vercingetorix seinen grandiosen Plan, durch Verwüstung des Landes den Gegner auszuhungern. Die Spannkraft der Legionen und ihres genialen Führers wird auf die schwerste, übermenschliche Probe gestellt. In fürchterlichen Wechselfällen schleppt sich der Krieg weiter. Mehr als einmal droht die Kraft der durch die Schwierigkeiten der Verpflegung aufs äußerste mitgenommenen Legionen zu erlahmen. Wohl wird vor den Augen des Gallischen Heerführers wieder eine aufs hartnäckigste verteidigte große Stadt, die letzte, die er selber von der freiwilligen Zerstörung auf flehentliche Bitten ausgenommen hatte, in grauenhaftem Blutbad genommen, aber jetzt bricht auch im Norden die Empörung aus, Caesar muß seine kleine Armee teilen. Und die Anstrengungen seiner durch die Kämpfe, Märsche und Strapazen und zuletzt durch die Detachierung eines Korps von vier Legionen reduzierten Armee scheitern an den Mauern von Gergovia, der Hauptstadt des Arvernerlandes. Er muß in einem mit bewundernswerter Kühnheit ins Herz des Landes durchgeführten Rückzug zurück, über einen mächtigen Strom und verwüstete Strecken weg, und auch nach der Ver-

einigung mit dem im Norden siegreichen Heere des Labienus bleibt nichts übrig als der Abzug aus dem insurgierten Gallien und wie es schien die Preisgabe der gesamten Eroberungen[147]). Auch die Provinz selbst war bedroht, nur von schwachen Kräften verteidigt, und Vercingetorix hatte von seinem großen Gegner die Kunst der Diversionen gelernt: sie wurden in weitem Umkreis gegen die langgestreckten Grenzen der altrömischen Provinz in Bewegung gesetzt. Aber welch ein Geist jetzt in den Provinzialen, selbst in den Groß-Gallien nah benachbarten Gallischen Grenzstämmen wohnte, zeigt sich in dem heroischen Verhalten des Helvischen Landsturms: er tritt aus eigener Initiative und auf eigene Faust dem überlegenen Feind im freien Feld entgegen und schlägt sich tapfer, mit furchtbarem Verlust. Es war eine Niederlage, aber mehr als ein leichter Sieg zeigt dieses Vorgehen, wie weit unter Caesars kluger, schonender und hebender Herrschaft die Romanisierung und die Römische Idee in einem Lande Fuß gefaßt hatte, dessen Hauptbevölkerung, die Allobroger, sich vor noch nicht langer Zeit in blutigem Verzweiflungskampf gegen das alte System und den Druck des jährlich wechselnden und mit immer erneutem Geldhunger anrückenden senatorischen Statthaltertums empört hatte. Auch in diesen Streitern fremden Blutes lebte Caesars Geist und seine Initiative. Ihnen und dem hingebenden Eifer des Allobrogischen Landsturms, der vor noch nicht zehn Jahren im Kampfe gegen Rom gestanden hatte, hat Caesar in knappen aber gewichtigen Worten ein ehrendes Denkmal gesetzt[148]).

Caesar selbst aber und die Armee befand sich in langsamem Rückzuge. Vercingetorix verfügte nunmehr über ein an Zahl überlegenes Fußvolk, das zwar auch jetzt der eisernen Disziplin der Römischen Infanterie nicht gewachsen war, aber aus lauter erlesenen Mannschaften bestand, da der große Gallische Feldherr auf die ihm angebotenen Massenkontingente wegen ihrer geringen Beweglichkeit und Verwendbarkeit verzichtet hatte. Seine Hauptstärke und sein Hauptvertrauen aber beruhte auf der versammelten Gallischen Ritterschaft, die — zum erstenmal seit unabsehbarer Zeit vereinigt — ein imposantes Ritterheer von 15000 Pferden bildete. Mit dieser Macht gedachte Vercingetorix Caesar und seinem kleinen, durch die Fehlschläge tief niedergedrückten Heer das Schicksal von Crassus zu bereiten. Caesar besaß seit dem allgemeinen Abfall fast gar keine Reiterei, da diese zum größten Teil von den verbündeten Groß-Gallischen Völkerschaften gestellt worden war, nur ein kleiner Bruchteil stammte aus der Provinz.

Da griff Caesar zu einem Mittel, das meist als bloße Improvisation der Not betrachtet wird. Er hatte schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Germanen mit scharfem militärischem Blick die ungeheure Überlegenheit ihrer kühnen Reiterei, namentlich in Verbindung mit ihren erlesenen Fußkämpfern erkannt. Und immer wieder hatte sich ihm diese Beobachtung neu aufgedrängt. Mit kühner Offenheit und fast mit soldatischer Sympathie

erzählt er noch im 6. Buch die tragikomische Episode, die ihm um ein Haar eine ganze Legion gekostet hätte: 2000 streifende Sugambrische Reiter, die zur Plünderung in das verfemte Eburonenland gekommen waren, hatten mit einem kecken Handstreich sein gesamtes Lager mit der darin unter Ciceros Bruder zurückgelassenen Besatzung aufzuheben versucht, und nur die Besonnenheit einiger älterer Mannschaften hatte eine größere Katastrophe verhindert[149]).

Die beginnende Insurrektion hatte Caesar bewogen, eine kleine Schar, 400 Pferde stark, zum Ersatz für die wegfallenden Gallischen Kontingente anzuwerben, sie gab bereits im Anfang des Feldzugs eine glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit und Bravour[150]). Erst jetzt entschloß er sich — unter den ungünstigsten Bedingungen, seine zahlreichen Remonten waren durch den Abfall der Äduischen Garnison in Feindeshand gefallen — eine größere Germanische Kavallerie zu organisieren. Mit der ihm eigenen durchgreifenden Energie war in kurzer Zeit ein nicht unansehnliches Korps zusammengeordnet, zum Teil neu beritten gemacht und mit einem Reitergeist beseelt, der vor keiner Gefahr und keiner Strapaze zurückscheute.

Die Frage ist unabweisbar und doch kaum aufgeworfen: warum hat Caesar nicht schon längst die kühnen Reiter, die ihr Schwert gegen klingenden Lohn dem berühmten Feldherrn gerne zur Verfügung stellten, angeworben und sich so die lang entbehrte tüchtige Kavallerie geschaffen? Es ist nur eine Antwort möglich, und Caesar gibt sie uns selbst indirekt an die Hand. Was der Soldat längst mit Freuden getan hätte, das verbot dem weitschauenden Blick des Staatsmanns sein politisches Gewissen: Caesar trug Bedenken, auch nur als Spezialwaffe und in der geringen Zahl von wenigen tausend Mann die Germanen in seinem Sold auf Gallisch-Römischen Boden herüberzuziehen. Er betont daher jetzt ausdrücklich und wie zur Entschuldigung, daß er diese Truppen aus denjenigen Überrheinischen Stämmen herangezogen hätte, die in den vorhergehenden Jahren nominell zur Unterwerfung gebracht worden waren[151]).

Jetzt mußte der Damm fallen, das vereinigte Gallien und die wühlende Gegnerschaft Italiens zwangen Caesar die Kräfte zu entfesseln, die er gebannt und die er allein — ohne sie zu nutzen — in den von ihm gewiesenen Schranken niedergehalten hatte. Er wußte, was er tat. Ihm konnten seine Germanischen Söldner nicht gefährlich werden, es haben später auch in den Reihen seiner Gegner, unter seinem abtrünnigen General Labienus, Germanische Reiter gefochten und abgesehen von ihrer Treue dort nichts Bemerkenswertes aufzuweisen gehabt, aber das Tor war geöffnet, und seit dieser Zeit standen erst in kleinen, dann sich immer stärker mehrenden Zahlen die berühmten Deutschen Söldner, voran die unter dem Kaiserreich so gefürchteten Batavischen Reiter im Dienste Roms, um es zuletzt als Träger seiner Waffen unter ihre Herrschaft zu zwingen, wie es einst — Jahrhunderte voraus —

der kühne Ariovist im Dienste Caesars geplant hatte: den kecken Vorschlag des Germanenfürsten lernen wir aus Caesars eignen Aufzeichnungen kennen. Caesar hat bis zur Krisis des Jahres 52 auch der kleinsten Versuchung widerstanden und nichts vielleicht ehrt den großen Genius so, wie dieser schmerzliche Verzicht. Von jetzt ab stehen, in kleiner Zahl noch immer, aber als seine furchtbarste Waffe, die Deutschen Reiter in Caesars Dienst. Noch bei Pharsalus haben sie mit der übrigen Reiterei nicht mehr als 1000 Pferde stark durch ihre unzerstörbare Energie den ersten Anprall der siebenfach überlegenen feindlichen Reitermassen eine Zeitlang aufgehalten und, nachdem der Reitersturm dank dem Eingreifen der stützenden Infanterie vorbeigebraust war, im Verein mit dieser, wie es scheint, an der Entscheidung mitgewirkt.

Den gleichen Reitergeist finden wir bei ihrem ersten Auftreten. Schon aus politischen Gründen kann die Zahl der Deutschen Reiter und der untermischten Fußgänger nicht sehr groß gewesen sein, aber auch nicht so klein, wie sie von den neuen Geschichtsschreibern zum Teil angenommen wird, denn von jetzt ab spielt mit einem Schlage die Kavallerie in Caesars Armee, hier wie vor Alesia und dann in den nachfolgenden Kämpfen der zwei letzten Jahre eine hervorragende Rolle[152]). Die imposante Gallische Kavalleriemacht stieß, als Vercingetorix in konzentrischem Angriff von drei Seiten die marschierenden Römischen Kolonnen umfaßte, auf einen gänzlich unerwarteten zähen Widerstand. Unterstützt von den zum Sukkurs und zur Aufnahme vorbrechenden Legionen ritten die Deutschen Schwadronen unermüdlich immer wieder ihre Attacken. Der große Reiterkampf wogte an den verschiedenen Stellen bis tief in den Nachmittag fort, endlich siegte die Zähigkeit und Tapferkeit der Deutschen Reiter über die Siegeszuversicht und den anfänglichen Elan der Gallischen Ritterschaft. Die Deutschen Schwadronen bemächtigten sich auf dem rechten Flügel einer günstigen Position, trieben in unwiderstehlichem Vordringen die dort kämpfenden Gallischen Geschwader vor sich her und drangen bis an die in sehr beträchtlicher Entfernung aufgestellte Infanterie von Vercingetorix vor. Damit war die Schlacht auch auf den anderen Flügeln entschieden — eine der großartigsten Leistungen der Kavallerie aller Zeiten. Nur ein Verwachsensein von Mann und Roß, eine Hingabe von Tier und Reiter, wie sie nur der echteste Reitergeist kennt, konnte gegenüber einer ungeheuren Überlegenheit, die in dem offenen Terrain immer neue Massen vorführen konnte, ein solches Resultat erzielen, von dessen Größe abgesehen von dem entscheidenden Sieg, der mit einem Schlage die Situation umwandelte, auch die Namen der gefangenen Führer sprechen, Caesar nennt unter den Gefangenen des Tages die drei ersten Äduischen Großen. Die Reiterei, an sich dank ihrer leichten Beweglichkeit eine Waffe, die meist weniger zu schonungslosem Draufgehen und aufopferndem Durchhalten geneigt ist[153]), hat nur auf den Höhepunkten ihrer Leistungsfähigkeit, in der eisernen Schule eines Seydlitz und unter den Augen von Napoleon I.

ähnliche Proben von Ausdauer und Kraft abgelegt. Auch unter Napoleon sind es in erster Linie die Deutschen Kontingente gewesen, die unter unerhörten Verlusten und mit abgetriebenen Pferden bei Borodino wohl das Größte geleistet haben, was unter solchen Verhältnissen möglich war, aber hier haben alles in allem 26000 Pferde im Verein mit einer überlegenen Infanterie gegen eine Armee von 80000 Mann und eine bei weitem schwächere Reiterei nicht den Erfolg erzielt, wie Caesar mit seinen paar tausend Reitern: es ist einer der Momente, wo der Unterschied zwischen Caesars Genius und dem dämonischen Korsen mit am hellsten durchbricht. Im Innern bereits stark entfremdet, manche die Wut im Herzen, haben 1812 die schwer vernachlässigten Deutschen Kontingente auf dem blutgetränkten Boden von Borodino aus stolzem Ehrgeiz ihre Pflicht zum Teil fast bis zur völligen Vernichtung getan: der kleine Zug, wie Caesar den Deutschen Reitern, als er sie rief, die Pferde seiner eigenen Offiziere zur Verfügung stellte, zeigt, wie der große Menschenkenner seine Leute zu behandeln, ihre Kraft und ihr Selbstbewußtsein zu pflegen und zu gewinnen wußte[154]).

Die erste Entscheidung war gefallen, die Caesar absichtlich durch eine zwar in den Hauptpunkten erschöpfende, aber knappe Darstellung nicht zu sehr in den Vordergrund rückt. Denn es mußte, nachdem er in schwerer Stunde sein heiligstes Prinzip durchbrochen und Germanische Scharen in größeren Verbänden in sein Heer eingereiht hatte, seine Sorge sein, ihren Anteil, den er persönlich aufs höchste zu ehren wußte, nicht zu sehr hervorzuheben. Noch mehr als für den Gallischen Krieg, wo von jetzt ab überall an den entscheidenden Stellen uns die Deutschen Schwadronen begegnen, gilt dies für den Bürgerkrieg, wo die Germanische Tapferkeit, wie wir aus anderen offenherzigeren Berichten sehen, auch gegen Römische Truppen eine größere Rolle spielte, als es Caesar anzugeben für gut befand und als es ihrer kleinen Zahl und engen Verwendung an sich entsprach.

Die Gallischen Massen fluteten zurück, auf ihre Basis Alesia. In einem Festungskrieg größten Stils, der an die Arbeitskraft der schanzenden Legionare und an die moralische Ausdauer der Armee die furchtbarsten Anforderungen stellte, wurde die Widerstandskraft der Gallischen Nation niedergerungen. Mit allen Mitteln der Verteidigungskunst wurden die langen, für das kleine Römische Heer viel zu ausgedehnten Zernierungslinien, die nach außen einen Ring von 21 Kilometern umschlossen, gesichert und nach Möglichkeit unzugänglich gemacht. In einem Monat war das Riesenwerk vollendet, die Verproviantierung unter den schwierigsten Verhältnissen für einen weiteren Monat zusammengebracht. Man war gerüstet, den Kampf nach zwei Fronten zu bestehen, und schon wälzten sich die Massen des Entsatzheeres heran. Nach verzweifelten fünftägigen Kämpfen scheiterten die vereinigten Angriffe der Belagerten und der gewaltigen Entsatzarmee, die aus ganz Gallien in der Nominalstärke von 250000 Mann aufgeboten war[155]). Den Höhepunkt

erreichte die Berennung von beiden Seiten am fünften Tage, der Feind stand an einer exponierten Stelle nach unsäglichen Anstrengungen und Verlusten mit seinen Sturmkolonnen bereits innerhalb der äußeren Linien. Da wurde er — das letzte wiederholt angewandte Mittel der Caesarischen Defensive — in einem gewaltigen Gegenangriff in Front und Flanke gefaßt, geworfen und vernichtet. Der Kern der Gallischen Infanterie bedeckte das Schlachtfeld, die übrigen Massen, die zu nicht viel mehr als zu Demonstrationen zu verwenden waren, lösten sich in wilder Flucht auf, die durch mehrfache schwere Schlappen eingeschüchterte Ritterschaft hatte, gleichfalls nur zu bloßer Demonstration verwendet, den Flanken- und Rückenangriff der Deutschen Schwadronen nicht zu stören versucht: sie hätte auch nicht viel erreicht, ein Teil der eisernen Reiter Caesars hätte jetzt genügt, sie im Schach zu halten.

Es war der heißeste Tag in Caesars schwerer Schlachtenlaufbahn. Wie in seiner ersten Schlacht auf Gallischem Boden waren Mensch und Tier so erschöpft, daß an eine sofortige Verfolgung nicht zu denken war; es zeugt von der unbezwinglichen Energie Caesars, daß trotzdem um Mitternacht die ermattete Reiterei wieder aufsaß, um die Auflösung der großen Entsatzarmee zu vollenden.

Der Kampf war zu Ende. Vercingetorix und Alesia kapitulierten mit der ausgehungerten, aber noch immer — zu ihrem eigenen Nachteil — sehr zahlreichen Besatzung. Die größte und imposanteste Levée en masse, die das Altertum wohl kennt, war vergeblich gewesen, Gallien definitiv unterworfen, die Teilkämpfe, die in den nächsten zwei Jahren an vereinzelten Stellen neu aufflammten, vermochten an dem Resultat nichts zu ändern. Die letzten, verzweifeltsten Rebellionen wurden von Caesar mit unbarmherziger Härte niedergeschlagen. Die kleine Zahl der unruhigen Elemente mußte büßen, um dem ganzen Lande den so notwendigen Frieden zu geben.

Gallien war jetzt definitiv Römische Kolonie und ungestört ergoß sich Römisches Wesen, Römische Kultur über das Land. Aber um welchen Preis: der reichste, blühendste Teil war verwüstet, entvölkert und verödet. Doch dies war nicht Caesars Werk, sondern das Werk der Nationalpartei und der Revolution. Die ungeheuren Opfer konnten unnütz scheinen und waren doch, wie jede nationale Erhebung, auch wo sie fehlschlägt, nicht ohne Frucht: nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre — auch aus den auf ein andres Publikum berechneten Worten ihres großen Bezwingers klingt dieser Ton heraus. Die Vergangenheit war vernichtet, aber in heroischem grandiosem Kampf: diese Nation war würdig, neu wieder zu erstehen und der Nation, die sie scheinbar bezwungen hatte, neue Kraft und neue Säfte zuzuführen.

So beginnen die Wunden unter Caesars schonender Hand mit wunderbarer Schnelligkeit zu heilen, die unterbrochene Romanisierung schreitet reißend fort, die verwandte Gallische Rasse amalgamiert sich überraschend schnell der

höheren und reiferen Kultur der Schwesternation: das Oberitalische Gallische Land, die Provence und jetzt Gesamt-Gallien bezeichnen die drei großen Etappen. Die Entwickelung hätte sich in Jahrzehnten und Jahrhunderten vielleicht in ruhigerer, relativ — sicher nicht vollständig — friedlicherer Entwickelung vollzogen. Caesar hat sie mit Blut und Eisen in acht Jahren in die neuen Bahnen gezwungen. Und Rom mußte es. Wer weiß, ob eine abgestorbene, verdorrte Gallische Nation einst der Römischen neue Säfte geliefert haben würde. Aber es war überhaupt keine Zeit zum Zögern und zum Träumen. Es war der letzte Augenblick, Gallien und damit die Italische Welt vor der Überflutung durch die Barbarei des damaligen Germaniens zu schützen. Caesar und seine zähen, tapferen Transpadaner haben die Welt und die Kultur vor dem Untergang in dem wilden, in jähem Steigen begriffenen Chaos der Völkerwanderung gerettet: er war, mehr als er versprach, der Erbe des Marius. Jahrhunderte vergingen, bis die Wogen sich über die sinkende Mittelmeerwelt ergossen, eine neue, starke Kultur war im Romanischen Gallien aufgeblüht, die ihre eigenen Bezwinger in ihren Bann zog, die rohe, zerstörende Wildheit der Germanischen Stämme war auch in diesen Nationen den beginnenden Anfängen einer vielversprechenden Kultur gewichen: daß diese Kultur vielfach in Imitation, in sklavische Nachahmung ausartete, war nicht Caesars Schuld, er selbst war weit entfernt, sie anderen Nationen gewaltsam und in Äußerlichkeiten aufzudrängen.

Mitten unter Tod und Trümmern begann Caesar sein Werk der Wiederaufrichtung. Von dem heiß umstrittenen Boden von Alesia weg entließ er die geschlossenen Kontingente der Völkerschaften, die ihn in diesem Jahre in die schwerste Bedrängnis gebracht hatten, ungekränkt nach Hause, um durch diese geniale Versöhnungsmaßregel die zwei lang befreundeten Staaten und ihre konservativen Elemente wieder an sich zu fesseln. Mit einem Schlage war das alte Treuverhältnis wiederhergestellt, wieder waren die Äduer — die sich durch die Herrschaft von Vercingetorix schwer zurückgesetzt gefühlt hatten — die Vormacht Galliens. Aber auch die andern Staaten, ebenso wie einzelne Große wurden durch wohl und klug verteilte Ehrungen und Aufmerksamkeiten gewonnen. Die Steuerlast wurde, trotz des jetzt besonders dringenden Geldbedürfnisses, erleichtert, um die Hebung des unglücklichen Landes zu beschleunigen, schonend und in der Form des Geschenkes die Gaben der Romanisierung eingeführt: man sah und fühlte, Caesar brachte nicht das Römische Joch, sondern die Römische Zivilisation. So begann langsam über Schutt und Trümmern das Gallische Reich zu erstehen, das Caesar auf friedlichem Wege geplant und Rom und Nobilität mit steigender Angst hatten wachsen und entstehen sehen. Und der junge Bau hielt, hielt während der furchtbaren Stürme der Bürgerkriege, und nur eine späte, kleine Erhebung hat den Landfrieden vorübergehend in einem der zuletzt unterworfenen Gaue gestört. Selbst einer der trotzigsten Kämpfer

der Insurrektion, der tapfere Commius, einst und lange Zeit hindurch der ergebene Parteigänger Caesars, erhielt zuletzt Pardon und volle Sicherheit für seine Person.

Gallien hat, erschöpft und zerrüttet wie es war, finanziell Caesar nicht die Hilfe in dem beginnenden schweren Kriege geleistet, auf die er gehofft, aber willig strömten seine Scharen unter seine Zeichen, es hat seinem Herrscher — und nicht bloß gezwungen — von jetzt ab die Treue gehalten.

Gallien war schon jetzt, über drei Jahrhunderte vor dem Gallischen Kaisertum von Constantius und Constantin, die Basis geworden, von der aus die Eroberung und die Festigung des auseinanderfallenden Römischen Reichs begann.

Das ahnte man in Gallien, das fühlte man in Rom, und nicht mit Unrecht erkannte man in der Begünstigung und Protektion der Transpadana die schrecklichen weiteren Pläne des Imperators: die Entthronung von Italien und den Ersatz durch das junge, neue, kräftigere Blut der romanisierten Nationen, wie es die Latinischen Bürger der Transpadana waren. Caesar und der Gallische Schrecken — das war der Angstruf der Nobilität und des zitternden Italiens: wir aber sollen nicht vergessen, was dieser Vorwurf für ein Lob bedeutet.

V.

Der Konflikt.

In neun Jahren hatte Caesar sich ein Reich geschaffen, dessen Wurzeln im romanisierten Gallischen Gebiet Oberitaliens und in der treu zu ihm stehenden Provence ruhten, das aber jetzt, nach furchtbaren Rückschlägen, unumstritten das gesamte Gallien von den Pyrenäen bis zum Rhein und Ozean umschloß.

In Rom war unterdessen in langen Agonien die Entwicklung zum Abschluß gelangt.

Als Herr von Rom und Reich war Pompeius bei Caesars Abgang zurückgeblieben. Es war keine bloße Scheinstellung. Pompeius' Prestige und Macht war wiederhergestellt. Es lag an ihm sie zu behaupten, es war freilich nicht nur sein Fehler, wenn es nicht gelang: auch jetzt verschloß die Reaktion sich blind die Augen vor der einzigen Rettung, die es für sie gab. Die beiden Herrscherhäuser waren durch Pompeius' Vermählung mit Julia, der einzigen Tochter Caesars, eng verbunden — und Caesar hatte keinen Sohn: die Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung schien gegeben. Auch Crassus war durch den ruhmvollen Anteil seines Sohnes an Caesars glänzenden Eroberungen tief in die Familienpolitik hineinverflochten.

Aber Caesar durfte sich keiner Täuschung hingeben: auf die Dauer war der große Pompeius nicht der Mann, neidlos sein Emporkommen und sein steigendes Übergewicht, das er so lange als es ging, verbarg, mit anzusehen. Er durfte daher auf seine Stützen in Rom nicht verzichten. Crassus war keine aktive Macht und nur als ausgleichender Vermittler von nicht zu unterschätzendem Nutzen. Caesars Hauptstütze blieb nach wie vor die Volkspartei und — da sich die Mehrheit der Nation in sorglosem Quietismus zu Pompeius und zu seiner verderblichen Politik des Gehenlassens neigte — in erster Linie wieder ihre extremen, radikaleren Gruppen.

Sie hatten in P. Clodius Pulcher, der jetzt vom Patriziat zur Plebs übertrat und so mit Caesars Unterstützung zum Volkstribun gewählt wurde,

einen verwegenen und ehrgeizigen Führer erhalten. Der Skandalprozeß der Bona Dea hatte ihn zum erbitterten Gegner Ciceros und der Nobilität und — zum Freunde Caesars, der ihn schützte, gemacht. Er hat ihm und der Monarchie durch den unversöhnlichen Kampf, den er an der Spitze der radikalen Elemente mit der alten, verstockten Regierungspartei führte, unschätzbare Dienste geleistet, aber er war nicht sein Werkzeug, so wenig wie das frühere Tribunat. Seine Pläne gingen höher: das Tribunat war ihm die Basis, sein Ziel ist, ein neuer Gracchus an der Spitze des Volks zu werden und die Monarchie auf den Schultern der entfesselten Demokratie sich zu erringen. Seine Legitimierung für diesen Beruf und seine hochfliegenden Pläne bildet die Hohlheit und Hilflosigkeit der alten Ordnung, aber es fehlt ihm, dem Typus des entfesselten brutalen, skrupellosen Übermenschentums jener Zeit, die Legitimität des schöpferischen Genius, die allein das Hinausgreifen über die gesetzten Schranken adelt und in freier Selbstzucht auf das notwendige Maß beschränkt. Aber in Rom fand sich nicht die stärkere Hand, die ihn niederhalten konnte, und Caesar ließ ihn gewähren.

Er brauchte ihn zunächst um die hartnäckige Opposition und ihre Wortführer zum Schweigen zu bringen, ohne selbst in Staub und Schmutz der Arena herabzusteigen. Der neue Gracchus, frech, schamlos aber bezaubernd und nicht sparsam mit den Mitteln der Demagogie und mit ultraradikalen auf den Geschmack der Massen zugeschnittenen Gesetzesvorlagen gewinnt sehr bald das Volk und die Tributkomitien. Cicero wird von der Rache des Volks für die administrative Justiz an den Opfern der Catilinarischen Verschwörung ereilt: er zieht sich unter hilflosem Jammern und Klagen über sein Mißgeschick und seine Feinde in die Verbannung zurück. Cato wird in ehrenvoller Mission entfernt. Die senatorische Opposition ist mundtot, alle Gutgesinnten, wie sie sich heißen, in Verzweiflung. Caesar ist fern, er rührt keine Hand, es genügt, daß er die wilden Kräfte der Zersetzung, die Rom in sich birgt, ungestört spielen läßt. Furchtbar wird der Ordnungspartei vor die Augen geführt, daß der alte Stadtstaat aus den Fugen ist, und daß sie nicht imstande ist, im eignen Hause, in der von Straßenkämpfen und Aufläufen zerrütteten Hauptstadt Ordnung zu halten. Man weiß, Caesar steht im Hintergrund und nicht ohne seinen Willen tobt die wilde, zügellose Agitation, aber ihn selbst trifft unmittelbar keine Verantwortung, und nur dadurch, daß er, der einzige, der dem Sturm gebieten kann, dem Zustand, den er nicht geschaffen hat, den Kräften, die ohne ihn wahrscheinlich längst — schon an der Wende der Jahre 66 und 65 — sich vernichtend über Rom und Senat ergossen hätten, nicht ein Ende setzt, fällt ein Teil des Odiums auf ihn.

Kühn gemacht, demaskiert der neue Gracchus, der lange nicht der letzte war, seine Pläne: sein Ziel ist immer deutlicher die demokratische Monarchie — nicht mit, sondern gegen Caesar und Pompeius. Zunächst wendet er sich

gegen den anwesenden großen Konkurrenten: eingeschüchtert und von der Angst vor Attentaten beunruhigt, hält sich Pompeius hinter seinen Mauern und Palästen. Jetzt wendet sich der große Tribun gegen Caesar selbst und seine Despotie. Beides ist Caesar nicht unrecht, Pompeius fühlt seine Ohnmacht gegenüber den revolutionären Kräften, die später auch seinem größeren Rivalen noch genug zu schaffen gemacht haben, und Clodius hat jetzt definitiv gezeigt, daß sein Wüten und seine Agitation nicht aus Caesars Auftrag, sondern aus eigenen und sehr hochfliegenden Aspirationen fließt.

Jetzt ist Caesars Zeit gekommen. Er zieht seine unsichtbare Hand von dem kecken demokratischen Prätendenten ab und läßt als Gegengewicht unter Vorantritt des Pompeius, der auch hier als der Herrscher Roms erscheint, dem gedemütigten und reumütigen Cicero die Rückkehr aus der Verbannung gewähren. Immer im Grunde gemäßigt, oft von einem sehr vernünftigen, illusionslosen Einblick in die wahre Lage war der Vater des Vaterlandes nur durch den Erfolg des Jahres 63 aus dem Geleise gekommen. Jetzt war er auf lange belehrt und bekehrt und seine Rückkehr ein mit ungeheurem Jubel begrüßtes Symbol der Mäßigung der Machthaber für ganz Italien. Caesar und Pompeius waren wieder die Hüter und Vertreter der großen nationalen Popularpartei und ihrer unklaren, erst durch die Monarchie in feste Bahnen gelenkten Wünsche. Auch Pompeius und sein Prestige waren gerettet, und zum zweiten Male, so sehr er sich im Hintergrunde hielt, durch seinen jugendlichen Schwiegervater Caesar.

In diesen Kämpfen und in den Kämpfen mit den Legitimisten des Senats hat sich Pompeius lange Zeit erschöpft. Es war das Caesars Hoffnung, nicht sein Ziel, als er Pompeius als Herren des Reichs in Rom zurückließ, denn ihm blieb keine andere Wahl, und die ungeschickte Ausnützung seiner Position durch Pompeius war nur ein schwaches Gegengewicht gegen das Prestige und das Legitimitätsgefühl, das sich immer mehr mit dem im Zentrum des Reichs residierenden Herrscher verband. Wir und die meisten antiken Geschichtsschreiber sehen zu sehr diese Periode unter dem Gesichtspunkt ihrer vorübergehenden Dauer und der späteren Entwicklung, aber auch in der antiken Historiographie haben sich trotzdem noch die Spuren der zeitgenössischen Auffassung erhalten, die diese Periode als die Zeit der Monarchie des Pompeius ansah.

Im Anfang hat Pompeius die Macht seiner Stellung in der Hauptstadt des Imperiums, wo sie durch Senat wie Demokratie schwer gefährdet und ewig angefochten war, überschätzt. Bald aber hat er sich durch außerordentliche Amtsgewalt, dann durch das Konsulat des Jahres 55 und durch die Gründung einer Hausmacht in dem ihm seit langem ergebenen Spanien, wo er sieben Jahre lang gekämpft, gewirkt und geherrscht hatte, die Basis seiner Stellung gewaltig erweitert. Caesar hatte der erneute Zusammenschluß des gefährdeten Triumvirats in Luca die Verlängerung seines Kommandos in

Gallien auf eine neue, in ihrem Endpunkt absichtlich nicht streng begrenzte Frist von fünf Jahren gebracht. Crassus war nach dem Orient gegangen, um wie Caesar und Pompeius kriegerische Lorbeeren zu pflücken. Er und sein Heer waren ruhmlos im Parthischen Lande zugrunde gegangen — der Anfang vom Ende des Triumvirats, das jetzt nur auf vier Augen stand. Auch Julia war in der Blüte ihrer Jahre gestorben, die dynastischen wie die politischen Bande zwischen den Herrscherhäusern gelockert.

Rom war vor dem Schlimmsten bewahrt worden, Clodius und die radikale Demokratie gebändigt. Aber sie und ihre treibenden Kräfte zu vernichten, lag nicht in Caesars Plan: er war nie der bloße Büttel der nach Hilfe schreienden Ordnungspartei, auch nicht, als er endlich selbst zur Herrschaft kam. Clodius blieb, wenn auch in seine Schranken gewiesen, und wäre er nicht geblieben, so wären andere Volkshelden für ihn aufgestanden, es fehlte nicht an eifrigen und ehrgeizigen Agitatoren. So ging unter dem nominellen Senatsregiment und der unsicheren, schwerfälligen Hand des Pompeius das alte Spiel, wenn auch in etwas bescheidenerem Umfange — Cicero wurde zwar stets umschwärmt und geängstigt, aber seine von Caesar genehmigte Rückkehr respektiert — weiter und von neuem los.

Aber als zuletzt der Bogen überspannt, die Hauptstadt in voller Unordnung, das Reich ohne Präsidenten, Clodius in einem der wüsten Kämpfe auf der Landstraße gefallen war, da kam langsam die Senatspartei, die schon gelegentlich Annäherungsversuche an Pompeius unternommen hatte, zur Erkenntnis, daß nur eine starke Hand helfen konnte und — endlich — erntete der legitimistische Pompeius die Früchte seiner schwierigen aber imponierenden Stellung in Rom. Der Senat schloß seinen Bund mit der konstitutionellen Monarchie, die ihn allein vor der inneren Zerrüttung und vor der drohenden Popularmonarchie Caesars retten konnte, die jetzt eine Armee und einen Führer zur Verfügung hatte, wie sie die Volks- und Reformpartei nie ihr eigen genannt hatte. Pompeius wurde für das Jahr 52 zum alleinigen Präsidenten der Republik, zum Konsul ohne Kollegen, erwählt, und der verbissene Aristokrat Calpurnius Bibulus hatte, unterstützt von dem Republikaner Cato in Person den entscheidenden Antrag gestellt.

Es war für Caesar ein schwerer Schlag, und nur mit Aufbietung aller seiner Macht und seines populären Einflusses hatte er ein Kompromiß durchgesetzt, das ihm durch ein von sämtlichen zehn Tribunen eingebrachtes und von Pompeius befürwortetes Plebiszit die Bewerbung um das Konsulat ohne persönliche Meldung, das heißt indirekt die Verlängerung seines Kommandos bis zum zweiten Konsulat sicherte.

Pompeius aber war jetzt wirklich, und ohne Caesars Hilfe, Herr in Rom und Reich. Er schlichtete den Hader der Parteien, ordnete das verrottete Gerichtswesen — die Nobilität opferte ihm und der neuen Ordnung ihren Bandenführer Milo — und beseitigte die wüsten Umtriebe der Wahl-

bewerbung durch eine strenge, durchgreifende Gesetzgebung. Ruhe und Ordnung begannen einzukehren, die ersten Segnungen der Monarchie. Wenn wirklich das Bündnis zwischen Senat und Pompeius hielt, dann war, auch wenn Pompeius formell nach Ablauf seines Amtsjahres zurücktrat, die konstitutionelle Monarchie da, die Sicherheit und Ordnung durch Militärgewalt und Reaktion auf lange wiederhergestellt — von dem bitter notwendigen Reformprogramm der Popularpartei und der schöpferischen Monarchie freilich nur der äußerlichste Teil erfüllt, der andere verschoben, bis einmal auch dieser Bau zusammenstürzte. Vorläufig aber waren Caesars Aussichten, die Aussichten der großen, popularen Monarchie gehemmt, vielleicht vernichtet.

Aber kaum hatte die Nobilität unter Pompeius' starkem Schutze wieder aufgeatmet, so begannen wieder die alten maßlosen Ansprüche, Eifersüchteleien, Ränke, ihre Herrschsucht und ihre wilde Habgier. Die hohen Herren wollten Ordnung, Sicherheit und Schutz gegen unliebsame Konkurrenten, die unter Caesars mächtiger Unterstützung ihnen immer mehr den Rang abzulaufen drohten, um wie früher allein und ungestört als unumschränkte Residenten die unglücklichen Provinzen auszusaugen. Griff Pompeius durch, wie seine barsche Haltung manchmal erwarten ließ, so war die absolute Monarchie da, ließ er den auf die Dauer unmöglichen Zustand weiterlaufen, so versagte seine Monarchie und der alte Senatsschlendrian ging seinen Gang weiter, und er selbst hatte als erster in seiner Zwitterstellung die Kosten zu tragen.

Pompeius war nicht der Mann, um als Autokrat den trotzigen Hochadel zu zerschmettern, am wenigsten mit Caesar im Rücken. So schleppt sich das ungleiche Bündnis weiter. Er ist unumstritten der erste und gefürchtetste Mann im Rom, aber als er Anfang 51 von der Präsidentschaft ordnungsgemäß zurücktritt, entgleiten ihm wieder die Zügel, wenn auch die Stellung eine andere ist, als in den Jahren 61 bis 60, der Druck der drohenden großen reformatorischen Monarchie hält die Koalition von Senat und Pompeius zusammen, aber immer fallen hemmend und störend die selbstherrlichen Helfer und Berater dem unfreien Herrscher in den Arm.

Unterdessen naht die gefürchtete Entscheidung: nicht mit den Waffen, sondern auf friedlichem, höchst legalem Wege — eine Reform, statt einer Revolution, aber eben darum von dem schuldbewußten, zitternden Regiment der alten Ordnung um so tiefer und ingrimmiger gefürchtet und gehaßt. Mit dem Ende des Jahres 49 sind zehn Jahre seit Caesars Konsulat verflossen und damit der Termin gekommen, wo er streng auf dem Boden des Gesetzes — anders wie Pompeius, der sich im Jahre 52 unbedenklich und nach kurzer Frist über das gesetzmäßige Intervall im Einverständnis mit den Legitimisten hinweggesetzt hatte — sich um die zweite neue Präsidentschaft bewerben kann. Die Nobilität, die die erste Präsidentschaft in frischer Erinnerung hat, weiß: das ist ihr Tod, das Ende ihres faulen, morschen Regiments. Caesar muß, bevor er zum zweiten Male Präsident wird, gestürzt werden.

Die Dauer von Caesars Statthalterschaft war auf je fünf, im ganzen zehn Jahre festgesetzt[156]). Aber sie lief nicht vom 1. Januar oder März[157]) des Jahres 58, sondern bereits — mit zurückwirkender Kraft — vom März des vorhergehenden Jahres: Caesar und Pompeius mußten, um dem Vorgehen gegen die obstinate Obstruktion Nachdruck zu geben, ein Heer an den Grenzen des Stammlandes, in Oberitalien zusammenhalten. Die zehnjährige Statthalterschaft lief also spätestens mit dem 1. März des Jahres 49 ab.

Aber der Endpunkt war und ist strittig, er war — und mit Absicht — außer durch das doppelte Quinquennat nicht auf den Tag festgelegt, und damit war auf Grund der traditionellen Ordnung der Römischen Provinzialverfassung durch die übliche Prorogation ohne weiteres die Verlängerung des Kommandos um die fehlenden paar Monate bis zu den Wahlen für das Jahr 48 und eventuell bis zum Amtsantritt des Präsidenten gegeben. Es war dies die Kompensation für das Opfer, das Caesar im Jahre 58 durch den tatsächlichen Verzicht auf die Ausübung seines Kommandos im Interesse der gemeinsamen Politik gebracht hatte. Eine andere Form war ebensowenig üblich, wie möglich, eine Verlängerung des Kommandos auf sechs statt auf fünf Jahre und zumal in der kritischen Situation des Jahres 56 hätte überflüssigerweise das größte Aufsehen erregt.

Die Prorogation war durch eine sehr bestimmte Formel gesichert. Eine Klausel des Pompeisch-Licinischen Gesetzes, das die Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre erneuerte, setzte fest, daß vor dem 1. März des Jahres 50 nicht über die Nachfolge in den Caesarischen Provinzen beraten werden durfte. Damit waren, was schon in dem Quinquennat enthalten war, sämtliche Provinzen Caesar für das Jahr 50 gesichert — denn im normalen Geschäftsgang wurde vor diesem Termin über die Besetzung der Statthalterschaften für das betreffende Jahr entschieden — und mindestens eine Hauptprovinz für das Jahr 49. Denn es war üblich, daß die Konsuln die wichtigsten Provinzen für ihre prokonsularische Statthalterschaft zugewiesen erhielten, und dazu zählte jetzt das gewaltig erweiterte Gallien mehr als eine andere Provinz. Für die Konsuln aber fand die Verteilung bereits an einem viel früheren Termin vor ihrer Wahl statt, um persönlichen Einflüssen und Strebereien Einhalt zu tun. Es kamen also auf Grund dieser Klausel erst die Konsuln des Jahres 49, die im Jahre 50 gewählt wurden, und ihre Statthalterschaft im Jahre 48 in Betracht[158]).

So waren Caesar durch das Fehlen eines auf den Tag fixierten Termins die vollen zehn Jahre seines effektiven Kommandos und die übliche Prorogation bei loyaler Anwendung der Tradition wenigstens für eine Provinz in Aussicht gestellt.

Das Ganze aber war durch die umwälzende Neuordnung der Provinzialverwaltung der Jahre 53 und 52, die vom Senat ausgehend im Jahre 52 vom Volk zum Gesetz erhoben wurde und eine erste Frucht der Vereinigung

von Pompeius und Senat vorstellte, umgestoßen worden. Das Gesetz richtete sich gegen die eingerissenen schweren Mißbräuche, aber es hatte deutlich seine Spitze auch gegen Caesar, der durch keine Klausel eximiert war, obgleich durch diese Reform das, was ihm das Pompeische Gesetz auf Grund der bestehenden Ordnungen garantiert hatte, in schroffster Weise zurückgenommen wurde. Der Kern der neuen Ordnung bestand in folgendem: früher waren die Provinzen an die abgehenden Magistrate — außer wenn sie wie Cicero darauf verzichteten — zugewiesen worden. Jetzt sollten sie, um das Wettrennen um Amt und Provinz einzuschränken, erst fünf Jahre nach Bekleidung des Amtes den ehemaligen Magistraten zufallen. Die Folge war, daß man im März des Jahres 50 ohne weiteres den älteren Konsularen die Caesarischen Provinzen für das Jahr 49 zuweisen konnte. Die Ultras gingen sogar weiter und versuchten die schützende Klausel gegen Caesar umzukehren und bereits für den Rest des Jahres 50 ihm seine Provinzen abzunehmen. Diesen offenen Bruch konnte Pompeius, der Miturheber des Pompeischen Gesetzes und der fünfjährigen Erneuerung nicht mitmachen[159]). Die Perfidie lag darin, daß das Gesetz für Caesar rückwirkende Kraft erhielt, ohne daß er die billiger Weise zu erwartende Exemption erhielt. Kein Mensch war im Zweifel, daß damit Caesar um sein Recht gebracht werden sollte, und die Ultras eröffneten auf der ganzen Linie den Kampf gegen ihn und die Gültigkeit der früheren Beschlüsse des Volkes.

Dieses Vorgehen führte zum ersten Konflikt, über dessen Schwere uns unsere dürftigen Nachrichten nicht täuschen dürfen[160]). Caesar, der den vorhergehenden Winter in Gallien geblieben war, und jetzt dort noch nötiger war als damals, sah sich wider Willen gezwungen im Anfang des Jahres 52 nach Italien zu eilen. Seine drohenden großen Aushebungen, gegen die man angesichts der Gallischen Zustände nicht gut etwas einzuwenden vermochte, wirkten. Zwar mußte er — Zeit war nicht zu verlieren — auf die anfangs beanspruchte Mitregentschaft des Jahres 52, die ihm in dieser kritischen Zeit, wo Gallien alle Kräfte erforderte, nicht viel nützen konnte, verzichten, aber er erhielt durch feierliches Plebiszit, das Pompeius öffentlich und in Person befürwortete und durch das er sich von neuem band, die Garantie, daß ihm die Bewerbung um sein Konsulat ohne persönliches Erscheinen gewährt wurde. Es war die nochmalige Bestätigung für die bereits durch die Klausel des Pompeischen Gesetzes zugesicherte Verlängerung des Kommandos bis mindestens zu den Wahlen des Jahres 49 und damit praktisch bis zum Ende dieses Jahres, bis zum Antritt der Präsidentschaft, denn ohne die Verlängerung des Kommandos hatte das feierliche Plebiszit keinen Sinn: eine Sommerreise während der Wahl unternahm der Kandidat schon im eigenen Interesse nicht[161]).

Dies ist die Sicherung Caesars gegen die Winkelzüge von Pompeius und das Toben der Reaktion. Und wieder hat er durch das dem Senat so verhaßte Plebiszit seine Sache mit der des Volkes eins gemacht, dessen Rechte

der Senat so gern durch Verletzung des Sinnes und Gehaltes der Verfassung als das erklärte souveräne Parlament des Reiches an sich gerissen hätte. Daß die Entwickelung infolge der Sprengung des längst zu eng gewordenen Rahmens des Stadtstaats dahin führen mußte, hat auch das Kaisertum anerkannt, aber nur nachdem es selbst zur Verkörperung der Volkssouveränität geworden war und damit dem Mißbrauch eines Parlamentarismus die Spitze abgebrochen hatte, der nur durch das Haus der Pairs repräsentiert wurde.

Dies ist die Grundlage für die vielumstrittene, sehr verschieden beantwortete formale Frage.

Tiefer geht die Prinzipienfrage.

Worum ging im Kern der Streit um die paar Monate Verlängerung, auf die es an sich weder Caesar noch der Nobilität ankam?

Caesars Ziel war die zweite Präsidentschaft, der Lohn für die schwere Arbeit des letzten Jahrzehnts, für die Sicherung Italiens und des Reiches auf Jahrhunderte, sie war zugleich die Basis für die Reform an Haupt und Gliedern. Das Konsulat war ihm sicher. In Oberitalien, wo noch die frischen Spuren und Erinnerungen der furchtbaren Cimbrischen Völkerwanderung lebten, wo man mit tausend Fäden mit der kommerziellen und politischen Entwicklung Großgalliens verbunden war, ist Caesar nach der siegreichen Heimkehr aus dem letzten grauenvollen Kampfe mit unsagbarem nationalem Jubel empfangen worden[162]). Ihm, in Person, waren die Stimmen dieses Landesteiles, der seit langem die großen Wahlen zu entscheiden pflegte, sicher. Und dieses Konsulat bedeutete jetzt, nach den ungeheuren Kämpfen und Erfolgen der vergangenen Jahre, mit einer imposanten, auf jeden Ruf bereitstehenden Militärmacht im Rücken, es bedeutete jetzt für einen Caesar, gestützt auf Volk und Heer, noch viel mehr als das erste die Monarchie und die friedliche Reform[163]). Denn um die Obstruktion zu besiegen, brauchte Caesar als Präsident keine Legionen, das hatte er schon im Jahre 59 gezeigt.

Die Reform aber war der Sturz der Reaktion und der Reste der Sullanischen Senatsherrschaft, die das Haus der Pairs zum Parlament der Nation gemacht hatte. Aber es war der Sturz auf legalem Wege. Das Volk nahm seine ihm entglittenen, selbst von Sulla im Prinzip nicht genommenen, von Pompeius im Jahre 70 zum großen Teil offiziell wiederhergestellten Rechte wieder auf und übertrug sie — die einzige Form sie in dem an die Stelle des Stadtstaats getretenen Großstaat geltend zu machen — in freier, streng gesetzmäßiger Wahl nach Ablauf des zehnjährigen Intervalls seinem erwählten mächtigen Vertreter. Und noch war es, wie Cicero so und so oft tauben Ohren predigte, nicht die volle Monarchie: sie wurde es erst durch den Konflikt. Denn die Macht und das imposante traditionelle Ansehen des Pompeius sicherten gewissermaßen die altrepublikanische Kollegialität: es war und blieb ein Duumvirat, wie in den letzten Jahren. Nur daß der heimkehrende siegreiche Feldherr, der mit winzig kleinen Mitteln

eine Aufgabe begonnen und unter unsagbaren Mühsalen und Rückschlägen zu Ende geführt hatte, nach der Pompeius — so dringend sie war — kein Verlangen gezeigt hatte, daß dieser jetzt die erste Stelle im Duett einnahm und einnehmen mußte. Die Eitelkeit des Pompeius, die sonst an Äußerlichkeiten hing, die Caesar gern und mit vollen Händen zu geben bereit war, konnte dieses nicht verwinden. Und das ist das Kleinste an dem Mann, den sie zu früh den Großen nannten: wahre Größe kennt ihren Platz, und Caesar war der Mann, um Pompeius — in seiner Stellung, als älteren Mitregenten — so gut zu ehren, wie der große Kanzler seinen hohen Herrn, dessen wahre Herrschergröße darin bestand, daß er sich nie für einen Großen gehalten hat.

Aber für Senat und Nobilität war das Verhängnis unvermeidlich, wenn Caesar zu Wahl und Konsulat gelangte. Unfruchtbar, doch zäh lebten in ihr noch die Kräfte, die nicht bereit waren ohne Kampf die usurpierte, aber durch Tradition und Gewohnheit mehr noch als durch die Sullanische Restaurationsgesetzgebung geheiligte Stellung aufzugeben. Caesar muß daher vor den verhängnisvollen Wahlen des Jahres 49 gestürzt, die Befragung des Volkswillens — denn es war keine Pöbelwahl, die man mit Geld dirigieren konnte, sondern eine grandiose Volkswahl zu erwarten — unmöglich gemacht werden: das ist ihre Devise.

Die Handhabe bot der politische Prozeß, der seit der Reform vom Jahre 52 in der Hand von Pompeius und Senat lag. Es war Obstruktion und nicht Obstruktion gegen Caesar, sondern gegen die Äußerung des Volkswillens. Dies ist der Kern des politischen Schachspiels: das Spiel eine abgekartete Komödie, um den Gewaltigen nicht durch Volk und Senat, sondern durch ein Gerichtsverfahren, das den Stempel der Tendenz an sich trug, zu stürzen[164]). Der Prozeß gegen Milo und die Clodianer hatte der Partei der Ordnung Mut gemacht: man dachte Caesar mit den gleichen Mitteln wie einen Milo zu vernichten. Der Prozeß aber war nur möglich gegen den Privatmann, daher der Schacher um die paar Monate.

Das Mittel war noch jämmerlicher als die unkluge Obstruktion gegen den aus dem Orient heimkehrenden Pompeius: es sollte dem großen Residenten eines mächtigen Reiches der Prozeß gemacht werden, wie einem kleinen, auf Willkür oder Erpressungen ertappten Statthalter. Juristisch ließ sich trotz der außerordentlichen Stellung, die Caesar auf seinem exponierten Kommando einnahm, nicht viel dagegen einwenden, fraglich nur, ob die Vorbedingung, die Niederlegung des Kommandos vor der Wahl zum Präsidenten, auf legalem Wege zu erreichen war. Aber neben der formalen Frage, die hier strittig war, fiel für die Regierungspartei die ehrwürdige, altgeheiligte Stellung des Senats und das unumstrittene Ansehen von Pompeius in Italien und im Reich gewaltig ins Gewicht. So kommt es, daß die moderne Forschung die formale Rechtsfrage oft zuungunsten Caesars entschieden und in der Prinzipienfrage nur die eine Seite gesehen hat.

Die Schwierigkeit lag für seine Gegner angesichts der doppelten Kautelen und der persönlichen Bindung des Pompeius in der Frage, wie und wann man Caesar zum Privatmann machen konnte. Während Pompeius die Hände gebunden waren, neigten die Ultras, in maßloser Überschätzung ihrer Stellung und formaler, oft mehr als bestrittener Handhaben, zu den extremsten Mitteln.

Im Anfang und im ersten Stadium war Caesar an sich in sehr ungünstiger Lage, weniger wegen der formalen Frage — hier deckten ihn seine Kautelen und der Wille des Volkes — als durch den Kampf gegen die legitime Regierung, gegen den Senat. Er hat sich daher zunächst in loyaler Weise um die Bestätigung des Plebiszits und der Verlängerung des Kommandos bis Ende 49 durch den Senat bemüht, wie er überhaupt bis zuletzt nie aufgehört hat, eine Verständigung mit diesem offiziellen Faktor der Regierung zu suchen[165]). Es war die Antwort auf die Anfechtung des Plebiszits und der Volkssouveränität. Der Senat ging auf seine Bemühungen nicht ein, die Ultras machten statt dessen schon im Jahre 51 Versuche, die Debatte über die Caesarischen Provinzen zu eröffnen. Soweit konnte Pompeius nicht gehen, er mußte auf der unanfechtbaren Position bestehen, die angesichts der veränderten Provinzialordnung reichlich für den beabsichtigten Zweck genügte: keine Debatte über die Provinzen vor dem 1. März des Jahres 50.

Dann aber waren er und die Nobilität bereit, unverzüglich ans Werk zu gehen. Wir besitzen noch die Akten[166]). Der erste Plan der Extremen war, mit dem 1. März des Jahres 50 die Debatte über die Caesarischen Provinzen zu eröffnen und sie ihm sofort abzunehmen: offenbar herrschte die Überzeugung, daß Caesar bereits für das Jahr 49 an das Konsulat dachte, ohne den Ablauf der zehnjährigen Frist voll abzuwarten[167]). Aber gegen diese offene Willkür stand Caesar der Schutz der Tribunizischen Interzession zur Verfügung, und ihr schon von diesem Punkt aus den Krieg zu erklären war heller Wahnwitz: gegen weitere gesetzliche Obstruktion des Tribunats war man freilich zum Äußersten bereit, und Pompeius drohte unverhüllt mit dem offenen Kampf. Aber Caesar hat sich nicht um das Konsulat für 49 beworben, die Zustände in Gallien und die gesetzliche Position machten eine Überstürzung gleich inopportun, und damit war diese Sorge überflüssig geworden[168]). So setzte sich das wilde Feilschen um den Termin fort. Pompeius' Drohung gegen das Tribunat bedeutet nichts anderes als die Ankündigung einer eigenmächtigen Revision der Verfassung und einer neuen Sullanischen Reaktion: der Senat war alles und die Rechte des Volks und seiner obersten Magistratur nichts.

Eine überraschende Wendung nahm der Kampf durch die Gewinnung des ehrgeizigen und hochbegabten Tribunen Curio, die Caesar mit ungeheuren finanziellen Opfern gelang. Er war der Sohn eines entschiedenen Republikaners und erbitterten Gegners Caesars und der Erbe dieser Tradition, sein Kampf galt nicht allein der Person, sondern der Monarchie. Durch eine exorbitante

Geldsumme und — vielleicht ebenso sehr — durch die glänzenden Aussichten, die sich ihm öffneten, wurde er für die Sache Caesars gewonnen und war so in der Lage, zunächst als Vertreter der konservativen Republik für Caesar zu wirken. Es war ein genialer Schachzug, würdig des Meisters wie des Schülers, umsomehr, als er im Grund das Ideal aller Gemäßigten darstellte: die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beiden großen, die Existenz der Republik bedrohenden Machthabern, und die Forderung, daß beide auf ihre außerordentliche militärische Stellung verzichteten. Curio forderte im Namen der Republik, daß Pompeius ebenso wie Caesar seine Provinzen, deren Termin Ende des Amtsjahres 50 ablief, aufgeben sollte: alles atmete, wie von einem Alp befreit auf, es war die erlösende Auskunft und Caesar — gleich gegen gleich — zum Verzicht bereit. Er wußte, daß er Pompeius in den Kämpfen der Komitien ohne Waffen überlegener war, als in Waffen. Im Volk und bei dem größten Teil der Nobilität, die die Schwenkung nicht ahnte und nichts weniger als für eine Herrschaft des Pompeius war, wurde der Vorschlag mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Den Ultras und der Pompeianischen Partei kam er höchst ungelegen: Pompeius erklärte sich prinzipiell zum Verzicht bereit, aber ein Termin seiner Abdankung war von ihm nicht zu erpressen. Vergeblich zögerte man von Woche zu Woche, von Termin zu Termin die Abstimmung hinaus. Als sie, wohl erst spät, erfolgte, waren im hohen Hause des Senats 370 Stimmen für die Abdikation der beiden Machthaber und nur 22 dagegen — eine vernichtende Niederlage von Pompeius und den Ultras.

Zum Verzicht auf die bewaffnete Macht aber waren weder Ultras noch Pompeius zu haben. Jetzt trieb man — über die Entscheidung des Senats und über den Kopf der Majorität hinweg — zum offenen Konflikt. Man wollte die Revolution und glaubte — ein häufiger Irrtum von Regierungs- und Ordnungsparteien — sich selbst unbedenklich über die Formen hinwegsetzen zu können. Caesar dagegen vermied auf das sorgfältigste und unter schweren Opfern jeden Schein einer Renitenz. Pompeius hatte ihm in schweren Tagen eine Legion für den Gallischen Krieg geliehen, die in seiner Cisalpinischen Provinz ausgehoben war, er schickte sie im Frühling des Jahres ohne Widerrede an Pompeius zurück und fügte auf die Forderung der Regierung eine zweite eigene hinzu. Die Legionen waren für den Partherkrieg verlangt worden, aber man hielt sie offen bei Capua gegen Caesar zurück. Endlich am Ende des Jahres wurde — auf Grund falscher Gerüchte von militärischen Bewegungen des Gallischen Statthalters — Pompeius der Oberbefehl über die in Italien stehenden Truppen und die allgemeine Mobilmachung, eine Massenaushebung in ganz Italien, übertragen. Es war die Erklärung des Kriegszustandes, übereilt und kopflos wie im Anlaß so in der Form: die Übertragung war in ungesetzlicher Weise durch den einen Konsul geschehen, die legitimistische Partei glaubte im Gefühl ihres Rechts sich nicht

an die verknöcherten Rechtsformen binden zu müssen, für die sie kämpfte. Von diesem Zeitpunkt, dem Dezember des Jahres 50, zählt Caesar den Beginn der inneren Revolution[169]). Der Kriegszustand hatte noch nicht begonnen, aber der revolutionäre Akt war seine Basis, und dieser Akt ging, wie die ganze Hetze von der ultralegitimistischen Partei aus, die nunmehr unverhüllt und mit offenem Terror das Heft in die Hand nahm und den widerstrebenden Senat mit sich fortriß. Auch jetzt aber fehlte es nicht an mutigen und klarsehenden Männern, die im Namen der Republik und der Nation sich gegen ein Treiben stemmten, das unweigerlich zum Krieg und damit zur Monarchie des siegreichen Feldherrn führen mußte. Aber sie konnten den Strom nicht mehr zurückdämmen.

Caesar setzte auch jetzt bis in den Januar hinein mit unerschütterlicher Geduld die Verhandlungen fort, die ihm das, was ihm zustand, wenn auch nur in beschränktem Maße gewähren und ihn dadurch vor der Farce eines politischen Tendenzprozesses sichern sollten, die dazu bestimmt war, der Nation ihr Selbstbestimmungsrecht in der Wahl ihres Präsidenten zu entwinden. Er war militärisch gänzlich unvorbereitet. Er hatte im Gegensatz zum Senat, der ihn unter fadenscheinigem Vorwand zweier Legionen beraubte und sie monatelang in Italien festhielt, absichtlich jeden Schein einer Mobilmachung vermieden und selbst jetzt überstürzte er sich nicht. Er verließ sich auf die Schlagfertigkeit der mit Ausnahme einer einzigen Legion fern in Groß-Gallien in ihren Quartieren lagernden Armee, auf seine Schnelligkeit und auf die Langsamkeit seiner Gegner: die Hauptsache, das erste was er an ihrer Stelle unternommen hätte, die Diversion der großen Spanischen Armee gegen Gallien, unterblieb überhaupt. Und nicht ohne Grund, denn sie erforderte in Feindesland noch mehr einen genialen Strategen, als der spätere Kampf im Stammlande, die Truppe selbst hat eine glänzende Widerstandsfähigkeit bewährt.

In seinen diplomatischen Verhandlungen ging Caesar bis zum Äußersten herab: er war bereit auf alle Forderungen an Pompeius zu verzichten und verlangte zu seiner eigenen Sicherung zuletzt nur eine Provinz und zwei Legionen. Er wußte, wie weit er gehen durfte, und es war ein hoher Preis, um den er rang: statt der Revolution, die zuletzt doch auf ihn, wenn er Sieger blieb, fiel, die freie Wahl der Nation, die ihn zum Präsidenten und damit zu ihrem Herrscher küren sollte und wollte.

Seine Mäßigung machte den tiefsten Eindruck. Italien und die Römische Welt und ihre besitzenden Klassen, die in behäbigem Wohlstand und Reichtum das Leben genossen, wollten Ruhe und Frieden, wer ihn störte, war ihrer Mißbilligung sicher. Wer auf den Konflikt hinaustrieb, darüber war jetzt kein Zweifel und bei allen Gemäßigten, bis tief in die Reihen der konservativen Nobilität hinein herrschte eine günstige Stimmung für Caesar, so wenig Illusionen man sich auch über die Situation machte. Man wußte: seine

Präsidentschaft war so gut wie die Monarchie, aber gemildert durch das Gegengewicht der beiden Machthaber, und man griff mit Händen, daß es nicht Caesar war, der das Gleichgewicht gewaltsam störte und vernichten wollte. In der vordersten Reihe der gemäßigten Elemente stand Cicero, der in dieser Zeit aus Kilikien zurückkehrte, es ist — viel verkannt und viel geschmäht — seine größte Zeit. Er war für den Frieden und die Erhaltung des Status quo um jeden Preis[170]). Nachdem einmal Caesar mit und durch Pompeius groß geworden ist, ist es jetzt das einzig Richtige, seine Stellung ihm zu lassen und das erträgliche Regiment der beiden Machthaber zu erhalten statt durch Revolution und Kampf die Monarchie zu schaffen. Er sieht, und mit Recht, in Pompeius' Monarchie keinen glücklicheren Zustand als im Siege Caesars, noch als er sich in den Tagen von Pharsalus im Lager der Nobilitätspartei befand, hat er vor dem Sieg der unfruchtbaren Brutalität des Pompeischen Soldatenregiments und der Reaktion gezittert[171]). Caesars Präsidentschaft ist die populare, von dem Beifall des Volks getragene Monarchie, aber auf legitimem Wege und auf konstitutioneller Grundlage und mit dem mächtigen Gegengewicht des in seinen Fundamenten noch unerschütterten Ansehens von Pompeius[172]). Daß andere Stimmungen dazwischen sich kreuzen, wundert bei einer so sensiblen und sanguinischen Natur wie Cicero nicht, seine Politik blieb in diesen welthistorischen Tagen sich gleich, erst als er wählen mußte, hat er sich — schweren Herzens und voll banger Ahnungen — auf die Seite von Pompeius und Nobilität geschlagen.

Caesar ist zuletzt, in den ersten Januartagen des Jahres 49, bis zum Äußersten heruntergegangen: er war bereit, sich mit dem Illyrischen Gebiet und einer Legion bis zum Amtsantritt zu begnügen. Pompeius schwankte, aber die Kriegspartei, durch jede Konzession mehr ermutigt, trieb zur Entscheidung durch die Waffen, der Senat mußte mit, und Pompeius, bei seiner Ehre gepackt und durch Caesars Stellung, wie sie war und wie sie werden mußte, aufs tiefste in seiner Eitelkeit verletzt, konnte der Kriegspartei nicht widerstehen[173]).

Auf die Mobilmachung und die darin enthaltene Kriegserklärung des Senats hatte Caesar mit einem sehr maßvoll gehaltenen Ultimatum geantwortet. Es wurde am 1. Januar des Jahres 49 von Curio überbracht. Er verlangte im Namen der Nation die Sistierung der Rüstungen und des gesetzlosen, revolutionären Zustandes und erklärte nochmals seine Bereitwilligkeit zum vollen Verzicht auf Armeen und Provinzen zusammen und zugleich mit Pompeius. Man wollte das in energischem, aber versöhnlichem Ton gehaltene Schriftstück im hohen Hause überhaupt nicht zur Verlesung kommen lassen. Nur durch die Energie zweier auf Caesars Seite stehenden Tribunen, unter denen sich M. Antonius, sein glänzender politischer Agent und General befand, konnte die Verlesung erzwungen werden. Aber jede Diskussion wurde unterdrückt, die schwankende Majorität terrorisiert, Caesar als Landesfeind

erklärt, wenn er nicht bis zu einem gewissen Zeitpunkt seine Provinzen aufgab und die Armee seines Dienstes entband. Nur die Tribunen verhinderten das Äußerste: ihre Interzession machte den Beschluß unwirksam.

Am 7. Januar wurde, um die Interzession zu brechen, der Ausnahmezustand durch das senatus consultum ultimum erklärt. M. Antonius, die Caesarischen Parteigänger und Tribunen fliehen in Verkleidung: der Senat hat dem Volk und Tribunat, wie einst den Gracchen und Saturninus den Krieg erklärt. Der Senat hatte durch Tradition, nicht durch die Verfassung seit dem Schwund der alten Diktatur das Recht die Aufruhrakte zu verkündigen, aber nur in äußerster Gefahr, wenn die Stadt durch Revolution oder Feind unmittelbar bedroht war[174]). Hier und in diesem Zeitpunkt waren die Handhaben durch die augenblickliche Lage nicht gegeben. Caesar war bis zum äußersten Entgegenkommen bereit, das ihn seiner militärischen Hilfsmittel und der Möglichkeit einer überraschenden Offensive vollständig beraubte, er wollte nichts, als den Appell ans Volk, dessen Rechte seit anderthalb Jahrhunderten der Senat an sich gerissen und aufs schnödeste mißbraucht hatte. Caesar wußte, was dieser Appell an die Nation bedeutete, daß er mehr wert war, als seine schlagfertigen Legionen, aber auch seine Gegner wußten es, und hierin hatten sie recht. Sie wollten die bewaffnete Revolution und wollten sie, wenn Caesar sie nicht eröffnete, selbst erzwingen. Der erste Schritt war bereits geschehen und von ihrer Seite: ein revolutionäres Kommando durch die Eigenmacht des Konsuls C. Claudius Marcellus Pompeius übertragen. Die Erklärung des Standrechts und Belagerungszustandes als Antwort auf das Entgegenkommen Caesars eröffnete den Krieg — den Krieg nicht gegen Caesar, sondern gegen Volk und Volkspartei. Mit ungeheuren Opfern und einer Kühnheit des Entgegenkommens, die nur er wagen durfte, hat Caesar sich zwar nicht sein Ziel, die freie Wahl zum Präsidenten durch ein freies Volk errungen — er hat diese legitime Basis später auf das bitterste vermißt —, wohl aber doch die Abwälzung des Odiums auf die, die die innere und äußere Schuld an dem bewaffneten Konflikt trugen, auf Ultras und Senat. Der Staatsstreich ging von Pompeius und Regierung aus, schon die Wahl des Sitzungslokals und die drohend vor dem Senat aufgestellten Wachtkommandos der Veteranen des Pompeius ließen keinen Zweifel. Caesar hatte daher die Handhaben, den Beschluß des terrorisierten Senats als Willkür, die anschließenden Maßnahmen als verfassungsmäßig nicht vorhanden, die militärische Organisation als revolutionäre Akte von Privatpersonen zu betrachten.

Trotzdem ist der prinzipielle Standpunkt der Reaktion voll begreiflich. Der Senat hatte ein Recht der Notwehr gegen die Monarchie, die seit zwanzig Jahren ihn bedrängte, und er hatte das Recht, sich den relativ ungefährlicheren Prätendenten als Verbündeten zu wählen und ihn, wenn es sein mußte, durch einen Staatsstreich mit revolutionärer Macht zu bekleiden. Er verteidigte

damit Rechte, die zum größten Teil nicht verfassungsrechtlich fixiert, aber durch die eiserne Tradition Roms seit anderthalb Jahrhunderten fest geworden waren. Aber auch die Ansprüche und die Ausnahmestellung der großen militärischen und statthalterischen Gewalten blickten auf eine lange Tradition zurück, und Sulla und Senat hatten sie eröffnet. Es war sehr fraglich, und aus dem Schoße der konservativen Nobilität selbst erhob sich die Frage, ob Moment und Form der legitimistischen Erhebung, die brutal und plump als unverhüllte Reaktion den Rechten des Volks den Krieg erklärte, glücklich waren[175]). Die Antwort lag bei der Nation und in der Bereitschaft der Regierung, die in den offiziellen Tagesnachrichten veröffentlichten Protokolle — die geniale Neuerung Caesars — gaben der Nation den Einblick in die Akten und der Gang der Ereignisse die Rechenschaft über die militärische Bereitschaft.

Die Entscheidung war gefallen, die Revolution offiziell erklärt, überstürzt wie in legaler, so in militärischer Beziehung. Pompeius hatte erklärt, er wäre militärisch voll bereit, archiprêt, in Wirklichkeit standen in Italien nur zwei unsichere von Caesar übernommene Legionen und die Aushebungen waren erst im Gange, die Rekruten ungeschult und die Neuformationen nicht organisiert. Aus dem Schoße der eigenen Partei war mit Nachdruck die Mahnung erhoben worden, mit der Kriegserklärung zu warten, bis die neuen Formationen wenigstens unter den Waffen stünden.

Auch Caesar war ungerüstet. Es war — nach dem berichtigten Kalender — um Wintersanfang, im November, alle neun Legionen standen bis auf eine fern in Gallien, vier von ihnen in dem nördlichsten Teil, im Belgischen Gebiet. Erst jetzt gab er Marschbefehl, insgeheim hatte wahrscheinlich schon die Spitze, zwei Legionen stark, Order zur Bereitschaft erhalten. Nur eine einzige Legion, die dreizehnte, befand sich in der diesseitigen Provinz, allerdings auf die volle Zahl von 5000 Mann komplettiert und in jedem Moment schlagfertig, aber gegen sie stand Pompeius die doppelte Zahl von zwei Legionen zur Verfügung, uneingerechnet seine starken und zuverlässigen Veteranengarden und die zahlreichen Neuformationen.

Trotzdem faßt Caesar den Entschluß, unverzüglich die Operationen zu eröffnen. Die Flucht der Tribunen und der Staatsstreich der Reaktion in Rom, ihre Terrorisierung von Senat und Volk — all das bot ihm den Grund zur Intervention: wollte er ihn nutzen, so durfte er den Einmarsch nicht verschieben und seine winzige Macht nahm der Aktion jede gehässigere Spitze. Es war wieder ein Winterfeldzug, er beginnt etwa Ende November des berichtigten Kalenders. Mit beispielloser Schnelligkeit und fast ohne Widerstand wird Italien überrannt und gewonnen — ein furchtbarer Zusammenbruch für Pompeius und Senat: die Briefe Ciceros, der sich jetzt notgedrungen und halb sträubend der Nobilität anschließt, sind voll Bitterkeit und Hohn auf den Generalissimus der Republik Pompeius. Aber der Zwiespalt und die Verwirrung entsprang nicht allein seiner Schuld, sondern der

ungleichen Koalition, von der der eine Teil mit allen Wurzeln sich verzweifelt an Italien festklammerte, der andere — Pompeius — längst und richtig die Provinzen und seine große Hausmacht in West und Ost als seine gegebene Operationsbasis betrachtete. Italien hatte für ihn nur Bedeutung als Rekrutierungsbasis, so schmerzlich auch für seine Eitelkeit die zeitweilige Aufgabe war. Das unumschränkte Kommando draußen konnte ihn zugleich am ehesten von den Hemmnissen des konstitutionellen Apparats und des legitimistischen Starrsinns der Regierungspartei befreien. Aber als er durch Caesars überwältigende Initiative verdrängt in aller Hast Hals über Kopf Rom und Italien unter dem Hohn und Protest der Nobilität verlassen mußte, da schlossen sich ihm die Emigranten an und er mußte den ganzen verrosteten Apparat von Senat und Regierungsmaschine mit sich schleppen: ein Opfer des ersten Versuchs eines konstitutionellen senatorischen Prinzipats. Aber dafür stand, als über die schweren anfänglichen Mißgriffe der Ultras und seiner Partei hinweg der prinzipielle Gegensatz wieder in das volle Licht trat, die ganze ehrwürdige Tradition der Republik und sein eigenes konstitutionell monarchisches Ansehen hinter ihm: ihm gehorchte das gesamte Römische Reich und stellte ihm ohne Widerrede seine unübersehbaren Hilfsquellen zur Verfügung, mit Ausnahme der Caesarischen Provinzen und des überrumpelten Italiens.

Caesar hatte dagegen nur sein junges, durch Kriege und Verwüstungen schwer zerrüttetes Reich und seine kleine aber von einem Geist beseelte Armee. Der einzige, der ihn verließ, war sein alter Waffengefährte Labienus. Der stolze General, der sich seinem Feldherrn nicht nur gewachsen, sondern überlegen fühlte, glaubte sich zurückgesetzt und war nicht gewillt dem vornehmen großen Statthalter auf den Thron zu verhelfen. Die Armee aber opferte nicht nur ihre Kräfte, sondern auch ihre Ersparnisse dem vergötterten Feldherrn. Durch die Zerrüttung der letzten Kriege waren die finanziellen Hilfsmittel des Gallischen Reiches erschöpft. Dies war die schwerste Wirkung des Unglücksjahres 52. Die Treue der blutig niedergeworfenen und großherzig mit schonender heilender Hand neu aufgerichteten Gallischen Lande hat während der jetzt beginnenden Kriegsjahre nicht gewankt, im Gegenteil, bald hat Caesar kampfgewohnte und ergebene Scharen aus seinem neugegründeten Reiche heranzuziehen vermocht. Wenn er es nicht gleich und in größerem Umfange tat, so zwang ihn dazu die Rücksicht auf die Stimmung in Italien, wo man seit langem von dem Popanz der Gallischen Gefahr fabelte und angenehm enttäuscht war, als die erste Stadt, Ariminum, in friedfertiger und höflicher Weise von einer Anzahl Legionare im Halbzivil zum Anschluß an die Caesarische Intervention veranlaßt wurde.

Die Stimmung in der Latinisch-Römischen Bevölkerung seiner Cisalpinischen Provinz, aus der seine wackeren Legionen stammten, und in ganz Italien war durch die überstürzte Kriegserklärung der Ultras und ihren offenen Terror auf das beste für die Intervention vorbereitet: nur so erklärt sich der reißend schnelle,

durch keine der festen Städte und durch keinen bewaffneten Widerstand gehemmte Einmarsch in die volkreichen, kriegerischen und zum großen Teil durch alte Traditionen mit Pompeius eng verbundenen nördlich von Rom gelegenen Italischen Gebiete. Caesar war der mit zähester Geduld beschrittene und verfolgte Weg zur legalen Präsidentschaft abgeschnitten und die Nation ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubt worden. Die Folgen aber entluden sich zunächst mit furchtbarer, sich überstürzender Gewalt über dem eigenen Haupt der Urheber der Revolution.

In kurzem war das beste und ergiebigste Rekrutierungsgebiet der Halbinsel für Pompeius verloren, große Abteilungen hatten auf den ersten Anruf kapituliert und sich der Caesarischen Armee angeschlossen. Der schwerste Schlag war die Kapitulation von Corfinium im Herzen Italiens mit dreißig Bataillonen. Sie war die Folge der sich kreuzenden Politik von Pompeius und Nobilität: die großen Herren wollten ihren Grundbesitz und ihre Heimat entgegen dem strikten Kommando des Oberstkommandierenden nicht preisgeben. Drei ganze Legionen gingen auf diese Weise verloren, und daß Caesar die hohen Offiziere großherzig ziehen ließ, hob weder ihr Ansehen noch das der Partei. Sie haben bald wieder in Waffen auf Seite von Pompeius und Senat gestanden und Caesar militärisch manchen Abbruch getan, politisch war der Gewinn dieser Maßregel, ebenso wie der ganzen versöhnenden Politik Caesars auf die Masse der Nation und der Armee von der größten und fruchtbarsten Wirkung.

Dazwischen liefen — es handelte sich für Caesar nur um eine Intervention und in den ersten Anfängen mit nicht mehr als einer Legion — die Verhandlungen weiter und nicht nur zum Schein. Cicero hat die Situation klar und richtig erfaßt, freilich trübt sich allmählich sein Urteil mehr und immer öfter unter dem Einfluß der republikanischen Phrase, mit der er sich und seine Zweifel betäubt[176]). Caesar wußte, daß nur das Ruhebedürfnis der besitzenden Klassen der Nation und die schweren politischen Mißgriffe seiner Gegner ihm die Tore so leichten Kaufs geöffnet und die Angst vor einer radikalen Revolution, die jeder reformatorischen und mit dem Volk verbündeten Partei gegenüber sich stets und überall regt, zum Schweigen gebracht hatten, daß aber auf die Dauer das ganze Schwergewicht der Legitimität für Pompeius, den Senat und die Konstitution ins Gewicht fiel. So bot er ernstlich und mit weitgehenden Konzessionen die Hand zum Frieden. Die Basis war die gleiche, wie die Forderung Curios, die er im Namen von Nation und Republik erhoben hatte: Caesar war bereit zu gleicher Zeit und unter gleichen Bedingungen wie Pompeius zu demobilisieren, die Armee zu entlassen und die Provinzen aufzugeben. Und er konnte es. Er hatte ein Prestige, das mehr wert war als eine Armee, und jetzt auch in Italien, dem zehnjährigen Sitz der von ihm begründeten Herrschaft des Pompeius. Präsidentschaft und Monarchie auf dem Boden von Verfassung und Konstitution

waren ihm sicher, der Mitregent Pompeius willkommener als je. Aber gerade darum konnte Pompeius seinerseits nicht. Seine aufs tiefste verletzte Eitelkeit ließ diese Lösung nicht mehr zu — und doch war es die glücklichste und ehrenvollste Lösung für ihn, wenn er als Mensch nicht kleiner war wie als General: dort, als Militär, hat er seine Grenzen stets richtig und mit unerbittlicher, fast überängstlicher Selbsterkenntnis eingeschätzt und nie nach Aufgaben gegriffen, die ihm nicht lagen. Aber er und seine Familie hatten das Machtgefühl des Herrschertums genossen. Er wollte nicht von der ersten Stelle abdizieren, selbst nicht um den Preis, daß er äußerlich den ersten Rang und den Vortritt des Alters behielt: es konnte freilich nur noch eine wenn auch glänzende Scheinstellung sein. Jetzt war das Verhältnis zwischen ihm und dem Senat umgekehrt. Selbst Cato war um diese Zeit — angesichts der völligen Deroute und Debellierung der Partei — für ein Kompromiß und die Anerkennung der konstitutionellen Forderungen Caesars[177]). Pompeius aber war von jetzt ab zu keiner persönlichen Verhandlung und zu keinem Vergleich mit Caesar mehr zu haben: die Verhandlungen, die er gelegentlich angeknüpft hat, waren nur dilatorischer Natur, ihr Zweck, sich den Rückzug aus Italien und Brundisium, seiner letzten Festung, nach der Balkanhalbinsel und dem Osten zu sichern. Viel zur Stärkung des Widerstandes von Pompeius trug das mit großen Hoffnungen begrüßte Eintreffen von Labienus bei, der mit Hinterlassung von Gepäck und Eigentum in Begleitung seiner persönlichen aus Gallischen und Germanischen Reitern bestehenden Bedeckung fluchtartig von seinem Posten entwichen war, die Treue der Truppen hatte er nicht zu erschüttern vermocht.

Es war das Verhängnis Caesars und des Reiches, daß es durch die Fehler und Inkonsequenzen, die starren Ansprüche und die Schwäche, aber auch durch das zähe und verständliche Festhalten an einer ehrwürdigen und zugleich Gewinn bringenden Tradition seitens der vereinigten Gegnerschaft fast zur Notwendigkeit wurde, daß die legitimistische Partei sich zu einem Kompromiß nicht verstehen wollte und daß in den entscheidenden Momenten stets der intransigente Teil die Führung übernahm und festhielt. So trieben die Verhältnisse zum bewaffneten Austrag des Konfliktes. Auf der einen Seite stand in letzter Linie die stolze, weltbeherrschende Aristokratie von Rom, die ihre Kraft, ihre Berechtigung allmählich in und während der gewaltigen Erweiterung des Reiches immer mehr verloren hatte, deren Ansprüche und starre Unnachgiebigkeit aber immer größeren Umfang angenommen hatten, auf der anderen Seite die Monarchie, die das Recht des Volks vertrat und die ehrwürdigen Formen des senatorischen Parlamentarismus bereit war zu respektieren, aber nur so lange sie nicht in blinder Obstruktion jeder neuen und erneuernden Entwicklung den Weg verlegten. Nicht nur Pompeius — auch Caesar hat zunächst den Weg der konstitutionellen Monarchie beschritten. Erst die Nobilität und ihre Ultras haben ihn zum Kampf bis aufs Messer gezwungen.

Nachdem Pompeius Italien und Brundisium verlassen hatte, war Caesar Herr von Rom und von Italien, auch der südliche Teil war in unaufhaltsamem, allmählichem Vordringen in nicht langer Zeit besetzt. Aber die Entscheidung des Konflikts hatte sich auf revolutionärem Wege vollzogen. Nicht Caesar hatte ihn zuerst beschritten, und selbst seine gemäßigteren Gegner haben dies nicht verkannt, aber durch den Erfolg waren ihm die Früchte und damit auch das Odium der Revolution zugefallen. Nicht als erwählter Präsident der Nation stand er in Italien und in Rom, sondern als der siegreiche Feldherr und der trotzige Statthalter eines fremden Reiches, das er aus alten Provinzen und fernen großen Eroberungen sich zusammengeschweißt hatte.

Die Flucht der beiden gegnerischen Konsuln hatte ihm verfassungsrechtlich den Boden unter den Füßen entzogen. Marius und Sulla, die mit bewaffneter Hand in offener Rebellion Rom erstürmt hatten, standen besser da als seine siegreiche Intervention, denn Marius hatte den erwählten Konsul Cinna neben sich, Sulla, nach dieser Richtung im Nachteil, die gesamte parlamentarische Maschine des Senats, die ihre ganze legitime und traditionelle Macht dem Retter der Nobilität bereitwillig zur Verfügung stellte. Mit den Konsuln war der Senat, zum Teil durch Einschüchterung und Drohung gezwungen, aus Rom entwichen, fast sämtliche Konsulare und Häupter des hohen Hauses waren im Lager der Präsidenten und des Oberstkommandierenden des Senats, und auch wer noch von Senatoren in Italien war — fast alles minder bekannte und angesehene Mitglieder der hohen Körperschaft — hielt sich zurück. In Rom kam es dazu bald zum Konflikt mit dem Tribunat. Ein mutiger junger Tribun der senatorischen Partei setzte die Obstruktionsmaschine der Interzession gegen Caesar in Bewegung und zwang ihn zur Gewalt: die populare Monarchie begann ihren Einzug in Rom, so schien es, mit der Vergewaltigung des Volkes. Die Schatten von Marius und Cinna stiegen auf, die Besitzenden waren von tiefem Mißtrauen erfüllt, man sah bereits die radikale soziale Revolution ihre Orgien feiern.

Die Begleitung und Umgebung Caesars, Antonius und Curio voran, taten das Ihre. Die Familien des alten, hochangesehenen Amtsadels waren versprengt, entflohen, für Caesar nicht zu haben. Der politisch indifferente große Besitz und die Finanz, wie Atticus, hielt sich zurück. Erst langsam ist aus den Reihen der Ritterschaft und der Notabeln der Provinz eine neue Beamtenschaft in der Kaiserzeit emporgestiegen: mit um so offeneren Armen hat Caesar Männer wie den jungen Asinius Pollio aufgenommen, die ihm mehr blinder Haß und Vorurteil auf seiten der Nobilität als eigene Neigung und Liebe zur aufsteigenden Monarchie zuführten. Um so hoffnungsvoller waren die Enterbten, hoch und niedrig — an der Spitze die gefürchteten Verbannten — und alle bereit, ihm zuzuströmen. Die kapitalistische Entwickelung hatte auch unter den alten angesehenen Familien gewaltig auf-

geräumt, eine Reihe von tatkräftigen, impulsiven, überschäumenden Mitgliedern dieser Kreise waren in den ungeheuren Anforderungen des modernen Lebens in Not und Verschuldung geraten. Äußerlich heruntergekommen, bargen diese Kreise manche edle Kraft. Caesar wußte solche Kräfte mit sicherem Blick zu gewinnen und herauszugreifen, aber ihre Vergangenheit und ihr schrankenloses genialisches Sichausleben war wenig geeignet, ihm und seiner Sache das Vertrauen des soliden, banausischen und selbstzufrieden gesättigten Besitzes zu gewinnen. Und die unteren Klassen, der notleidende kleine Bauernstand und das Proletariat, deren Elend mit dem Senatsregiment begonnen hatte und durch die Bürgerkriege und Sullas Reaktion aufs äußerste gesteigert worden war, fingen an ausschweifende Hoffnungen zu hegen und zu zeigen: man hoffte auf Umsturz, Konfiskation des zum großen Teil jungen und aus trüben Quellen stammenden Besitzes und auf eine demokratische Monarchie. Ciceros Briefe sind voll von immer wiederkehrenden Äußerungen der Angst und der moralischen Entrüstung.

Aus diesem Chaos mußte Caesar seine neue Welt sich schaffen. Und dabei war jetzt längst — durch seine überwältigenden, alles niederwerfenden Erfolge — der politische Standpunkt verschoben. Die früheren Besorgnisse und die Agitation der konservativen Kreise zeigten sich, so schien es, berechtigt. Sie selber hatten jetzt endlich gelernt, auf die öffentliche Meinung zu achten, durch geschickt redigierte Manifeste ist man in letzter Stunde Caesar in der ehrenvollsten Weise entgegengekommen, hat ihm in feierlicher Form die Präsidentschaft für das kommende Jahr zugesagt und nur das Entscheidende, die einzig wirkliche Garantie für ihn und seine Sicherheit, den Termin für die Demobilisierung der Regierungspartei unter wohlgesetzten Phrasen auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Dadurch und durch die ungeheure militärische Macht, die der Sieg Caesar in die Hände gelegt hatte, wurde er immer stärker und offener ins Unrecht gesetzt: sein Ziel schien die absolute, unbeschränkte brutale Militärmonarchie mit allen ihren Schrecken. Und auch wer noch klaren Kopf genug behielt, um an Beginn und Ursachen des Konflikts zurückzudenken, mußte sich sagen, daß der Gang der Dinge dem Sieger, auch wenn er es nicht gewollt hatte, die unumschränkte Macht in die Hand gelegt hatte. Dabei beschränkte sich diese Macht zunächst ausschließlich auf das finanziell schwer zerrüttete Gallische Reich und auf Italien, die Wiege und das Grab so vieler Revolutionen. Die gesamten Provinzen mit ihren Heeren und gewaltigen finanziellen Hilfsquellen und die nächste Nachbarschaft Italiens befanden sich in der Hand der legitimistischen Partei und ihres großen weitberühmten alten Feldherrn.

Caesar hat das Äußerste getan, um wieder Ordnung und Gefühl von Recht und Sicherheit aufkommen zu lassen. Rührend sind seine Bemühungen um die einzelnen führenden Persönlichkeiten der gemäßigten Richtung: unermüdlich und als Bittender hat er sich um Cicero bemüht, um zuletzt von

dem über seine unaufhaltsame Siegeslaufbahn gekränkten Vater des Vaterlandes eine schnöde Abweisung zu erfahren, die erhaltene Korrespondenz gewährt uns einen tiefen Einblick in diese Bemühungen und Enttäuschungen[178]). Und als nach dem Zusammenbruch von Pharsalus der gebrochene und von der eigenen Partei bedrohte Konsular reumütig unter seinen Schutz zurückkehrte, ist er ihm in Person mit dem großherzigsten Entgegenkommen begegnet und hat ihn mit Aufmerksamkeiten überschüttet, um ihn und das Vertrauen der Gemäßigten voll und rückhaltlos wiederzugewinnen. Zahllos waren die Gegner, die er auf die Fürbitte der Aufgenommenen mit kühner und großmütiger Milde begnadigte und wieder an sich zog. Wir finden bei ihm in diesen Tagen, in denen ein anderer im Gefühle seines Sieges und seiner Größe alle Maßstäbe verloren hätte, ein Feingefühl und einen — dabei illusionslosen — Tiefblick, von dem die wahnwitzigen Pläne und Drohungen der Emigranten im Lager des Pompeius auf das grellste abstechen, die die wenigen eigenen maßvollen Parteigenossen im Innersten erschreckten und entfremdeten. Auch hier gibt uns die Korrespondenz Ciceros Stimmungsbilder von intimstem Wert.

Niemals hat Caesar den Gedanken an eine Versöhnung mit der legitimistischen Partei aufgegeben, wie den einzelnen, so hat er ihr insgesamt stets und oft die Hand zur Versöhnung geboten[179]). Nur den Preis konnte er nicht zahlen, den sie verlangte: die Einsetzung der Impotenz des Senatsregiments in alle seine alten gesetzlichen und vermeintlichen Rechte, die volle Wiederaufrichtung der bankerotten Adelsrepublik, die die Catonen und ihre Nachbeter naiv für die alte Römische Republik hielten. Die konstitutionellen Formen zu geben und wiederherzustellen war er so bereit, wie der spätere Prinzipat, und nicht an ihm lag es, wenn ihre hartnäckige und unfruchtbare Obstruktion ihn stets aufs neue dazu zwang, sich souverän über sie hinwegzusetzen und als Diktator zu enden. Aber nicht dieses immer wieder durch die Obstruktion ertrotzte Aufbäumen des Monarchen gegen die Hemmnisse einer eingerosteten Staats- und Verfassungsmaschinerie war der innerste Grund der wachsenden Entfremdung. Wer tiefer in die geheimen Falten der Menschennatur sieht, erkennt, daß es vielmehr die durch die Überlegenheit des Genius tief verwundete Eitelkeit kleinerer Naturen war, die die Saat des Hasses gegen ihn zuletzt zum Reifen brachte. Auch in diese Nachtseiten des Gemüts läßt uns Ciceros Korrespondenz unfreiwillig tiefe Blicke tun. Jeder Genius, der in gewaltigen Entwürfen sich durchsetzt, hat etwas Schroffes, und am allermeisten, wenn er in so gedrängter Zeit wie Caesar seine Pläne in die Wirklichkeit umsetzen will. Wenige Wochen, oft nur Tage sind Caesar zwischen den aufreibenden und mit beispielloser Energie und Kühnheit geführten weitverzweigten Kriegen vergönnt gewesen, um sein Lebenswerk zum Reifen zu bringen. Und doch haben bereits die stumpfen Augen seiner Zeitgenossen und der welkenden Kaiserzeit die gigantische Größe dieses

Werkes geahnt und angestaunt — eines Werkes, das erst in Jahrhunderten seine vollen Früchte tragen sollte.

Tief im Innern trug Caesar das Gefühl, daß er für die Ewigkeit schuf, nach außen stieß er immer heftiger auf Mißverstehen, Übelwollen und erbitterten Widerstand — und es war nicht ganz unberechtigt, wenn sich die alte Welt gegen die neue, die über ihren Trümmern emporzusteigen begann, wehrte. So beginnt, trotz aller Erfolge, mit dem wunderbar schnell, aber gegen seinen eigenen Willen errungenen militärischen Sieg das Martyrium für Caesar, das Martyrium für die Idee des modernen Kaisertums, die erst in der Neuzeit ihre Verwirklichung gefunden hat. Seine glücklichste Zeit war die Regentschaft in Gallien gewesen, und auch den furchtbaren Rückschlag hat er dort im offenen Kampfe überwinden können. Als er gesiegt hatte, als das unglückliche Land scheinbar vernichtet am Boden lag, da wurde seine Hand, die er den Besiegten hinstreckte, nicht ausgeschlagen, außer von einigen wenigen Desperados oder dem blinden Trotz einer Völkerschaft, die in gleichem Partikularismus sich ebenso der nationalen Erhebung versagt hatte. In Rom aber war er fremd, und tief im Innern sah man in ihm den Feind des Landes und der Nation, der die Rechte Roms an fremde Nationen, wie die Gallier verschenkte. Als keine Waffe im offenen Kampfe den Unüberwindlichen fällen konnte, der nicht weit von den Sechzig sich noch in der letzten schweren Schlacht persönlich in das Handgemenge warf, da griff die stolze Republik zum Dolch, um ein Leben zu vernichten, das nie das Leben als der Güter höchstes schätzte und aus dessen Ende eine Saat aufging, die unendlich blutiger und greuelvoller war, als die Siege über Bürgerblut, die der Trotz einer untergehenden Welt dem abgeklärten, gern verzeihenden großen Geiste Caesars abgerungen hatte.

VI.

Caesars Monarchie, ihr Wesen und ihr Ziel.

Caesar hatte sich nicht übereilt, nach Rom zu kommen. Erst als der letzte Soldat der Pompeischen Armee den Hafen von Brundisium verlassen hatte, ging er in die Hauptstadt Italiens und des Reiches. Er traf hier keinen Senat, nur noch seine Reste, aus ihnen fand sich allmählich ein Rumpfparlament, dem aber gerade die angesehensten Glieder fehlten, zusammen. Trotzdem wird kein Zwang geübt. Im Gegensatz zum Terror der legitimistischen Partei wird jedem freigestellt, zu gehen oder zu bleiben. Wochenlang schwankt Cicero, Caesarianische und Pompeianisch gesinnte Truppen liegen nahe nebeneinander, ein ungeheures Durcheinander herrscht in Italien, der sanguinische Cicero schmeichelt sich eine Zeitlang mit der Hoffnung, den Emissar Caesars Curio für die Republik gewinnen zu können, und der Schalk läßt ihn bei diesem Glauben, um ihn um so besser bearbeiten zu können. Wir sehen, welch ein unbegrenztes, von jedem kleinlichen Mißtrauen freies Vertrauen Caesar in seine Leute setzte. Und wenn er getäuscht wurde — um so besser: er sah die feindlichen Elemente lieber vor der Front seiner Linien als hinter seinem Rücken. In solchen Dingen mehr noch als in seinen ungeheuren Erfolgen zeigt sich Caesars Geist und nur durch sie schuf er ein Gegengewicht gegen seine prekäre, unerhörte, wenn auch unverdiente staatsrechtliche Lage.

Sein Erstes war, daß er in Rom vor Senat und Volk die bewaffnete Intervention motivierte und begründete, die er zum Schutze des Tribunats und seiner eigenen mit den Mitteln der brutalen Intrigue angefochtenen Rechte unternommen hatte: es war gewissermaßen ein Gesuch um Indemnität und nachträgliche Sanktion. Dieses Vorgehen bedeutete ein Einlenken in legale Bahnen. Wenn es auch, wie im späteren Prinzipat, zum großen Teil bei den bloßen Formen blieb, so war es doch eine Monarchie mit stark konstitutionellem Einschlag, und am Senat, nicht an der von Caesar gegründeten

Monarchie lag es, wie auch der Historiker der untergehenden Nobilität Tacitus es schildert, wenn nur selten später der Senat die Macht entfaltete, auf die ihm die Konstitution Anspruch gab. Aber der gesetzliche Boden war erhalten, und er hat mehr als einmal, wie bei der Renaissance der Nervisch-Trajanischen Epoche, neue Frucht getragen[180]).

Für die Legitimisten freilich existierte die Indemnität nicht, denn sie erkannten den Senat in Rom nicht an und bildeten in Thessalonike einen eigenen Senat der Emigranten. Dieses Vorgehen war staatsrechtlich ein Unding — nur Rom und Italien waren Römischer Boden — und politisch ihr eigenes Grab: denn diese hochfahrende und eigenmächtige Pseudo-Regierung hat die Handlungen und Operationen des Feldherrn des Senats aufs schwerste im Felde geschädigt und gehemmt. Pompeius fiel als Opfer des bis in sein Gegenteil verkehrten legitimistischen Konstitutionalismus. Vielleicht wäre sonst eine Versöhnung mit Caesar, der viel zu bieten bereit war, in letzter Stunde trotz des verletzten Ehrgeizes des alten Imperators möglich gewesen. Ein Sieg war für Pompeius kaum zu erwarten, selbst wenn Caesar in einer der Schlachten als Opfer seiner Kühnheit gefallen wäre. Die Generale Caesars, wie Antonius, waren die Erben einer überwältigenden Initiative, der auf die Dauer Pompeius nicht gewachsen war, und die Greuel der erneuten Sullanischen Reaktion mußten in kürzester Zeit aufs neue einer Volksmonarchie die Wege ebnen.

Aber die Nobilität wollte keinen Frieden. So beginnt jetzt eine Kette von Kriegen, die erst wenige Monate vor Caesars Tod ihr letztes Ende finden sollten. Caesar hat diese Kriege mit beispielloser Verwegenheit geführt. Aber diese Verwegenheit war keine Tollkühnheit oder Nervosität, ein anderes sind die vorübergehenden Momente reizbarer Ungeduld, von denen uns der Verfasser des Afrikanischen Krieges eine köstliche Probe mitteilt. Caesar hatte, mit schwachen Kräften in Afrika gelandet, dringend über See nach Verstärkungen geschickt. Schon am nächsten Tage stand er voll Ungeduld am Strande und war außer sich darüber, daß ihn der Transport so lange warten ließ[181]). Er war jetzt in erster Linie Staatsmann und mußte eilen, zum Abschluß zu kommen. Die schwere, zerrüttende finanzielle Krisis, das Stocken von Handel und Verkehr — die feindliche Flotte beherrschte die See —, die dringenden Aufgaben der Regierung und seine großen Pläne und Reformen riefen ihn von dem immer sich erneuernden unfruchtbaren Kriegshandwerk zurück.

So werden mit unzureichenden Mitteln, scheinbar überstürzt, in ungewohnter rauher Jahreszeit diese Feldzüge eröffnet. Aber Caesar hat die unerschöpflichen Hilfskräfte seiner Natur und die tief unter ihm stehende Initiative und Widerstandskraft seiner Gegner richtig eingeschätzt. Als die kühne Offensive im Winter des Jahres 49 an der imponierenden und unerwarteten Energie des winterlichen Gebirgsmarsches von Pompeius und Labienus scheiterte, hat das weit überlegene feindliche Heer es nicht gewagt

den kühnen Gegner und seine kleine Armee, die von allen Verstärkungen und von der See abgeschnitten war, zu zernieren. Kaum war die zweite Hälfte der Armee in gefahrvoller Überfahrt an der feindlichen Flotte vorbei zu Caesar gestoßen, so ging er seinerseits an das gigantische Unternehmen, das immer noch beträchtlich überlegene Heer von Pompeius und seine ausgedehnten Schanzen, deren Verbindung mit der See nicht abgeschnitten werden konnte, in meilenlangen, dünnbesetzten Linien einzuschließen. Der Zweck, ihn durch Aushungerung seiner starken Kavallerie aus den Stellungen zu drängen, war nahezu erreicht, und nur an der Energie von Labienus — denn ihm gebührt wohl der Hauptanteil an dem kraftvollen Aufraffen — scheiterte das Unternehmen. Die kleine und durch starke Detachierungen aufs äußerste geschwächte Armee Caesars war durch die entbehrungsreichen Strapazen der Wintercampagne und der forcierten Schanzarbeit an der Grenze ihrer physischen und moralischen Leistungsfähigkeit angelangt. Aber auch als die halbfertigen, von einer gänzlich ungenügenden Zahl verteidigten äußersten Werke am Meer von einer überwältigenden Übermacht zu Lande und zur See von drei Seiten angegriffen und erstürmt waren und eine zweite unvorhergesehene Niederlage hinzutrat, die infolge der körperlichen und seelischen Erschöpfung der beteiligten Truppen in eine wilde Panik ausartete, ging Caesars Heer nicht unter. Die Ausnutzung der Deroute seitens des Feindes wurde durch die gleichen Umstände, die sie hatten herbeiführen helfen, durch das durchschnittene und unsichtige Terrain, unmöglich gemacht — unmöglich wenigstens für die langsame und bedächtige methodische Kriegführung des alternden Oberstkommandierenden. Und während man den zähen Gegner vernichtet wähnte, hat die unbeugsame Elastizität von Caesar, ein genial geleiteter Rückzug und eine gute, reichliche Verpflegung von einigen Tagen genügt, um der geschlagenen Armee ihre volle Kraft, Marschfähigkeit und Schlagfertigkeit wiederzugeben.

Wie viel Caesar sich und den Truppen, die unter ihm fochten, zumuten durfte, haben in vollem Umfange erst die an das Abenteuerliche streifenden und doch mit klarer, zielbewußter Energie geführten Kämpfe in Alexandria gezeigt, wo die unbezwingliche Spannkraft seines Genius in ihrem hellsten Licht hervortritt. Auch in der Defensive herrscht bei ihm ein Geist unerschöpflicher und grandioser Initiative, an den in seiner Energie, Beweglichkeit, Schnelligkeit, Zähigkeit und unversiegenden Erfindungsgabe die heroischsten Kämpfe der alten und der neuen Zeit kaum heranreichen.

Wir verstehen es, daß er unter solchen Umständen sich und seinen Leuten, selbst jungen Truppen, die er in meisterhafter Weise persönlich für den Krieg und seine wechselvollen Anforderungen zu schulen und zu drillen wußte, wie der Afrikanische Feldzug zeigt, das Unmögliche zumuten durfte. In der Vereinigung von Defensive und Offensive ruht das Geheimnis seiner Kraft und die Begründung für die beispiellose Kühnheit seiner strategischen Offensive. Und im Grunde liegen darin und in der genialen Handhabung

der beiden wechselnden Prinzipien die Elemente aller wahren Kriegskunst: die reine oder überwiegende Offensive ist nur ein Bekenntnis von der aufopfernden Bravour der Truppe und der Unzulänglichkeit der Führung. Nicht in der Zahl und nicht im blinden Draufgehen, sondern in der genialen Kombination von Offensive und Defensive ruht das Geheimnis der Kriegführung und in der Fähigkeit des Führers auch in der Defensive den Geist kühnster Initiative zu erhalten. Nur das spart Blut und gibt dem gemeinen Manne das unbegrenzte Vertrauen, das den Nerv des Verhältnisses zwischen Offizier und Soldat ausmacht. Napoleon hat diese Höhe nur 1814, sonst, selbst 1815, nie in gleichem Maße auch nur annähernd erreicht. Fesselnd aber ist es zu sehen, wie kein anderer als Bismarck sofort nach den ersten mörderischen Schlachten 1870 energischen Protest gegen die unnötigen Blutopfer einer einseitigen Stoßtaktik eingelegt hat — ein Protest, der ihm seitens der Generalität die auf das bitterste empfundene vollständige Ausschließung von jedem Einblick in die militärischen Operationen eingetragen hat. Erst die Not hat im weiteren Verlauf, aber spät, sparen gelehrt. Je höher an Intelligenz, Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft eine Truppe steht, um so mehr muß jeder Blutstropfen geschont werden: erst dann gibt sie ihre volle Kraft her, statt sich für eine primitive Taktik aufzuopfern. Das grandioseste Beispiel einer rücksichtslosen Verschwendung des Menschenmaterials stellen die heroischen, aber in Proportion von Erfolg und Verlust unerhört dastehenden Kämpfe der Russischen Truppen vor und um Plewna im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 dar, aber auch manche Schlachtbilder des Deutsch-Französischen Krieges nähern sich ihnen bedenklich — und das bei einer Truppe, die ihrerseits die nötigen Qualitäten in sich trug und nur in falschem Heroismus hingeopfert wurde — ein Fehler, den der Chef des Generalstabs später selbst und an sich selbst gerügt hat.

Im Glück war Caesar nie größer als in der Energie der Verfolgung und der Vernichtung der letzten Kräfte des Feindes. Wo andere, ermattet und gesättigt nachzulassen beginnen, wußte er den gemeinen Mann, seine verwöhnten, alternden Veteranen zu unerhörter Anspannung zu befeuern. Das phänomenalste Beispiel ist wohl, wie die Kriegsgeschichte staunend anerkennt, die rücksichtslose und erschöpfende Ausbeutung des Sieges, den die kurze, aber heiße Schlacht an dem glühenden Sommertage von Pharsalus gebracht hatte. Keine vierundzwanzig Stunden nach Beginn der Schlacht müssen die Reste der geschlagenen Armee vor einem Gegner, der am Entscheidungstage nur die halbe Zahl wie die unterlegene Armee ins Gefecht hatte führen können, kapitulieren[182]). Pompeius, als Organisator und als Führer gegen schwächere Gegner von unbestreitbarem Verdienst, und seine geringe Elastizität versagen gegen Caesar vollständig, und selbst der unbeugsame, hartnäckige Widerstand des größten Generals seiner eignen Schule Labienus bricht in drei schweren Feldzügen vor ihm zusammen.

Fast noch staunenswerter ist die zähe Energie, mit der Caesar Pompeius nach der Niederlage durch drei Weltteile verfolgt hat. Und als Pompeius endlich auf der Flucht nach dem Osten — ohne Caesars Schuld und gegen seinen Willen — in Ägypten von Meuchlerhand gefallen war, hat der rastlose, von unbezwinglicher Jugendglut erfüllte Mann in der glänzenden Hauptstadt der letzten großen Hellenistischen Dynastie von Not, Verrat und Kampf umgeben noch einen zweiten späten, heißen Nachsommer erlebt, in den Armen der letzten Königin Ägyptens Kleopatra, die, als er kam und sich der Schutz suchenden jungen Fürstin annahm, im vollen Reize ihrer ersten Jugend und ihrer eigenartigen Schönheit stand. Es war die Vermählung des Herrschers Roms mit der Hellenistischen Monarchie — doch anders als bei Antonius und Kleopatra. Wenn später auch Kleopatra in Rom erschien, Caesar wurde nie zum orientalischen Monarchen, und die Römische Matrone, seine dritte Gattin, hat ihren Platz an der Seite des Herrn der Welt behauptet.

In Rom hat Caesar die konstitutionellen Formen erhalten. Aber er konnte mit ihnen nicht regieren. Er hatte keine Zeit dazu. Und so liefen die Fäden des unübersehbaren Reichs in seinem Kabinett zusammen, seine treuen Sekretäre Oppius und Balbus waren die eigentlichen Träger der Regierung, und hochstehende Senatoren, wie Cicero, erfuhren oft erst nachträglich von den Beschlüssen, für die sie ihren Namen hergaben. Aber Cicero hat sich gefügt und trotz seiner republikanischen Tiraden nicht ungern. Noch weniger als von Pompeius und den Emigranten von Pharsalus und Korkyra hat er von den immer wildere Formen annehmenden letzten Kämpfen der legitimistischen Emigration in Afrika, die sich und das Schicksal des Reiches den Händen eines Vasallenfürsten anvertraut hatte, und von der Rebellion in Spanien erwartet. Die einzige Rettung war Caesar und die — wenigstens in der Form — konstitutionelle Monarchie. Cicero ist in Altertum und Neuzeit für diese ergebene Haltung, in deren behaglicher, zufriedener, wenn auch affektiert unglücklicher Ruhe seine zahlreichsten philosophischen Schriften entstanden sind, viel geschmäht und viel verspottet worden[183]). Im Grunde folgte er hierin viel mehr dem Zug der Zeit, den Traditionen seines Standes und seiner Familie, als wenn er, ein neues und nie für voll genommenes Mitglied der hohen Nobilität, mit ihr an der republikanischen Phrase sich berauschte. Wohl verstehen wir den zähen und unerbittlichen Kampf der herrschenden Geschlechter gegen den neuen Herrn, den heroischen Tod Catos — sie kämpften für die große und ruhmreiche Vergangenheit ihrer Ahnen und für das reiche Erbe an Macht und Glanz, auf das sie kampflos nicht verzichten wollten. Cicero hat nie ihren Kreisen angehört, von seinem eigenen Vater und dessen Tode spricht er kaum, er war ein durchaus neuer Mann in diesen hohen Kreisen, und es war für ihn lang nicht die Enttäuschung, wenn er sich vor einem Größeren beugen mußte, wie für die hohen Herren der Nobilität.

Sie haben sich gebeugt, aber nicht unterworfen. Wer es ehrlich meinte,

hoffte immer noch wie Brutus auf die Wiederaufrichtung der konstitutionellen Republik unter dem monarchischen Schutze eines Mannes, der auf die Monarchie verzichtete und, ein neuer, aber größerer Sulla, mit eiserner Hand die alten Ordnungen erneuerte und wiederbelebte, um sie der wiedergesundeten Republik und dem geläuterten Senat zurückzugeben. Und Caesar durfte diese Hoffnungen, die sich mit seiner Idee eines konstitutionellen, vom freien Willen eines freien Volks getragenen Kaisertums — wir müssen dieses Wort brauchen, dessen Begriff erst nach Jahrhunderten aus dem Caesarentum erwachsen ist — aufs nächste berührten, nicht zerstören. Um so härter aber waren die Enttäuschungen, die immer wieder kamen und kommen mußten, sobald er den unterwühlten Boden des alten Roms betrat. Andre fügten sich zum Schein und sannen von vornherein auf Rache und Revolution.

Eine wunderbare Fülle von tief eingreifenden und heilenden Reformen ergoß sich in diesen knappen Zeiten über Italien und das Reich. Die Grundlinien der späteren Entwicklung der Kaiserzeit sind von diesem schöpferischen Geiste vorgezeichnet. Er schuf nicht nur Neues, sondern er weckte und kräftigte, was von den alten Wurzeln stark und gesund war. Aus der bürgerlichen und bäuerlichen Selbstverwaltung ist der moderne Staat und seine politische Freiheit hervorgewachsen. Caesar hat die reichen, alten Keime Italischer und Römischer Selbstverwaltung auf das sorglichste gehegt, gepflegt und gefördert, eine seiner Hauptreformen war die große neue Julische Munizipalordnung. Er trug sich mit ungeheuren Projekten — von Kanalbauten, großartigen Entwässerungs- und Entsumpfungsanlagen bis zu einer neuen, dringend notwendigen Kodifikation der Gesetze — Aufgaben, die nach seinem jähen Tode erst spätere Generationen, Jahrhunderte und Jahrtausende langsamen Schaffens aufgenommen, versucht, durchgeführt oder liegen gelassen haben. Die Forschung hat in dieser überstürzenden Fülle zum Teil die Anzeichen der Auflösung eines überreizten Geistes gesehen: sie sind nichts als die jahrzehntelang zurückgehaltenen Fluten einer durch die Gewalt der Verhältnisse und zähes, ausdauerndes Warten eingedämmten schöpferischen Produktion. Und Caesar war der Mann, um mit sicherem, unbestechlichem Blick die geeigneten Talente sich herauszusuchen und in rastloser Schaffenskraft — wo es ging — selbst zu kontrollieren: das zeigt die große Kalenderreform, auf der — mit minimalen Verbesserungen — noch heute die gesamte Zeitrechnung der zivilisierten Welt beruht.

Ähnlich seine großen politischen Pläne. Mit der Ordnung Ägyptens und des Ostens griff er auf seine alten, schon damals scharf und klar erfaßten Jugendpläne zurück. Der Kern seiner orientalischen Pläne war die Parthische Frage, sie harrte seit Crassus' Niederlage und Tod seit einem Jahrzehnt dringend der Erledigung, Augustus hat sie — ein zweiter Napoleon III. — in seiner Art durch eine glänzende Demonstration beglichen, erst eine viel spätere Zeit hat die ernsten Konsequenzen zu ziehen gewagt und den Kampf

mit der drohenden Nachbarmacht des Ostens siegreich aufgenommen, ohne damit auf die Dauer die östlichen Grenzen sichern zu können. Denn die Sicherung der Grenzen ruht zuletzt nicht in siegreichen Vorstößen und Eroberungen, sondern in der inneren Kraft einer Nation und eines Reichs.

Caesar hatte längst gelernt, vielleicht schon in den bitteren Erfahrungen seiner Jugend und der Cinnanischen Revolution, daß die Kraft von Rom nicht in Rom und in Italien, sondern in den Heeren und in den Provinzen ruhte. Der beste Teil dieser Heere stammte seit den grauenvollen Verwüstungen der inneren Kriege, vor allem des Bundesgenossenkrieges, der mit seinen Folgen und der blutigen Sullanischen Reaktion furchtbar unter der wehrhaften Italischen Bevölkerung aufgeräumt hatte, aus den jungen Gallisch-Latinischen Gebieten im Norden Italiens, in der fruchtbaren Poebene und den anschließenden Landstrichen und Bergtälern. Mit Gallischem Blut mochte sich hier schon früh Italische Auswanderung, auch abgesehen von den Latinisch-Römischen Kommunen gemischt haben, der Grundstock stammte aus Keltischem Blut, das in den gesunden Elementen seines Volkstums sich als wunderbar tragkräftiger Stamm für die Aufpfropfung Latinischer Nationalität und Römischer Kultur erwies. Welche schlummernde Kraft auch in der geknechteten Bauernschaft von Groß-Gallien steckte, hatte sich, als sie kaum durch den von Caesar gebrachten Landfrieden zu neuem Aufleben erwacht war, in den heroischen nationalen Freiheitskämpfen gezeigt. Wohl hat die Ritterschaft an dem großen Tage in der Schlacht am ungenannten Flusse, die Caesars Heer auf dem Rückzug vernichten sollte, unter den Augen von Vercingetorix mit einer längst nicht mehr gewohnten Ausdauer und Hingebung gestritten, die ruhmvoll absticht von der schnellen, wilden Flucht der glänzenden östlichen Reitermassen bei Pharsalus, aber die beste und zäheste Arbeit hat bei Alesia und sonst der arme schlecht geschulte bäuerliche Landsturm getan. Und was die tapferen Gallischen Kontingente der Provinz im Dienst von Rom und Caesar geleistet haben, das steht in den Annalen der Gallischen Kriege kurz, aber ruhmreich verzeichnet.

Hier waren die Kräfte, aus denen das sinkende und absterbende Volkstum Italiens sich erneuern konnte und hier zugleich — dank der Eroberung — der Boden, wo in dichten Massen die tapfern Legionen und die darbenden, landlosen Bauern Italiens angesiedelt werden konnten. Durch großartige Kolonisationen — es gingen in der überkurzen Regierungszeit Caesars 80 000 Mann als Ackerbauer in die von dem Herrscher erschlossenen Kolonien in Ost und West, in erster Linie nach Gallien — wurde der Grund für neue Romanische Nationen gelegt. Freigebig und ohne Engherzigkeit wurde durch die gesunden Elemente des alten Volkstums, sobald sie sich der Romanisierung erschlossen hatten, die Bürgerschaft erweitert und gestärkt. Wie die Transpadaner, so haben die Mannschaften der gesamten Gallischen Legion Alaudae das Bürgerrecht erhalten, so wie es scheint auch die deutschen Reiter, die in

jahrelangem Dienst zu Caesars Veteranen und zu Römern geworden waren, ganzen Städten, in erster Linie des Massaliotischen Kulturkreises, in der Narbonensischen Provinz wurde das Latinische Bürgerrecht als Vorstufe verliehen.

Die Romanisierung machte in Gallien reißende Fortschritte, und durch den starken Einschlag kräftiger und unternehmungslustiger Elemente aus dem Stammlande wandelte sich bald die nur äußerlich aufgenommene zersetzende Zivilisation in festwurzelnde Bildung und Kultur. Sehr bald, nach wenigen Jahrzehnten, gelangen in der Kaiserzeit die Gallischen Notabeln, deren Großväter noch gegen Caesar gefochten hatten, in Menge in den Römischen Senat, und die ersten Anfänge gehen — zum Entsetzen der Römischen Nobilität — bereits auf Caesar zurück[184]). Caesar ist der Gründer der neuen Romanisch-Gallischen Nation, die allmählich in der Zeit des sinkenden Italiens nicht nur den Grenzschutz, nicht nur die militärische und politische, sondern auch die geistige Führung der Römischen Welt übernahm.

Aber Rom und Italien fühlten mit Eifersucht den beängstigenden frischen Lufthauch einer neuen Zeit. Schon vor dem Ausbruch des Konflikts hatte man vor der Gallischen Gefahr und dem Herrn von Gallien gezittert. Nur durch die äußerste Vorsicht und Zurückhaltung hatte Caesar die öffentliche Meinung beschwichtigt. Im Anfang hatte er vorsichtig nur seine Römischen Truppen in Italien gezeigt. Jetzt aber patrouillierten Gallische Reiter durch Italien, warfen die Putsch- und Revolutionsversuche der extremen Parteien und der Anarchie nieder, und Gallien war das Schoßkind der Regierung, deren erster Akt die Verleihung des Römischen Bürgerrechts an die Transpadaner gewesen war, die ein guter Legitimist und strenger Bürger nie für voll angesehen hatte: noch lange hat man über ihre unbehilfliche, fremd und bäurisch klingende Sprache in Stadt und Land gespottet. Der Schwerpunkt lag längst außerhalb Italiens. Schwer und bitter hatte sich diese Erkenntnis Caesar aufgedrängt, und seine Rückkehr nach neun Jahren der Statthalterschaft und aus den folgenden ihn und seine Zeit voll in Anspruch nehmenden Feldzügen war nicht dazu angetan, ihn zu bekehren. Italien war ein sinkendes Land, wie Rom eine niedergehende Stadt. So hat Caesar für Rom nur Almosen, für Italien nur eine großartige, schonend pflegende aber darum doch nur eine Altersfürsorge in riesigem Maßstabe gehabt. Bitter empfand man es, daß schon jetzt — auch ein Vorläufer der späteren Zeit — sein mächtiger Vertrauter Cornelius Balbus, mit Oppius der erste Minister des Reiches, fern aus der Provinz, aus Spanien stammte. Das Herz Caesars gehörte den neuen, jungen Adoptivländern und ihrer hoffnungsvollen Zukunft an. Kein Wunder, daß es ihn aus dem dumpfen Bann von Rom und Italien fortzog. Daß er nach dem Osten zu gehen plante, wohin der Krieg ihn rief, darf über den inneren Grund nicht täuschen. Caesar war überall im freien Feld seinen Provinzen und der Zukunft seines Reiches näher als in Rom und in-

mitten seiner absterbenden, greisenhaften aber anspruchsvollen Verfassungswelt. Die Abwesenheit im Osten war auf volle drei Jahre geplant und mit autokratischem Willen die äußere Verfassungs- und Verwaltungsmaschine für die Frist der Abwesenheit geordnet und im voraus festgelegt.

Caesar war fremd geworden inmitten seiner Umgebung. Er hatte keine Zeit, die Maske des Republikaners und des ewig konzilianten Mannes, die er so lange geführt hatte, zu tragen. In der rastlosen Hast von Arbeit und Entwürfen brach schroff und verletzend das Gefühl seiner Überlegenheit über die Kleinheit der Umgebung trotz aller Liebenswürdigkeit und Konivenz, die seine große, alles verstehende Natur noch immer in sich trug, durch. Um so tiefer und herber wurden solche Ausbrüche und selbst gelegentliche Versehen der Gleichgültigkeit bemerkt, behalten und weitergetragen. Es gab ganze, früh angelegte Sammlungen von unvorsichtigen Worten aus seinem Munde, authentischen und erfundenen. Dazu kam die Ungeduld der ehrlichen, aber verrannten Republikaner, die endlich nach der vollen Sicherung der Ordnung und des Friedens das Ende des diktatorischen Regiments erwarteten und statt dessen eine autokratische Maßregel des alternden Monarchen nach der andern mit ansehen mußten. Es lag nicht in Caesars Hand, die Konstitution zu geben oder vielmehr ernstlich mit der Konstitution zu regieren, aber — da seine Macht keine Schranken zu haben schien — so begriff man diese Schranken nicht, oder wollte sie nicht begreifen.

Aber auch im Innern trennten tiefe Gegensätze Caesar und sein Volk, das er zuerst durch seine Waffen und dann durch seine Milde gewonnen hatte — eine an der Oberfläche haftende Kritik hat freilich in Altertum und Gegenwart in den massenhaften Begnadigungen, in der Kühnheit, mit der er Offiziere und Soldaten der gefangenen Heere entließ oder in seine Dienste nahm, verhängnisvolle Zeichen von Schwäche und Verblendung gesehen[185]). Sie vergißt heute, wo wir manche Beispiele für verwandte Züge haben, daß die letzten schweren Jahre des siebenjährigen Krieges Friedrich dem Großen mit dadurch erleichtert wurden, daß die wackeren Kontingente des Reichsheeres sich nur mit halbem Herzen gegen den großen Deutschen Fürsten und seine Generale schlugen und daß mancher treue Mann, wenn er kriegsgefangen unter seine Truppen gesteckt wurde, mit Begeisterung seinen Fahnen folgte.

Caesar hatte als Parteimann angefangen, dem maßlosen Selbstbewußtsein des souveränen Volks geschmeichelt, den Großen gehuldigt und gedient, die hohe Finanz umworben und gesucht. Jetzt stand er, kaum am Ruder durch Revolution und Usurpation — daß der Anfang nicht von ihm ausgegangen war, hatte man längst vergessen — hoch über den Parteien. Die mehr als dreimalhunderttausend Mann Staatspensionäre in der weltbeherrschenden Hauptstadt hatte er auf weniger als die Hälfte von Almosenempfängern reduziert, selbst die siegreiche Soldateska, die mit naiver Selbstverständlichkeit als Lohn

die Preisgabe und die Plünderung der durch ihre Hand eroberten Städte verlangte, in strenger Zucht gehalten[186]), dem brutalen Kapitalismus, der zu allen Zeiten und noch heute in Italien zur rücksichtslosen Ausbeutung und Aussaugung anderer Stände und anderen Volkstums neigt, starke Dämme gesetzt — es ist der große Kampf, der sich heute im Kriege mit Tamany Hall erneut —, und auch seine Getreuen und Offiziere waren enttäuscht, daß er nicht mit volleren Händen Ämter, Ehren und Provinzen unter sie verschenkte: er hatte mit der Belehnung von unfähigen und ausbeuterischen Parteigängern schlechte Erfahrungen genug gemacht, und die alte Nobilität und ihre gemäßigteren Kreise konnte er nur versöhnen, wenn er die Fähigeren und Brauchbareren auch aus ihr heranzog. Er führte kein Parteiregiment und er hatte deshalb keine Partei, am festesten und treuesten hingen noch immer Armee und Volk an ihm, hier trübte kein individueller Ehrgeiz und kein Vergleich mit dem hoch über ihnen stehenden Patrizier fürstlichen Geblüts Blick und Gefühl für seine Größe.

Es wäre vielleicht — wenn auch schwer —, möglich gewesen, mit einer oder mehreren Hauptparteien im eigenen oder fremden Lager zu paktieren und ein Kompromiß zu schließen, wenn es Caesar in erster Linie auf die Erhaltung seiner Herrschaft und Person wie für Napoleon III. ankam. Aber stets stand Caesar sein Wollen und sein Werk höher als sein Leben. Und sein Werk duldete, wenn es reifen sollte, wenn wenigstens die festen Grundlagen für die Zukunft gelegt werden sollten, kein Kompromiß[187]).

Caesars Ziel war die legitime Monarchie. Der Weg, sie aus den Händen des Volkes freiwillig ohne Kampf und Revolution zu empfangen, war ihm durch Trotz und Aufopferung der Nobilität versperrt worden. Er hatte mit jedem Tropfen Bürgerblut gespart, jetzt, als seine Herrschaft fest begründet stand, wollte er die Sanktion seiner Herrschaft, die in eine lebenslängliche Diktatur umgewandelt und mit den Weihen der Religion umgeben worden war, durch den Willen der Nation.

Die einzige legitime Form, die das Altertum kannte, war das Königtum, und daran haftete, mehr noch als das Vorurteil des absoluten Regiments, für den Römer das Gefühl einer Erniedrigung. Die sämtlichen umliegenden Königreiche bis hinauf zu den großen Hellenistischen Reichen hatte der Römische Senat unter seine Oberhoheit gezwungen: es haftete dem Namen ein bitterer Beigeschmack von Kleinstaatentum an, und er paßte nicht für den weltbeherrschenden Imperialismus Roms. Schon hatte man und ehrte man den Namen Imperator, aber er bestand nur in den Provinzen und im Feld zu Recht, in Italien bedeutete er für den, der ihn trug, die Usurpation. Und der Name des Kaisertums war noch nicht geschaffen.

So beginnt das rätselhafte, aber bitter ernste Spiel, das Altertum und Gegenwart nicht begreifen wollten, das halb versteckte und halb offene Ringen um die Königskrone. Der Titel konnte der neuen Herrschaft keinen

neuen Inhalt geben, Caesar selbst hat es prophetisch geahnt und gesagt, daß er mehr war als ein König. Aber das Wort gab ihm, verachtet und verkannt wie es war, die Legitimität des alten Königtums, an das schon der junge Caesar, der königliches Blut in seinen Adern fühlte, angeknüpft hatte. Und Caesar war der Mann, um die alte Form mit neuem Inhalt zu erfüllen.

Caesar streckte die Hand nach der Königskrone aus. Nie konnte das der stolze Adel, so lange noch ein Mann von ihm aufrecht stand, dulden, und auch das Volk hatte keinen Geschmack an dem fremd gewordenen Symbol, das es einst gegen die Adelsmacht und ihre Vergewaltigung geschützt hatte. Mehr als einmal wich Caesar vor der tiefen Empörung Roms zurück, er fühlte die Ungunst seiner Position. Aber er hoffte, daß ihm sein letzter Sieg, die Sicherung des Orients und die Rache an den Parthern, die höchste Weihe geben würde, die nicht ihm — er hatte, von Krankheit und von Schwäche häufig heimgesucht, nicht lange mehr zu leben — sondern der nachfolgenden Monarchie und der kontinuierlichen Entwicklung von Nation und Reich zugute kam. Dasselbe fühlte dumpf die Opposition, und alles, was alt-römisch war, schloß sich zusammen, die Republikaner der Nobilität, eine Reihe seiner eigenen alten Generale, Männer seiner Umgebung, die ihm und seinem Herzen nahe standen. Sie begriffen den rätselvollen Mann nicht und hielten das für eine Ausgeburt von senilem Despotismus, was vielleicht die Rettung von Italien war: die legitime Monarchie, die allein imstande war aus Revolution, Usurpation und Kampf den konstitutionellen Gedanken und die Tradition zu retten und an die Stelle einer Säbelherrschaft zu setzen, die nicht Caesar aufgerichtet hat — der große Mann hat mitten unter Feinden selbst auf eine Leibwache verzichtet —, die aber aus Caesars Blut entstand. Caesars Herrschaft bedeutete den Frieden und die Ruhe. Aber Römertum und Nobilität waren aus dem Stahlbad der harten und erbitterten Kämpfe kraftvoller, kühner, wilder hervorgegangen, als sie in den langen erschlaffenden Zeiten der friedlichen Entwickelung Italiens gewesen waren. Sie wollten ihre Rechte und Traditionen nicht einer Macht opfern, die freilich nur deshalb die vollendete Autokratie war, weil ihre zähe Opposition sie dazu zwang, und die jetzt auch das Symbol in Anspruch nahm, das man für das Zeichen fremden, orientalischen Absolutismus statt des alten, konstitutionellen Königtums hielt. Und im Hintergrunde drängte und erbitterte die Eifersucht auf die Bevorzugung der jungen kolonialen Länder und ihrer neuen hoffnungsvollen Kräfte. Caesar war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus. Italien alterte, und selbst die legitime Monarchie, die weit voraus die verhängnisvollen Zeichen der Entvölkerung sah und zu bekämpfen begann, konnte eine Rettung nur durch neues, frisches Blut und durch die Verlegung ihres Schwerpunktes außerhalb des absterbenden Mutterlandes schaffen. Aber noch war der Körper, dessen Alterszeichen das unbestechliche, weitschauende Auge

seines Herrschers sah, stark und bereit genug sich zu wehren. Die Nobilität mußte erst in furchtbaren Kämpfen und Blutgerichten von neuem zusammenbrechen, bevor eine dauernde Monarchie entstehen konnte, und noch im Zusammenbruch hat sie ihre Rechte zum großen Teile festgehalten. Der Prinzipat von Augustus war nicht die legitime Monarchie, sondern ein Kompromiß zwischen Kriegsherr und Nobilität.

So stand Caesar einsam mitten unter seiner Umgebung. Kaum eine Hand rührte sich, als der große Herrscher an den Iden des Märzes 44 von 60 bis 80 Verschworenen, die zum Teil aus den Kreisen seiner Vertrautesten stammten, umringt im hohen Hause des Senats von Rom fiel.

Erst sein Tod zeigte, welche Kraft in dem Gedanken der Legitimität wohnte, den er unter Einsetzung seiner Person gepflanzt hatte, indem er alle Kreise zum Anteil an der Regierung und in seine Umgebung heranzog und auf jeden Schutz, der nach Tyrannei aussah, großherzig verzichtete. Die Verschworenen, die aus seiner Hand ihre Ämter und Provinzen erhalten hatten, wurden die ersten Vollstrecker seines Willens, seine letzten Anordnungen die unverletzliche Grundlage für die Ordnung von Rom und Reich, und sein blutjunger unbekannter Neffe und Erbe Octavian konnte trotz einer beispiellosen Schaukelpolitik, die sich in ihren Anfängen gegen die Rächer seines Adoptivvaters richtete, Caesars Veteranen und Legionen im Dienst der Dynastie ohne Murren aufbieten.

Es ist nicht Caesars Schuld, wenn in den Händen kleinerer, in ihrer Art freilich bedeutender Nachfolger, des opportunistischen Augustus und des Claudiers Tiberius, der tiefwurzelnde Gedanke der Legitimität nicht zum vollen Aufgehen kam und zuletzt zugrunde ging. Die tiefe Schuld von Tiberius liegt darin, daß er — selbst durch Adoption der legitime Erbe der festbegründeten Monarchie des Augustus, der freilich die höchste Weihe der Legitimität, um die Caesar mit seinen letzten Kräften gerungen hatte, die Königskrone, fehlte — daß er gegen den Willen von Volk und Augustus die Herrschaft aus dem Julischen Hause in sein stolzes Haus hinüberführen und auf seinen Sohn Drusus übertragen wollte, in dem kein Tropfen Julischen Blutes rann. In der Tragödie seines Hauses wurde dieser revolutionäre Versuch — die letzte Regung der dynastischen Herrschergelüste des alten trotzigen Hochadels — aber zu gleicher Zeit auch die beste Kraft des Julischen Hauses erstickt.

Caesars Pläne aber, die sein Tod, dem er furchtlos wie Sokrates und vielleicht noch einsamer entgegensah, der Reife näher gebracht hatte, als es sein Leben vermocht hatte, reiften da, wo sie ihre tiefsten Wurzeln geschlagen hatten, am reichsten und am mächtigsten. Aus seinen Völkersaaten erwuchsen die Romanischen Nationen und das neue Gallien, die durch Jahrhunderte und durch Jahrtausende, bis auch sie zu welken begannen, die Erben und der Schutzwall der Italischen Kultur waren. Die Idee des Kaisertums aber, wie

sie Caesar geschaut hatte, ging über zu den Nationen, deren kriegerische Tüchtigkeit er zuerst gesehen und erkannt hatte. Trotzdem hat er es verschmäht, ihnen oder anderen Fremden den Schutz des Thrones, den der freie Wille der Nation aufrichten sollte, anzuvertrauen: kurz vor seinem Tode entließ er die Spanischen Leibwachen, die ihn umgaben, und vertraute sein Leben dem Römischen Senat an, der ihn in seiner letzten Stunde fast bis auf den letzten Mann verließ[188]). Er starb — wenn ihm auch Volk und Nobilität nicht den lang vergessenen Titel gönnten — als der letzte König Roms.

Anmerkungen.

Einleitung.

[1]) M. Schanz, Geschichte der Römischen Litteratur I 2^3, 1909, S. 123 spricht das offen aus.

[2]) In der historischen Literatur bezeichnen die wichtigsten Etappen: W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompeius, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern. 1834—44, 2. Aufl. von Groebe, 1899ff., ⟨Caesar in B. III, 1906, S. 125ff.⟩, wichtig als erster und grundlegender Versuch biographisch-psychologischer Betrachtungsweise, namentlich für die Persönlichkeit von Cicero, aber durch Plan, Rahmen und regestenförmige Anlage dem Gebiete der Geschichtsschreibung und nicht der Biographie angehörig, — Th. Mommsen, Römische Geschichte III, 1854—6, in 8. Auflage 1889, — und als das neueste Werk Guilelmo Ferrero, Größe und Niedergang Roms, 1904ff., übersetzt von Pannwitz 1908ff. ⟨B. I u. II Caesar⟩, trotz vieler großen Schwächen die bedeutendste und aufsehenerregendste Erscheinung der jüngsten Zeit auf dem Gebiete dieser Geschichtsperiode, anregend auch da, wo es, wie oft, zum Widerspruche zwingt. — — Leben und Geschichte Caesars behandeln in mehr oder weniger biographischer Form: Napoléon III., Histoire de Jules César, 2 B., 1865/6, ergänzt von W. Stoffel, Histoire de Jules César, Guerre civile, 2 B., 1887, — Froude, Caesar, a sketch 1890^2, — E. G. Sihler, C. Julius Caesar 1911, deutsch 1912, — G. Veith, der bekannte Caesarforscher und Kriegshistoriker, in einer kurzgefaßten Biographie, Caesar 1912, die trotz ihrer populären Form und mancher Einseitigkeit entschieden in der lebendigen Auffassung der Persönlichkeit einen Fortschritt bedeutet.

[3]) Es ist viel über diese Quelle und über das Verhältnis von Appian und Plutarch zu Asinius Pollio geschrieben worden. Das Wichtige ist die Erkenntnis des Charakters dieser Überlieferung. Hier hat A. Klotz, Caesarstudien, 1910, S. 84, 4 den richtigen Weg eingeschlagen, indem er an die Stelle der inhaltlosen Namen, die man reihum für die Griechische Zwischenquelle in Vorschlag gebracht hatte, die markante Persönlichkeit von Timagenes gesetzt hat. Den Beweis im einzelnen hat er nicht geführt, und es ließen sich zur Charakteristik der Appianischen Quelle wie der Universalgeschichtsschreibung des Timagenes noch manche Bausteine beitragen, hier ist dazu nicht der Ort. Aber so viel läßt sich bereits jetzt sagen: die scharf umrissene Eigenart von Timagenes paßt von allen in Frage stehenden Griechischen Autoren weitaus am besten zu dem Charakter der bei Appian vorliegenden Überlieferung.

[4]) Durch große Partien der Darstellung Suetons läßt sich eine ausgesprochen Optimatische, Caesar feindliche Überlieferung verfolgen, die abgesehen von der hochkonservativ gefärbten Beleuchtung der Tatsachen vielfach schon in der Terminologie zutage tritt. Den Namen der Quelle oder der Quellen dagegen können wir auch da oft nicht mit Sicherheit feststellen,

wo uns ein ausdrückliches Zitat zu Hilfe kommt, wie z. B. in der Partie Suet. Jul. 76—77, aber den Stempel ihrer Provenienz trägt hier jede einzelne Geschichte und das ganze Kapitel unverkennbar an der Stirn, das als Motto mit den Einleitungsworten beginnt: praegravant tamen cetera facta dictaque eius, ut et abusus dominatione et iure caesus existimetur.

[5]) An erster Stelle steht das ausgezeichnete und gediegene Werk von Otto Eduard Schmidt, Der Briefwechsel des M. Tullius Cicero 1893.

I. Caesars erste Anfänge.

[6]) Zugleich das erste Auftreten des noch immer nicht befriedigend erklärten Cognomens Caesar.

[7]) Plin. nat. hist. 7, 181 unter den Beispielen von plötzlichen Todesfällen, mortes repentinae.

[8]) Marius gehörte einer kleinen unbekannten Familie des sogenannten Ritterstandes an, d. h. sie besaß das für diese Censusklasse nötige mäßige Vermögen, die eigentliche Bedeutung des Standes beruhte auf dem in ihm enthaltenen Großkapital. Vgl. über Marius' Familie Ferrero, Rom I S. 73, 47.

[9]) Tac. dial. 28.

[10]) Plut. Caes. 9 f.

[11]) Suet. Jul. 13 Plut. Caes. 7.

[12]) Suet. gramm. 7, eine rhetorische Ausführung über Caesars Erziehung und Ausbildung bei Dio Cassius 44, 38.

[13]) Das durch eine Reihe von Daten gesicherte Jahr ist zu Unrecht von Th. Mommsen, Röm. Gesch. III S. 16 Anm. wegen des im Jahre 59 bekleideten Konsulats angefochten worden. Das 43. Lebensjahr ist im gewöhnlichen Verlauf das normale Jahr für die Bekleidung des Konsulats, wie Cicero es sagt, aber A. Klotz hat in der Besprechung von Rice Holmes, Caesars Conquest of Gaul 1911, Neue Jahrbücher für d. klass. Altertum, 1913, S. 84 mit Recht darauf hingewiesen, daß das Wesen der Annuität nicht in dem festen Jahr für das Amt, sondern in den gesetzlichen Intervallen zwischen den Ämtern bestand. Diese sind auch in Caesars Laufbahn streng eingehalten, ob und wie weit eine Abweichung im Beginn der Laufbahn eine Durchbrechung der gesetzlich und unverbrüchlich fixierten Ordnung war, können wir aus unsrer zum großen Teil nur auf indirekten Schlüssen und Berechnungen beruhenden Kenntnis der Annuitätsbestimmungen der Nachsullanischen Zeit mit Sicherheit nicht übersehen (vgl. Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht I[3], 1887, S. 563ff.). Jedenfalls lag für den Angehörigen einer altpatrizischen Familie, für den das Tribunat a priori in Wegfall kam, eine Abweichung in diesem Punkte näher im Bereich der Möglichkeit als für einen homo novus, wie es Cicero war.

[14]) Seinen Anteil aus dem Marianischen Nachlaß.

[15]) Vgl. Caesar bei Cicero in Cat. 4, 7 mortem ab dis immortalibus non esse supplicii causa constitutam, sed aut necessitatem naturae aut laborum ac miseriarum quietem esse itaque eam sapientes numquam inviti, fortes saepe etiam lubenter oppetiverunt.

[16]) Benedek hat tagelang bis kurz vor seiner ruhmvollsten Schlacht hinter der Front der Armee fiebernd krank gelegen. Er traf erst am Vorabend des Tages von Solferino in letzter Stunde wieder bei seinem Korps ein und hat wenige Stunden darauf, kaum vom Krankenlager erstanden, die schwere Schlacht mit einer Frische, Kraft und Genialität geleitet, die zu einem so glänzenden und so zäh behaupteten Teilsiege führte, wie ihn wohl selten ein einzelnes Korps einer geschlagenen Armee erfochten hat, vgl. Benedeks Nachgelassene Papiere, herausgegeben von H. Friedjung 1901 S. 238 u. 244. Auch zu anderen Zeiten finden wir ähnliche Schwankungen und Extreme in seinem Befinden.

[17]) Suet. Jul. 55.

[18]) Gellius 4, 16, 8 gibt noch ein grammatisches Zitat daraus.

[19]) Vgl. Ascon. p. 75 u. a.

[20]) Milet war — allerdings auf besonderes Verlangen — imstande zehn Schiffe zur Römischen Flotte zu stellen, vgl. Cic. Verr. 1, 87 ff.

[21]) Ferrero, Rom I S. 140 hält nur die Erzählung von der Gefangennahme durch die Seeräuber für historisch, das übrige mehr oder weniger für Übertreibung des jungen Caesar, um die peinliche Affäre in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Aber zahllose Römer waren den Seeräubern in die Hände gefallen und hatten sich mit schmählichem Loskauf begnügt: hätte Caesar nicht mehr getan, so hätte ihm jeder seine Gefangenschaft und niemand seinen kühnen Streich geglaubt, den er damit krönte, daß er — auf Gefahr der Rache der seemächtigen Piraterie — auf eigne Faust und über den Kopf des habgierigen und lösegeldlüsternen amtierenden Statthalters kurzerhand, als dieser Schwierigkeiten machte, die Gefangenen ans Kreuz schlagen ließ.

[22]) Vgl. Plut. Caes. 4.

[23]) Suet. Jul. 50.

[24]) Vgl. Ferrero, Rom I S. 227 ff. u. 270 ff. Die Anfänge dieser Auffassung finden sich schon bei Mommsen III[8] S. 210.

[25]) Diese staatsrechtliche Verschiebung ist jetzt allgemein erkannt, aber noch immer nimmt von Mommsen bis Ferrero in den meisten Geschichtsdarstellungen Name und Begriff der Demokratie eine zentrale Stellung in den Parteikämpfen dieser Periode ein.

[26]) Suet. Jul. 41, vgl. Drumann III S. 557. Anfangs auf einen Minimalsatz beschränkt, war die Getreideverteilung seit der lex Clodia frumentaria des Jahres 58 unentgeltlich.

[27]) Vgl. Cic. ad Att. 1, 1, 2 quoniam videtur in suffragiis multum posse Gallia ⟨d. h. Cisalpina⟩. Phil. 2, 76 municipia coloniasque Galliae, e qua nos tum . . . petere consulatum solebamus.

[28]) Triumviri agris dividundis.

[29]) Als consul sine collega im Jahre 52.

[30]) Das hat schon der harte hochkonservative Aristokrat der Ps. Xenophontischen Ἀθηναίων πολιτεία mit unerbittlicher Konsequenz erkannt: die radikale Athenische Demokratie ist die notwendige Folge der Attischen Seemacht, die auf den Fäusten der aus den unteren Volksschichten sich zusammensetzenden Schiffsmannschaft beruht.

[31]) Die Bezeichnung wird auch von B. Niese, Grundriß der Röm. Geschichte 1910[4] S. 209 ff. angewendet.

[32]) Der vielberufene kleine Vorsprung vor Cicero und dem üblichen dreiundvierzigsten Jahr hängt vielleicht mit seinem Patriziat zusammen, vgl. S. 171 Anm. 13.

[33]) Vgl. Plut. Caes. 5.

[34]) Suet. Jul. 6 hat uns diese Worte aus der Leichenrede auf Julia aufbewahrt.

[35]) Vgl. Cicero ad Axium bei Suet. Jul. 9 u. s.

[36]) Suet. Jul. 8.

[37]) Vgl. Plut. Pomp. 25.

[38]) Vgl. Dio Cassius 36, 43, 2 ff.

[39]) Drumann III S. 136 u. s.

[40]) Mit dem Ausdruck sind hier wie sonst natürlich nur die auf der Seite des Volks stehenden Volkstribunen gemeint, nicht die im Dienste der Nobilität und der senatorischen Obstruktion stehenden Vertreter des Tribunats.

[41]) Auch bei Sihler kommt sie sehr zu kurz, und er hält sich länger bei den viel minder wichtigen, wenn auch glänzenden Demonstrationen der Caesarischen Agitation auf.

[42]) Vgl. Cic. de lege agr. 2, 41.

[43]) Das letzte Ziel der geplanten Expedition des Jahres 65 wird verschieden angegeben und war vielleicht im Antrag aus Gründen der auswärtigen Politik und aus Rücksicht auf Ägypten nicht klar ausgesprochen. Suet. Jul. 11 deutet auf die Absicht, den vertriebenen verbündeten

König wieder einzusetzen, hin. Ciceros Reden de lege agr. 1, 1 ff. u. 2, 44, also zeitgenössische Dokumente, scheinen von einer beabsichtigten Einverleibung zu sprechen.

[44]) Vgl. B. Niese, Römische Geschichte S. 229. 235. 248 ff.

[45]) Vgl. Mommsen III S. 324 Anm. Über Crassus' Censur Dio C. 37, 9, 3, vgl. auch Plut. Crass. 13.

II. Reform und Umsturz.

[46]) Vgl. auch Plut. Cic. 12.

[47]) Cicero de lege agr. 2, 65 reperietis partem esse eorum, quibus ad habendum, partem, quibus ad consumendum nihil satis esse videatur. Der allgemeine Ausdruck verschleiert mehr die an erster Stelle gemeinten Persönlichkeiten, Crassus und Caesar, als daß er sie verhüllt, nachdem ihr Anteil durch die Hinweisungen auf Ägypten und das frühere Projekt offen ausgesprochen ist ⟨vgl. 1, 1 u. s.⟩.

[48]) Eine köstliche Charakteristik des ganzen Auftretens von Rullus und von seiner Verworrenheit gibt Cicero de lege agr. 2, 13.

[49]) So Drumann III S. 143 ff.

[50]) Darunter L. Cinna, Caesars Schwager, vgl. Suet. Jul. 5 und Gellius 13, 3, 5.

[51]) Cic. de lege agr. 3, 7 ut quae optimo iure privata sunt ⟨vgl. 3, 4 ff.⟩, d. h. auf grund der strengsten Rechtsformen des alten ius civile, das in der Praxis bei Erwerb und Kauf längst zum großen Teil durch die beweglicheren und freieren Formen des Prätorischen Rechts ersetzt war.

[52]) Cic. de lege agr. 2, 24.

[53]) Cic. de lege agr. 1, 13.

[54]) Plut. Cic. 12.

[55]) Dio C. 37, 25, 4 spricht nur ganz beiläufig bei der Schilderung der Agitation der Tribunen von dem Plan von Landanweisungen und Koloniegründungen, der Name Rullus fällt hier überhaupt nicht und noch weniger der des Caesar. Um so ausführlicher geht er 37, 26—28 auf den politisch viel weittragenderen Rabiriusprozeß ein.

[56]) Vgl. Cic. in Pis. 4.

[57]) Die Frage, wie die Klage substantiiert war, und ob die erhaltene Rede der Hauptphase des Prozesses oder einer anschließenden Nebenklage angehört, braucht hier nicht erörtert zu werden. Außer Cicero pro Rab. vgl. Dio C. 37, 26 ff. u. Suet. Jul. 12. Zu den vorhergehenden Prozessen vgl. Dio C. 37, 10, 2 f., Asconius p. 81, Suet. Jul. 11, dazu Plut. Cato d. J. 17, Cic. pro Lig. 12.

[58]) Es ist das senatus consultum ultimum: Cic. pro Rab. 20 ut consules . . . operam . . . darent, ut imperium populi Romani maiestasque conservaretur.

[59]) Vgl. Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht III 2^3 S. 1240 ff.

[60]) Vgl. Sallust Cat. 29, 3.

[61]) Vgl. Cicero in den Reden dieser Zeit und Val. Max. 4, 8, 3.

[62]) Diesen Punkt muß selbst die Gegenrede des Cicero pro Rab. 28 anerkennen.

[63]) Vgl. Cic. in Cat. 1, 1 ff.

[64]) Denn die Bedeutung des Rex sacrificulus war längst zu einem bloßen Titel zusammengeschrumpft.

[65]) Die Chronologie bei Dio C. 37, 37 ist unrichtig und ungenau, wie die übrigen Quellen, Sueton Jul. 13, Plutarch Caes. 7 und Sallust Cat. 49, 2 zeigen.

[66]) Suet. Jul. 46, vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer 1912[2] S. 502, 7.

[67]) Die Hauptquellen sind 1) die zusammenfassenden historischen Darstellungen: Sallust, Catilina, Dio Cassius 36, 44, 3 ff. 37, 10. 37, 29 ff., Appian, Bürgerkriege 2, 2 ff. und die einschlägigen Abschnitte der Biographien: Sueton Jul. 9 u. 14 ff. aus zum Teil namentlich angeführten Optimatischen, stark Caesarfeindlichen Quellen, Plut. Caes. 7, Cic. 10 ff., Crassus 13,

Cato d. J. 22. Neben diesen besitzen wir 2) eine Reihe von zeitgenössischen Dokumenten allerersten Rangs: Ciceros Catilinarische Reden, ergänzt durch die Reden für Sulla, Murena, die Kandidatenrede bei der Bewerbung um das Konsulat in toga candida, von der wir zahlreiche Fragmente und Anführungen in dem gelehrten Kommentar von Asconius besitzen, und durch seine Briefe, in erster Linie an Atticus 1, 1ff. (vgl. 12, 21, 1), Q. Cicero, de petitione consulatus, und die überaus aktuelle Ps. Sallustische Invektive gegen Cicero, die früher verkannt und für ein gewöhnliches rhetorisches Machwerk gehalten von Reitzenstein und Ed. Schwartz als ein politisches Dokument ersten Ranges aus dem Jahre 54 im Hermes 33, 1898 S. 87ff. u. S. 101ff. erwiesen ist.

[68]) Von den Einzeluntersuchungen haben wohl die nachhaltigste Wirkung ausgeübt: John, Entstehungsgeschichte der Catilinarischen Verschwörung, Fleckeisens Jahrbücher für klass. Philologie und Pädagogik, 8. Suppl. 1876, S. 701ff., dem Ferrero sich stark anschließt, eine sehr sorgfältige und eindringende Untersuchung, wichtig namentlich für die Fragen der Chronologie, aber ohne ausreichendes politisches Verständnis, und Ed. Schwartz, Die Berichte über die Catilinarische Verschwörung, Hermes 32, 1897, S. 554ff., eine einschneidende aber manchmal einseitige Prüfung und Kritik der literarischen Überlieferung, speziell von Sallusts Geschichte der Catilinarischen Verschwörung. Das Richtige hat über diese im wesentlichen bereits Mommsen III S. 195 Anm. gesagt: «Sallusts Catilina ist eine Parteischrift, und daß der apologetische und der akkusatorische Charakter zurücktritt, beweist nicht, daß es keine, sondern daß es eine gute Parteischrift ist». Aber eben deshalb darf man in der Kritik nicht zu weit gehen: eine gute Parteischrift wirkt vielmehr durch die Auswahl der Tatsachen, als durch ihre Verfälschung, und die Aufgabe war Sallust leicht genug gemacht durch die Korruption und Schwäche des Senatsregiments. Aber die Zeit, wo er schreibt — aufs Jahr können wir sie nicht festlegen — ist die Periode, wo die alte Senatsherrschaft längst gebrochen ist und die werdende Monarchie aus konstitutionellen Gründen es für gut hält, ihre oppositionelle Vergangenheit zu verleugnen und mit dem seiner alten Macht entkleideten senatorischen Parlamentarismus ihren Frieden zu machen. Die Apologie deckt daher nicht bloß den Schleier über die revolutionären Beziehungen Caesars, sondern auch über die scharfe Opposition der Reformpartei gegen Senat und Ordnungspartei.

[69]) Treffend B. Niese, Römische Geschichte S. 225, 4[4].

[70]) Auch Sallust Cat. 17, 7 u. 19, 1 versucht Crassus' Beziehungen zum Komplott nicht abzuleugnen, und Cicero hat in seiner Kandidatenrede im Jahre 64 Crassus den Vorwurf der Urheberschaft ziemlich unverblümt ins Gesicht geschleudert.

[71]) Vgl. Cic. pro Sulla 81.

[72]) Einen Überrest davon hat die sonst etwas anekdotenhafte Erzählung von Sallust Cat. 18, 6 in der Verschiebung des Staatsstreichs bewahrt. Die Zeugnisse, die Sueton Jul. 9 für die aktive Beteiligung Caesars anführt, stammen samt und sonders aus der Caesarfeindlichen Optimatischen Literatur, es sind die Geschichtswerke von Tanusius Geminus und M. Actorius Naso, die wütenden Protestedikte des Konsuls M. Bibulus gegen seinen Kollegen Caesar aus dem Jahre 59, die politischen Pamphlete C. Curio, des Vaters. Der objektivste von den Gewährsmännern Suetons ist noch Cicero in einem Briefe an Axius: Caesarem in consulatu confirmasse regnum de quo aedilis cogitarat. Aber diese Bemerkung sagt nichts Neues und paßt auf die ganze umfassende Agitation, die Caesar in diesem Jahre entfaltet hat.

[73]) An der Spitze Sallust in seiner Geschichte der Catilinarischen Verschwörung, aber auch die übrige historische Überlieferung geht mehr oder weniger auf zeitgenössische Quellen ersten Ranges zurück.

[74]) Vgl. Anm. 68.

[75]) Vgl. Asconius' argumentum zu Ciceros Rede in toga candida p. 73.

[76]) Am deutlichsten verrät sich die Provenienz in dem offenen Wutausbruch über die Niederwerfung der Revolution und die Verurteilung der erlauchten Revolutionäre 3, 5: «te

consule fortunatam ⟨Romam⟩» Cicero? immo vero infelicem et miseram, quae crudelissimam proscriptionem eam perpessa est, cum tu perturbata re publica metu perculsos omnes bonos ⟨bezeichnend: nicht die niedergeworfene Demokratie, die populares, sondern die Nobilität, als deren Mitglieder sich die Revolutionäre fühlten — denn für diese ist der Ausdruck der feste terminus technicus⟩ parere crudelitati tuae cogebas, cum omnia iudicia, omnes leges in tua libidine erant, cum tu sublata lege Porcia erepta libertate omnium nostrum vitae necisque potestatem ad te unum revocaveras.

[77]) Vgl. Asconius p. 73.

[78]) Schon die Charakteristik, die Cicero bei der Aufzählung der als Rivalen um das Konsulat in Betracht kommenden Kandidaten im Jahre 65 ad Att. 1, 1, 1 von ihm entwirft, redet Bände: Catilina, si iudicatum erit meridie non lucere, certus erit competitor. Sie bezieht sich auf ein schwebendes Prozeßverfahren, aber sie ist ebenso bezeichnend für den ganzen Mann, ganz anders sind bei aller Schärfe die Urteile über die übrigen Rivalen. Dazu kommen die Ausführungen seines Bruders Q. Cicero de petitione consulatus und die — auf den Tatsachen und der Vergangenheit des skrupellosen Strebers beruhende — Brandmarkung der Vorgeschichte Catilinas in den erhaltenen Resten der Kandidatenrede in toga candida. Daß er einzelnes übertreibt, beseitigt nicht die schwärzesten Punkte, vor allem nicht die Schergendienste unter der Sullanischen Restauration.

[79]) Die Ciceroapologetik hat sich bemüht, ihn von diesem Vorwurf, der in jener Zeit und für ihn, der zahlreichen kompromittierten und nicht auf seiner Seite stehenden Persönlichkeiten als Anwalt gedient hat, kein Vorwurf ist, reinzuwaschen, aber an dem Plan läßt sich nicht rütteln ⟨vgl. Cic. ad Att. 1, 2, 1⟩. Ob Fenestella recht hat, wenn er erzählt, daß die Verteidigung wirklich zustande gekommen wäre, oder nicht, ist eine Frage zweiten Ranges und fraglich, ob mit Sicherheit zu entscheiden.

[80]) Insofern hat Sallust nicht Unrecht, wenn er schon lange vor dem Ausbruch der Verschwörung von dem Bestehen eines geheimen anarchistischen Klubs, der sich aus diesen Kreisen zusammensetzt, spricht, Unrecht nur, wenn er den Anteil der gemäßigten Popularpartei und ihrer Führer an den legitimen Wahlumtrieben verschleiert und das revolutionäre Element zu ausschließlich betont. Damit bekommt die vielberufene Frage der sogenannten falschen Datierung der Verschwörung ein anderes Gesicht. Daß derartige Klubs um jene Zeit in Rom ihr Wesen trieben, sagt Cicero z. B. in seinen Reden gegen die Agrarreform deutlich genug, er übertreibt nur, wenn er die Hauptführer der Popularpartei durch verblümte Andeutungen mit ihnen in einen Topf zu werfen sich bemüht. Jede revolutionär aufgewühlte Periode zeitigt derartige Erscheinungen, und am verbreitetsten und bekanntesten sind sie in neuer wie in alter Zeit auf dem heißen Boden Italiens und des Südens, und es ist kein Zufall und keine Willkür, wenn die Schilderung bei Sallust an die berüchtigten Hetärien von Athen erinnert.

[81]) Cicero in toga cand. und dazu Asconius p. 74.

[82]) Vgl. namentlich Cic. bei Asconius p. 74 u. 83.

[83]) Vgl. S. 172 Anm. 27.

[84]) Die Regierung versuchte dagegen mit verschärften Strafmaßregeln vorzugehen.

[85]) Dieses ist der Standpunkt von Sallust und in der Neuzeit z. B. von Ferrero.

[86]) Dieser Auffassung hat Mommsens glänzende Darstellung zu einer weiten Verbreitung verholfen, doch fehlen bereits bei ihm nicht die Ansätze zu einer genaueren Scheidung der Parteien und Richtungen. Ihren Ursprung hat diese Auffassung in dem sehr erklärlichen Bemühen unserer ersten und wichtigsten zeitgenössischen Quelle, den großen Staatsreden von Cicero, den Putsch der extremen Gruppe zu einem vernichtenden Schlage gegen die rivalisierenden Politiker der gemäßigten Volkspartei auszubeuten, viel weniger durch eine Entstellung der Tatsachen — Cicero hält im Gegenteil mit offenen Bezichtigungen sehr zurück — als durch ihre Färbung und Gruppierung. Übrigens war Cicero selbst nicht immer im klaren über

Caesars Pläne, und immer wieder, als man längst bereits eines Besseren belehrt sein konnte, hat man seinem dämonischen, unergründlichen Genius, bis an sein Lebensende, von Zeit zu Zeit anarchische Gelüste zugetraut.

[87]) Vgl. Plut. Crass. 13 u. Suet. Jul. 17.

[88]) Wichtig und oft nur zu wenig beachtet sind die ersten Briefe an Atticus, die Reste der Kandidatenrede in toga candida, die Schrift von Q. Cicero de petitione consulatus.

[89]) Sittius stand während der Verschwörung mit einem Heere in Mauretanien (Sall. Cat. 21, 3). Auch er hatte also nicht die Aufgabe, bei der schmutzigen Arbeit in der Hauptstadt Handlangerdienste zu leisten, sondern in den Provinzen die Fahne der offenen Empörung aufzupflanzen. Im Afrikanischen Feldzug Caesars hat er sich als Parteigänger und Truppenführer ersten Rangs bewährt.

[90]) Das Schlagwort sind die tabulae novae Sallust Cat. 21, 2, Cic. Cat. 2, 18. Wie weit die Beschneidung der Ansprüche der Gläubiger geplant war und ob man bis zu einer vollen Kassierung der Schuldforderungen gehen wollte, läßt sich aus unseren Zeugnissen nicht mit Sicherheit erkennen und ist wohl auch nicht mit klaren Worten ausgesprochen worden. Auf eine möglichst legale und bescheiden klingende Formel sind die Forderungen der Notleidenden in dem Manifest des Manlius Sallust Cat. 33 gebracht. Aber auch hier erscheint, als historische Reminiszenz, der radikale Gedanke an eine Reduktion vom Silber- auf den Kupferfuß. Vgl. über den sozialistischen Charakter der Bewegung John, Fleckeisens Jahrbücher f. Philol., 8. Suppl., 1876, S. 739ff., R. Pöhlmann, Geschichte des Sozialismus in der antiken Welt II, 1912, S. 445ff., 525f.

[91]) Wir finden die erste Möglichkeit bei Sallust Cat. 17, 7 erwogen, und hier wird der Name Crassus ausdrücklich genannt, die zweite — denn es war ein furchtbares Spiel mit dem Feuer — wird dunkler und vorsichtiger und als eigne Ansicht des Verfassers, nicht als Kalkül der Machthaber 39, 4 angedeutet: aus dem Kampfe der Faktionen konnte, wenn Catilina anfangs siegreich oder erfolgreich war, nie eine soziale Republik, sondern nur eine Monarchie — aber nicht des Catilina — entstehen. Wer der Herrscher sein konnte, wird nicht gesagt, durch eine frühere Bemerkung die Möglichkeit offen gelassen, an Pompeius zu denken. Aber wie sie ist sagt die Notiz nicht mehr und nicht weniger, als daß ein vorübergehender Erfolg der revoltierenden anarchistischen Schichten nur das Signal zu einem großen Bürgerkriege gewesen wäre, aus dem sich die Monarchie erhoben hätte. Und die nächsten, die nach der Krone griffen, mußten, wenn die Nobilität unterlegen war, Crassus und Caesar sein. Im Hintergrunde und zuletzt wartete der Entscheidungsgang mit Pompeius, aber sie hätten ihn nicht an der Spitze der anarchischen Revolution, sondern als die Vertrauensmänner und die Retter des gemäßigt liberalen Italiens und der Transpadana unternommen. Doch es kam ihnen ein anderer Retter zuvor, die Nobilität fand, in Italien, ihren Sulla — wenigstens für dieses Schreckgespenst. Auch er — Cicero — hat sich einige Monate alles Ernstes als Gleichberechtigter neben dem großen Pompeius, freilich sehr zu seinem Schaden, gefühlt, vgl. epist. ad fam. 5, 7.

[92]) Vgl. Sallust Cat. 49.

[93]) Plutarch Pomp. 43, der diese interessante Nachricht erhalten hat, bezeichnet ausdrücklich die wirkliche oder fingierte Furcht vor Pompeius als das Motiv. Fingiert war sie kaum, und Crassus scheint erst umgekehrt zu sein', nachdem er in den östlichen Meeren Fühlung mit Pompeius und Sicherheit über dessen Gnade und Verzeihung gewonnen hatte. Vgl. auch Cic. pro Flacco 32 und Drumann IV S. 99.

[94]) Vgl. Ciceros Brief an Metellus' Bruder, epist. ad fam. 5, 2, 6—8 u. 5, 1.

[95]) Vgl. Dio C. 37, 43 u. Plut. Cato 26—29.

[96]) Vgl. Dio C. 37, 44, 2.

[97]) Den besten und zuverlässigsten Bericht gibt Sueton Jul. 16 trotz oder gerade wegen der Optimatischen Retouche, die hier so leicht und oberflächlich ist, daß es sich schwer begreift, wie die moderne Forschung durch sie sich hat täuschen lassen.

III. Die Verbindung mit Pompeius und Crassus.

[98]) Es fiel auf, daß er ostentativ keinen einzigen Mann von seinen Soldaten bei sich behalten und zum Triumph herangezogen hatte, wie das — als Ersatz für das ganze Heer — auch unter erschwerenden Umständen zu geschehen pflegte. Es nahmen nur seine Offiziere am Triumphaleinzug teil. Vgl. Dio C. 37, 21, 1 und Drumann IV S. 492.

[99]) Ein ergötzliches Bild von der ganzen Situation und von der würdevollen, aber in Wirklichkeit keineswegs parteilosen Strenge des Senats in der Angelegenheit gibt Cicero ad Att. 1, 14, 5.

[100]) Das verrät sich sehr hübsch in der hier bei Sueton Jul. 18 erhaltenen Optimatischen Überlieferung: man machte ihm von dieser Seite den Vorwurf, daß er aus Furcht vor der Einleitung eines Gerichtsverfahrens die Flucht ergriffen und seine Abreise in die Provinz beschleunigt habe. Das gerade Gegenteil war wahr.

[101]) Cic. ad Att. 1, 16.

[102]) Cic. ad Att. 1, 15.

[103]) Die Schuldenlast von Caesar wird — und sogar schon für einen früheren Zeitpunkt, doch vielleicht nur durch eine Ungenauigkeit der Biographie — in ihrer Gesamtheit auf 1300 Talente berechnet ⟨Plut. Caes. 5⟩, die Bürgschaft übernahm Crassus für eine Summe von 830 Talenten ⟨Plut. Caes. 11⟩.

[104]) Vgl. Suet. Jul. 54: die Erfolge werden zugleich in verächtlicher Weise verkleinert und gehässig als bloße Räuberei charakterisiert.

[105]) A. Klotz, Caesarstudien S. 4, 3 weist mit Recht auf die Bedeutung der Spanischen Feldzüge und auf die Verkehrtheit der Annahme hin, die Caesar bei seinen ersten großen Gallischen Feldzügen für einen militärischen Neuling erklärt.

[106]) Cic. pro L. Cornelio Balbo 43.

[107]) Auch dies teilt uns Sueton Jul. 54 in echt Optimatischer Fassung mit: in Hispania .. a sociis pecunias accepit emendicatas in auxilium aeris alieni. Der verächtliche Ausdruck emendicatas verrät — wider Willen — noch die Freiwilligkeit der Beisteuern im wohltuenden Gegensatz zu den üblichen gewaltsamen Erpressungen der hohen Beamten.

[108]) Vgl. Cic. Att. 1, 13, 4. 14, 2.

[109]) Vgl. Cic. ad Att. 2, 1, 8 nam Catonem nostrum non tu amas plus quam ego, sed tamen ille optimo animo utens et summa fide nocet interdum rei publicae, dicit enim tamquam in Platonis πολιτείᾳ, non tamquam in Romuli faece sententiam.

[110]) Vgl. Suet. Jul. 19. Von einer Übervorteilung des Finanzmannes kann natürlich nicht die Rede sein, er wußte sehr wohl, wie tief seine Chancen unter Caesar und Bibulus standen und wie weit sie sich durch das — übrigens beliebte — Kompagniegeschäft hoben, daß sie mit Caesar gleich wurden, war von vornherein ausgeschlossen, wohl aber ein Übergewicht über den zweiten Mitbewerber, wie die Anstrengungen der Nobilitätspartei zeigen, keineswegs außerhalb des Bereichs der Möglichkeit.

[111]) Societas, coitio und συνωμοσία.

[112]) Vgl. Cic. ad Att. 2, 3, 3.

[113]) Suet. Jul. 20 ⟨u. a.⟩ als Bedingung, vgl. Drumann III 183.

[114]) Vgl. Dio C. 38, 7, 6ff. und Drumann III S. 195.

[115]) Vgl. Sueton Jul. 19.

[116]) Vgl. über Zeitpunkt und staatsrechtliches Verhältnis S. 140.

[117]) Es ist eine überaus äußerliche Auffassung, wenn Gallien als bloßes Sprungbrett für die spätere Politik und Machtstellung Caesars betrachtet wird und noch verfehlter die Ansicht Ferreros, daß Caesar ohne ernstliche Kenntnis der Gallischen Frage und aus dem bloßen Bedürfnis nach kriegerischem Ruhm und reichen Revenuen sich in das Gallische Abenteuer gestürzt hätte. Über die Größe der Gallischen Gefahr war selbst die öffentliche

Meinung sich im klaren, wie Ciceros Korrespondenz uns zeigt ⟨vgl. ad Att. 1, 19, 2⟩, wenn sie auch, sobald die Wolken sich verzogen, wieder aufzuatmen begann. Daß ein Politiker wie Caesar, der Erbe der Marianischen Tradition, über Charakter und Umfang der Haupt- und Lebensfrage von Nation und Reich im Dunklen gewesen sein sollte, ist eines der tiefen Mißverständnisse von Caesars Natur und Politik, die das sonst so scharfsinnige Werk durchziehen: Ferrero hat eine eminente Kenntnis von Politik und praktischem Staatsleben und ihren wechselnden Erscheinungen mitgebracht, aber er geht von dem ihm geläufigen politischen und parlamentarischen Treiben aus und mißt danach den Genius und die großen Fragen der Weltpolitik an der gewaltigen Wende der alten und der neuen Zeit. Ferreros Darstellung bedeutet hier einen Rückschritt gegen Mommsen, der weit tiefer und richtiger gesehen hat, vgl. B. III S. 222 ff. 300 f.

IV. Caesars Statthalterschaft in Gallien und die Grundzüge seiner Politik und Kriegführung im Norden.

[118]) Die moderne Geschichtsforschung ist in Gläubigkeit wie in Kritik den Aufzeichnungen Caesars und ihrem Charakter nicht immer und in wichtigen Punkten bis heute überhaupt nicht gerecht geworden und schwankt nur zu oft zwischen beiden Extremen hin und her. Der literarische Charakter der Commentarii ist neuerdings gut — vor allem nach der Richtung der Form — von A. Klotz, Caesarstudien 1910 S. 1 ff. beleuchtet worden. — Für die Kriegsgeschichte und namentlich die Topographie sind wichtig: die Forschungen von A. v. Göler 1854–61, jetzt in zweiter Auflage 1880 in zwei Bänden zusammengefaßt, Napoléon III, César 2 B. 1865/6, G. Veith, Geschichte der Feldzüge Caesars 2 B. 1906 mit wertvollen Exkursen — der 2. Band enthält die Kartenbeilagen — aber stellenweise einseitig und manchmal nicht viel mehr als eine Paraphrase Caesars, die zusammenfassende ausgezeichnete Fundgrube für die früheren Forschungen mit eigenem, aber nicht immer selbständigem Urteil bildet T. Rice Holmes, Caesars conquest of Gaul, 1911², verkürzte deutsche Bearbeitung von Schott und Rosenberg, Caesars Feldzüge in Gallien und Britannien 1913 ⟨mit Kürzung oder Weglassung der eingehenden Exkurse⟩, eine nützliche und vorzügliche Orientierung mit gediegenem Urteil geben die Jahresberichte von Meusel in den Jahresberichten des Philologischen Vereins.

[119]) Kritik und Verhältnis dieser Parallelüberlieferungen sind nicht immer richtig eingeschätzt. Ein Grundfehler ist es, nur die Abweichungen zu zählen und nicht die zahlreichen Bestätigungen seitens einer Tradition, die durch eine streng kritische Sichtung und Kontrolle hindurchgegangen ist. Doch ist hier nicht der Platz, im einzelnen diesen Traditionen und den Irrungen und Hypothesen der modernen Forschung nachzugehen ⟨vgl. Einl. S. 4⟩. Auf das Wichtigste wird an den betreffenden Stellen hingewiesen werden. — Wir besitzen noch die historische Darstellung von Dio Cassius, sie schließt sich für den Gallischen Krieg freilich sehr eng an Caesars Aufzeichnungen an, aber es ist kaum berechtigt, sie in allen Punkten für eine bloße rhetorische Paraphrase zu halten — wie vorsichtig man in derartigen Annahmen sein muß, hat für Ephoros und Xenophon der Fund der Hellenika von Oxyrhynchos gezeigt. Sehr ausgiebig sind die leider nur geringen, aber noch lange nicht voll ausgeschöpften Bruchstücke aus Appians Κελτική. Wertvolles Material, namentlich über Geist und Stimmung der Caesarischen Truppen, bieten die Biographen Plutarch und Sueton, daneben, wie auch früher, wichtige Stücke aus der Caesar feindlichen Tradition und — umgekehrt — neben diesen stark chauvinistische und übertreibende Partien, gegenüber denen Caesars schlichte sachliche Rapporte erst in ihr volles Licht treten. Cicero bietet in Briefen und Reden unschätzbares Material, so in der Rede über die konsularischen Provinzen, dessen Bestätigungen Caesarischer Angaben nicht immer von der modernen Kritik und Hyperkritik beachtet worden sind.

[120]) Caesar, der Führer der Römischen Volkspartei, hat im Bell. Gall. 6, 13, 1 diese Zustände mit den lapidaren Worten zusammengefaßt: plebes paene servorum habetur loco, quae nihil audet per se, nulli adhibetur consilio.

[121]) Ciceros Worte de prov. cons. 32 treffen den Nagel auf den Kopf: bellum Gallicum . . . C. Caesare imperatore gestum est, antea tantum modo repulsum.

[122]) Wir wissen das nicht nur aus Caesar, dem die Hyperkritik gern, so auch hier, Übertreibung vorwirft, sondern auch aus der unter dem frischen Eindruck der Ereignisse und Schreckensnachrichten niedergeschriebenen Korrespondenz Ciceros: sie spiegelt deutlich den Eindruck der Niederlage und die Panik wieder, die im Anschluß an sie und die Helvetische Bewegung in Rom herrschte, vgl. Cic. ad Att. 1, 19, 2 ⟨im März des J. 60⟩. Ebenso schnell war man freilich dort beruhigt, sobald die unmittelbare Gefährdung der Grenzen der Provinz vorbeigezogen schien, vgl. Cic. at Att. 1, 20, 5.

[123]) Vgl. Cic. div. 1, 90, eine Stelle, die wohl mit Recht auf diese Zeit bezogen wird.

[124]) Es war zunächst ein im Westen an der See liegender Küstenstrich in Aussicht genommen, der von einer friedliebenden und handeltreibenden, mit den Römern, wie ihre Bundeshilfe im Veneterkrieg zeigt, auf gutem Fuß stehenden Völkerschaft, den Santonen, bewohnt war, und wahrscheinlich daneben auch das Gebiet der südlich von ihnen ansässigen Bituriges Vibisci, die gelegentlich mit ihnen identifiziert werden, sie erscheinen bei Caesar nirgends selbständig und sind von den Cubischen Biturigen durch fremde Landstriche getrennt, so daß sie nicht mit diesen zusammengefaßt sein können. Durch diese Verschiebung schloß sich der Kreis der Äduischen Konföderation, der dann von der Rhone bis zum Meere durch ganz Zentral-Gallien reichte, denn die Cubischen Biturigen, die nordöstlich von diesen Seestrichen wohnten, gehörten bereits dem Kreis der Äduischen Konföderation an. Wir haben daher kaum einen Grund, an diesem vielberufenen und vielangefochtenen letzten Ziel der Wanderung zu zweifeln, das nicht Caesar, sondern die Helvetier als solches angaben. Daß sie ihrerseits nicht ungern sich auch in einem näher gelegenen Landstrich angesiedelt hätten, ist natürlich und läßt sich auch aus einigen Phasen der Wanderung vermuten.

[125]) Bis hierher hat Ferrero recht.

[126]) Vgl. Cic. ad Att. 1, 19, 2.

[127]) Ein ernstlicher Versuch diese wertvolle Parallelüberlieferung hier auszunutzen ist fast nur von der negativen Kritik gemacht worden, die den mehr oder weniger radikalen Nachweis von der vollen Unzuverlässigkeit der Caesarischen Kommentarien zu erbringen sich bemüht hat. Diese Versuche sind sehr lehrreich für den Gang der modernen Kritik und ihre nicht immer rein sachlichen, sondern zum Teil sehr ausgesprochen von nationalen und selbst chauvinistischen Gesichtspunkten bestimmten Ausgangslinien, aber trotzdem — als Ergänzung für die psychologisch und historisch ebenso verkehrte blinde Gläubigkeit, die mit geschlossenen Augen an Bedingtheit und Charakter der Caesarischen Schriftstellerei vorüberging — in ihrer Weise sehr fruchtbar und nutzbringend. Die Haupterscheinungen sind für die Gallischen Kriege M. Eichheim, Die Kämpfe der Helvetier und Sueben gegen Caesar 1876, H. Rauchenstein, Der Feldzug Caesars gegen die Helvetier, Jen. Diss., Zürich 1882, P. Huber, Glaubwürdigkeit Caesars, Blätter f. B. Gymn.-Wesen B. 48, 1912 S. 295 u. 438 ff., Ferrero II Exkurs S. 402 ff., für die gesamte Kriegführung Caesars H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst I 1900 S. 415 ff. u. 423 ⟨der 1. Auflage⟩.

[128]) Ihre Reste haben uns Plut. Caesar 18 und zwei Exzerpte aus Appians Κελτική 1, 3 u. 2, 15 erhalten, die sich gegenseitig stützen und auf die gleiche polemische Darstellung, in letzter Linie — indirekt — wohl auch Asinius Pollio, zurückgehen.

[129]) Vgl. Caes. bell. Gall. 1, 11, 4 Ambarri . . . Caesarem certiorem faciunt sese depopulatis agris non facile ab oppidis vim hostium prohibere.

[130]) Es ist dies zugleich die Erklärung für den rätselhaften Verbleib der vierten von den alten Legionen, die zwei Rekrutenlegionen blieben als Deckung im Lager. Ebenso erklärt

sich erst dadurch die zu dem übrigen Bericht schlecht stimmende Angabe Caes. bell. Gall. 1, 10, 5, nach der Caesar aus dem Gebiet der Allobroger in das Gebiet der Segusiaver eingerückt ist, deren Sitze, mit Ausnahme höchstens einiger vorgeschobenen Siedelungen westlich der Rhone und Sâone lagen. *Z. T.* hat bereits Rauchenstein S. 61 ff. die Lösung gefunden.

[131]) Sueton Jul. 56 gibt uns die berühmte Kritik des Pollio, die wir erst unter diesen Voraussetzungen voll würdigen und richtig einschätzen können: Pollio Asinius parum diligenter parumque integra veritate compositos putat (d. h. die Commentarii), cum Caesar pleraque et quae per alios erant gesta temere crediderit et quae per se vel consulto vel etiam memoria lapsus perperam ediderit, existimatque rescripturum et correcturum fuisse. Sie bezieht sich, wie der Zusammenhang zeigt, keineswegs bloß auf das Bellum civile. Ihre einzige Übertreibung — es sind übrigens nicht Wort für Wort die eignen Ausdrücke des Asinius Pollio — liegt in dem Ausdruck «pleraque», denn das weitaus meiste aus Caesars Commentarii hat auch vor dieser strengen Kritik bestanden, wie uns die aus der Pollionischen Geschichtsschreibung stammende erhaltene spätere Tradition zeigt. Ganz frei von Menschlichkeiten war übrigens auch diese Kritik ihrerseits nicht: Asinius Pollio hat mit besonderer Sorgsamkeit in der Geschichte des Bürgerkrieges die Vergeßlichkeiten nachgetragen, die seine eigene Persönlichkeit betrafen, die früh zu ehrenvoller und nicht unwichtiger Betätigung — freilich aber damals keineswegs bereits an erster und leitender Stelle — gelangt war, eine Betätigung, die er öfters höher einzuschätzen geneigt ist als der große Meister, der mehr und Wichtigeres zu sagen hatte. Es ist fast der gleiche Fall, wie bei Labienus, wenn wir anstatt Pollios Namen gelegentlich den seines Oberstkommandierenden Curio in Caesars Bellum civile lesen: auch eine vielfach falsch aufgefaßte verkürzte Projektion, wie sie sich aus Umfang und Charakter der knappen Aufzeichnungen ergibt und ergeben mußte.

[132]) Der vollständige Mangel an Ausbildung fiel in dieser Zeit bei solchen Neuformationen noch viel mehr ins Gewicht als in modernen Verhältnissen, wo er aber bereits auch eine sehr beträchtliche Rolle spielt. Vergleichen können wir die stehenden Römischen Heere und ihre virtuose Technik in Waffenführung und Evolutionen nur mit dem strengen Drill, der exakten Manövrierfähigkeit und langwierigen Durchbildung der Fridericianischen Armeen. Zu der Virtuosität der taktischen Evolutionen kam die vollendete, bis ans Kunstfechtertum streifende Ausbildung des einzelnen Mannes in Schwertführung und Deckung, alles Dinge, die nur jahrelange Übung verschaffen konnte. Lehrreich ist der Feldzug 49/8: noch nach einem Jahre, das von einer Reihe von Kämpfen erfüllt ist, bildet das Gros der Armee des Pompeius eine schwerfällige Masse, der ihr Feldherr ein angriffsmäßiges Vorgehen auf kurze Entfernung nicht zutraut, damit sich die Verbände nicht lockern.

[133]) Wie hoch die Gesamtzahl der waffentragenden Helvetier war, wissen wir nicht. Für den Auszug gibt sie Caesar Bell. Gall. 1, 29 auf 92 000 Mann, die Gesamtmasse des Wanderzuges auf 368 000 Köpfe an. Wir dürfen uns durch diese großen Zahlen nicht täuschen lassen. Nichts ist in Kolonialkriegen gewöhnlicher als solche Übertreibungen, und vom Osten her war das Römische Publikum so gewöhnt an ungeheure Heeresziffern, daß ihm weniger nicht gut geboten werden durfte. Aber Caesar legt fast stets derartige vage Zahlenangaben der unzuverlässigen Gallischen Berichterstattung in den Mund, und wenn er sich hier auf die Statistik der Helvetischen Behörden und ihre Urkunden beruft, so lehnt er damit, wie bereits Ferrero II S. 172 richtig erkannt hat, seinerseits die Verantwortung für die offensichtlich errechneten Ziffern: 92 000 Waffenfähige zu 368 000 Köpfen ⟨= 1 : 4⟩, gegenüber dem ernsthaften Leser ab. Die einzige authentische Angabe ist die Zahl, die er selbst auf grund der von ihm veranstalteten offiziellen Zählung der Heimkehrenden mitteilt: 110 000 Köpfe. Daß sie auch für die übrige Berechnung die einzige sichere Grundlage bildet, deutet Caesar selbst sehr verständlich an: nach der Schlacht beträgt die Kopfzahl des gesamten Wanderzuges nicht mehr als 130 000 Mann ⟨1, 26, 5⟩, gegenüber der ersteren Summe eine eher zu niedrig als zu hoch gegriffene Schätzung, da die Bojer und die Marschverluste in

Abzug kommen ⟨vgl. 1, 27, 4 u. 28, 5⟩. Derartige beiläufige Korrekturen der populären aber meist auch als solcher charakterisierten Version gibt Caesar uns auch sonst nicht selten. So ist schon die antike Kritik auf grund dieser einzigen authentischen Daten Caesars zu einer Reduktion der Gesamtzahl der Stämme auf weniger als 200000 Köpfe ⟨vgl. App. Κελτ. 1, 3⟩ gelangt, im Prinzip sicher richtig, wenn auch die Zahl 157000, die uns Orosius 6, 7 aus dieser Historiographie erhalten hat, wahrscheinlich nur eine willkürliche Berechnung darstellt. Schon der Charakter des Marsches und die Operationen des Wanderzuges und seiner Wagen- und Troßkolonnen am Schlachttage schließen eine Zahl von nahezu 300000 Köpfen — so viel würden ungefähr auch nach der Vernichtung des Tigurinerstammes übrig bleiben — vollständig aus, sie sind schon für eine Masse von etwa 150000 Köpfen, wie sie sich aus Caesars Zahlen für den Zeitpunkt vor der Schlacht ergibt, eine Leistung, die nur bei günstigem Terrain möglich erscheint.

[134]) Die ausführliche Darstellung mußte gegeben werden, weil bis auf heute der Gang der Schlacht — unabhängig von der Frage ihres Schauplatzes — nicht befriedigend dargelegt und von vielen Seiten vollständig mißverstanden ist. Noch Ferrero sieht in ihr eine versteckte taktische Niederlage. Die Darstellung im Text gibt nichts, als was sich aus Caesars eigenem knappen Bericht Bell. Gall. 1, 23—26 und aus der Situation unmittelbar ergibt. Auch das wichtigste Moment, das allmähliche Eintreffen der feindlichen Kolonnen, ist in seinem Hauptpunkt von Caesar bereits selbst klar und scharf zum Ausdruck gebracht und doch fast allgemein vernachlässigt. Das aoristische Perfectum Caes. bell. Gall. 1, 24, 4 wird wohl so leicht niemand pressen, für die Queue des langen Zuges gilt es überhaupt nicht, und die Auffahrt der Wagenburg aus einer nicht unbeträchtlichen Entfernung im Verlaufe des Kampftages ist an sich eine sehr respektable Leistung und wohl nur aus den ausgedehnten Weideflächen zu erklären, die einen großen Teil von Gallien bedeckten und die Manövrierfähigkeit wesentlich erleichterten. Übrigens darf man bei knappen militärischen Berichten, wie es die von Caesar und Xenophon sind, nie vergessen, daß die unmittelbar aus der Situation sich ergebenden Selbstverständlichkeiten oft nicht nur ergänzt werden dürfen, sondern müssen, am allermeisten da, wo die auf das große Publikum berechnete Schilderung solche Momente übergeht oder nur streift, die in den Augen der urteilslosen Menge Größe und Heroismus der Leistung in ungünstigerem Lichte erscheinen lassen könnten.

[135]) Noch Dio C. 38, 48, 3 f. gibt hier eine Darstellung, die trotz ihrer Kürze die Situation in etwas anderem Licht erscheinen läßt als der Caesarische Bericht, der ohne zu fälschen doch aus Schonung für die Truppe und aus Rücksicht auf das Publikum, das die Nachtseiten des Krieges nicht kennt, den Zeitpunkt des Überfalls und sein volles Resultat verschleiert. Daß es ein schwerer und verlustreicher Kampf war, sagen aber auch die Commentarii mit klaren Worten. Kaum berechtigt ist die Auffassung von J. Melber, Der Bericht des Dio C. über die Gallischen Kriege Caesars, Progr. München 1891 S. 53ff., der alle Abweichungen bei Dio Cassius auf rhetorische Phrase oder Flüchtigkeit zurückführt, wenn auch ohne Zweifel die Rhetorik einen breiten Raum bei diesem einnimmt.

[136]) Über die Stärke des Germanischen Heeres erfahren wir noch weniger als über die Helvetier. Es ist gänzlich verkehrt, die erschreckliche Zahl 120000 Caes. bell. Gall. 1, 31, 5 auf die Heeresstärke zu beziehen, denn es sind hier, wie bei den Haruden, Weiber und Kinder sehr deutlich mitgemeint und nur ein Teil der Germanen kam als Söldner ohne Familie. Dazu ist auch diese Zahl bloß Schätzung und stammt aus dem Munde Gallischer Berichterstattung. Auf das Publikum sollte sie freilich wirken. Caesar wußte sehr gut, daß die furchtbare Gefahr vielmehr in der ungebrochenen Kraft und Kriegstüchtigkeit der jungen Völker, als in ihren Zahlen lag, aber seinem Publikum konnte er die Schrecken der Völkerwanderung nur klar machen, wenn er die übertriebenen Gerüchte weitergab. Einen besseren Anhalt gibt die gelegentlich und beiläufig angeführte Effektivstärke der ins Gefecht geführten Truppen, so 1, 49, 3: 16000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter ⟨vgl. 1, 48, 5⟩. Gegen diese

bietet Caesar, der seine Leute an dem betreffenden Tage dringend bei der Schanzarbeit braucht, zwei volle Drittel seiner Legionsinfanterie auf, deren Nominalstärke etwa 30 000 Mann betrug, ihre Effektivstärke war durch den Helvetierkrieg freilich sehr beträchtlich reduziert und betrug nach allen Abzügen kaum mehr als 24 000 Mann. Es bilden also die hier aufgebotenen Truppen Ariovists einen sehr beträchtlichen Teil seiner Armee, die Hälfte oder mehr, und wenn die Germanen 30—40 000 Mann Kerntruppen zählten, so hatten sie eine sehr fühlbare Überlegenheit über die Römische Legionsinfanterie — und nur von einer solchen spricht Caesar 1, 51, 1 — und doch im ganzen weniger Leute als Caesar mit Einrechnung der minderwertigen Bundeskontingente: so kommt es, daß sie den letzten Mann ins Glied stellen mußten und daß ihre beste Truppe, die starke Reiterei, in den Entscheidungskampf nach Germanenart zu Fuß eintrat ⟨vgl. Bell. Gall. 4, 2, 3⟩: diese Lösung für das sonst völlig unerklärliche Fehlen der Reiterei hat bereits G. Veith, Caesars Feldzüge S. 495 gegeben.

[137]) Es ist unverständlich, wie blinde Polemik diese Kette von Zusammenhängen und die ungeheure Unruhe und Verschiebung der Germanischen Völkermassen, die sich in diesen Jahrzehnten abspielt und die wir noch aus unseren spärlichen Zeugnissen mit Deutlichkeit zu erkennen vermögen, übersehen und Caesar den Vorwurf reiner ehrgeiziger Eroberungspolitik machen kann. Diese Zeugnisse bestätigen, was Caesar selbst gelegentlich uns sagt. Am tiefsten hat er die Schicksalsfrage des Reichs, das Problem der Völkerwanderung, Bell. Gall. 1, 33, 3—5 besprochen. Diese Partie ist unendlich wichtiger als die stilisierten Abschnitte, die eine Konzession an den Römischen Chauvinismus und sein naives Machtbewußtsein sind. Hier schlägt Caesar das Visier zurück und öffnet uns für einen Moment den Blick in sein Programm: offensive Defensive gegen die andrängende Völkerwanderung.

[138]) Caes. Bell. Gall. 2, 1, 2 omni pacata Gallia. Der Ausdruck ist absichtlich ungenau gehalten, aus dem Zusammenhang geht hervor, daß der engere Begriff, Centralgallien, das diesen Namen in erster Linie trug, gemeint ist.

[139]) Vgl. Caes. Bell. Gall. 2, 4.

[140]) Natürlich dürfen wir nicht — auch nicht im entferntesten — diese Armee mit den Listen der gesamten wehrfähigen Mannschaften identifizieren, die Caesar in der einleitenden Übersicht ähnlich wie moderne Werke, aber nur nach den Schätzungen seiner Gallischen Berichterstatter gibt. Einen Anhalt für die Stärke der versammelten Belgischen Aufgebote gibt die Notiz Caesars über die ungeheure Ausdehnung ihrer Lagerung, 12 km, Bell. Gall. 2, 7, 4 — ähnlich wie die Dreiteilung der Armee des Vercingetorix 7, 66, 2 —, sie mag immerhin an die 100 000 Mann betragen haben und war der Hauptgrund für die resultatlose, schwer bewegliche Strategie der Belgen und das nach kurzer Zeit erfolgende Auseinandergehen der Massen. Mit Diversionen aber, wie sie versucht wurden, war gegenüber der beweglichen und schlagfertigen Römischen Armee und ihrer zahlreichen Reiterei nicht viel zu machen: solche Renkontres waren im Gegenteil Caesar nur erwünscht. Hier tritt der Gegensatz zwischen den schwer dirigierbaren Massen des Volksheeres und der geschulten Armee mit besonderer Greifbarkeit zutage. Caesars Truppen, 6 ältere aber stark mitgenommene Legionen und zwei Rekrutenlegionen — also von etwa je 5000 Mann, die höchste Stärke, die in Caesars Zeit, bei frisch ausgehobenen Truppen erscheint — hatten zusammen mit Reiterei und leichten Waffen eine Effektivstärke von kaum mehr als 40—50 000 Mann, aber dafür die Vorteile der Schulung, der Kombination verschiedener Waffengattungen und des einheitlichen straffen Kommandos.

[141]) Caes. Bell. Gall. 2, 16 ff.

[142]) Es handelt sich natürlich nur um die jüngere mobile Mannschaft — die Alten waren nötiger bei den ins Moor geflüchteten Angehörigen ⟨2, 16, 5. 28, 1⟩. Diese allein war physisch imstande, den wilden Sturmlauf über eine lange und durch natürliche Hindernisse fast unpassierbare Strecke, dessen unerhörte Bravour Caesar mit rückhaltloser Bewunderung schildert, auszuführen. Daß der größte Teil dieser Truppe aber auch fast bis auf den letzten Mann auf-

gerieben wurde, liegt in der Situation: ihr war nach Eintreffen des von allen Seiten herbeieilenden Sukkurses jeder Ausweg abgeschnitten. Dies und nicht mehr sagt die vielberufene Angabe der um Gnade flehenden Unterlegenen, wenn sie erklären, daß der ganze Stamm, 60000 Männer stark, fast bis auf den letzten Mann vernichtet wäre (2, 28, 2). Nirgends so deutlich wie hier lehnt Caesar die Verantwortung für diese in solcher Situation fast selbstverständliche Übertreibung ab, und nicht seine Schuld ist es, wenn nicht nur das Römische Publikum, für das derartige Effekte bestimmt waren, sondern auch ernsthafte Forschung auf diese Blender eingegangen ist, sie geglaubt oder sie mit entrüsteter Kritik verfolgt hat. Die Macht der Nervier war mit dem Untergang der Blüte ihrer Mannschaft gebrochen, nie haben sie wieder die alte Rolle gespielt, aber sie haben — wie es Caesar selbst ganz unbefangen erzählt — noch mehr als einmal in späteren Jahren die Waffen gegen ihn getragen.

[143]) Das erste Verdienst gebührt v. Göler, Caesars Gallischer Krieg, 2. Aufl., 1880, I S. 77ff., 87ff., Karte V und dazu Erläuterung II, Anhang, S. 19. Seine scharfsinnige Divination wurde durch die Nachforschungen, die Napoleon III. veranlaßte, bestätigt und von Napoleon stillschweigend in sein Werk übernommen.

[144]) Das hat auch M. Bang, Die Germanen im Römischen Dienst, Berl. Diss., 1906, S. 6 gut und treffend hervorgehoben.

[145]) Wir erfahren von der Gründung dieser Gallischen Truppe durch Sueton Jul. 24. Möglich und wahrscheinlich ist es, daß diese Transalpinischen Mannschaften ganz oder zum größten Teil aus der Gallischen Bevölkerung der Römischen Provinz stammten, dann war diese Maßregel nur eine Fortsetzung der Transpadanischen Politik von Caesar. P. Groebe, Exkurs zu Drumann III S. 708f. verlegt ihren Ursprung in die Jahre 52 und 51.

[146]) Die Worte Caes. bell. Gall. 7, 4, 3 in agris habet dilectum egentium ac perditorum sind im Munde des großen Führers der Römischen Popularpartei deutlich nichts als Parteiterminologie — die gleiche, die seine konservativen Gegner in Rom so und so oft gegen ihn anwandten, wie wir aus Ciceros Briefwechsel zur Genüge sehen. In Gallien stand das Verhältnis anders: hier war Caesars Stütze die erhaltende und konservative Partei. Aber der große Staatsmann und Schriftsteller würde lächeln, hätte er gewußt, daß ernsthafte Forschung bis auf heute diese Worte ernst nehmen würde und nicht als das, was sie waren, die Parteiterminologie seiner Rapporte an Volk und an Senat.

[147]) Der Rückzug führte in die Richtung auf die Provinz, wie es Caesar bell. Gall. 7, 66, 3 Vercingetorix ausdrücklich in einem Moment sagen läßt, wo über die Richtung des Marsches kein Zweifel sein konnte. Die weit verbreitete Ansicht von einer Richtung auf Vesontio ist eine Hypothese, die Caesarischer als Caesar selbst die Schwere der Situation verschleiert. Ob Caesar sich in der Provinz selbst oder nördlich von ihr setzen wollte, ist gleich, der Zweck war, die aufs äußerste mitgenommene Armee wieder in Gebiete zu führen, wo eine geordnete Verpflegung möglich war, eine verwandte Situation wie im Thessalischen Feldzug im Jahre 48.

[148]) Caes. bell. Gall. 7, 65, 2f.

[149]) Caes. bell. Gall. 6, 35ff.

[150]) Vgl. Caes. bell. Gall. 7, 13, 1. Der Zusammenhang und der Gegensatz von ab initio zu den gegen Ende des Feldzuges dieses Jahres angeworbenen größeren Germanischen Scharen zeigt deutlich, daß ab initio nicht, wie verschiedentlich geschehen (vgl. M. Bang, Die Germanen im Römischen Dienst, Berl. Diss. 1906 S. 25), auf den Anfang von Caesars Statthalterschaft und militärischer Laufbahn in Gallien zu beziehen ist. Diese Elitetruppe erscheint nirgends in den vorhergehenden Feldzügen, und es ist ausgeschlossen, daß sie z. B. in die jämmerliche Schlappe der gesamten Kavallerie von 5000 Pferden gegen die 800 Reiter der Usipeter und Tenkterer mit verwickelt war.

[151]) Aus dem gleichen Grunde wird in meisterhafter Weise die Zahl dieser berittenen Kontingente verschleiert. Caesar erzählt bell. Gall. 7, 65, 5, daß er an die schlecht berittenen

Deutschen Reiter die Pferde der Offiziere, Römischen Ritter und berittenen Freiwilligen verteilt hätte. Diese letzteren bildeten in besonderen Fällen, wie bei Pompeius später, ein größeres Korps, bis zu 2000 Mann, bei Caesar treten sie aber nirgends in größerer Zahl und Bedeutung auf. Wenn wir daher auch auf den einzelnen Offizier mehrere Pferde rechnen und die Evokaten auf mehrere Hundert ansetzen, so ist die Zahl der Pferde nicht groß. Aber ohne Zweifel brachte ein Teil der verwegenen Reiter bereits einzelne gute Beutepferde mit, daneben standen Caesar vermutlich Remonten aus mehreren Waffenplätzen, wie Agedincum, Vesontio zur Verfügung.

[152]) Caesar wird jetzt seine Kavallerie auf mindestens 3000 bis 4000 Pferde gebracht haben, annähernd dieselbe Zahl, wie im Helvetierfeldzuge und nicht zu viel unter der sonst, im Gallischen wie später im Spanischen Krieg des Jahres 49 begegnenden Zahl von 5000.

[153]) Interessant sind, unter zum Teil anderen Verhältnissen und gegenüber einer bei verschiedenen Gelegenheiten hochverdienten Kavallerie die Bemerkungen von H. v. Kretschmann, Kriegsbriefe, 8. u. 9. Aufl. 1911 S. 87.

[154]) Vgl. über Borodino und den Anteil der Deutschen Reiterkontingente die lehrreiche Monographie von M. v. Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino, 1887, in der sich auch ausgezeichnete Beobachtungen über die Bedeutung des Verhältnisses von Mann und Pferd, den Zustand des Pferdematerials vor der Schlacht bei Borodino u. ä. finden.

[155]) Natürlich ist diese Nominalstärke in Wirklichkeit damals so wenig wie unter ähnlichen Verhältnissen in neueren Zeiten erreicht worden. Schon der starke Rückgang der Kavallerie, 8000 statt 15000 Reiter, deutet dies Verhältnis zur Genüge an ‹vgl. Caes. Bell. Gall. 7, 64, 1 und 76, 3›.

V. Der Konflikt.

[156]) Die moderne Literatur hat in erster Linie die äußere Rechtsfrage, in zweiter die Prinzipienfrage behandelt und — oft noch irreführender — beide Fragen durcheinander gemengt, aber auch über den Termin herrscht noch immer nicht volle Klarheit. — Die Hauptuntersuchungen sind außer den historischen und verfassungsgeschichtlichen Werken: Th. Mommsen, Die Rechtslage zwischen Caesar und dem Senat, Abhandlungen der Hist. Phil. Gesellschaft, Breslau 1858, 1ff.; Nissen, Ausbruch des Bürgerkrieges 49, Sybels Hist. Zeitschrift 44, 1880 S. 409ff. und 46, 1881 S. 48ff.; O. E. Schmidt, Ausbruch des Bürgerkrieges 49, Rhein. Museum 47, 1892 S. 241ff.; O. Hirschfeld, Der Endtermin der Gallischen Statthalterschaft Caesars, Klio IV 1904 S. 76ff. und V 1905 S. 236ff., wichtig für die Chronologie aber in Auffassung und Resultat nicht glücklich; L. Holzapfel, Klio V 1905 S. 107ff. — Die Dauer von 10 Jahren bezeugen die übereinstimmenden Berichte von Cic. Phil. 2, 24, Att. 7, 7, 6, Vell. 2, 46, 2, Suet. Jul. 24, Plut. Crass. 15, Appian bella civ. 2, 18. Die Angabe von Dio C. 39, 33, der von 5 + 3 = 8 Jahren spricht, gibt nur eine tendenziöse und ungenaue Berechnung, die faktische Dauer war 8 Jahre und 9—10 Monate. Die Zeugnisse sind bereits von Nissen zusammengestellt worden. Die Notiz von Hirtius Caes. Bell. Gall. 8, 39, 3 bezieht sich deutlich auf den vollen Sommer des Jahres 50, nicht auf den Rest von 51.

[157]) Dem Beginn des alten Amtsjahres, in der Praxis konnte der abgehende Beamte kaum vor diesem Termin in seiner Provinz eintreffen, meist schob sich der Antritt noch beträchtlich weiter hinaus.

[158]) Geregelt bereits durch die lex Sempronia, vgl. u. a. Niese, Röm. Geschichte S. 172[4].

[159]) Denn diese Frist war gegeben, selbst wenn, was vielfach von modernen Forschern angenommen wird, die ausdrückliche Festlegung auf weitere fünf Jahre fehlte, was bei einem derartigen Kommando äußerst unwahrscheinlich ist. Auf der anderen Seite band, ohne festen Endtermin, der Ausdruck quinquennium die Auslegung der Gegner um so weniger, als auch das erste Quinquennium faktisch nur 4 Jahre gedauert hatte. Sie erkannten nur den einen festen Termin des Gesetzes, die Beratungsfrist des 1. März des Jahres 50 an und fochten

außerdem die ganze rechtliche Grundlage der Statthalterschaft an, weil sie ihren Ausgang von der Bewilligung der Oberitalischen Provinzen durch das Volk statt durch den Senat genommen hatte, und weil die Volksbeschlüsse wegen der hindernden Auspizien des zweiten Konsuls Bibulus keine Rechtskraft hätten: die letzte Konsequenz der Obstruktion, aber etwas fadenscheinig, weil der Senat selbst die Narbonensische Provinz Caesar verliehen hatte.

[160]) Dies hat bereits richtig Nissen, Sybels Hist. Zeitschrift 46 S. 58 gesehen. Vgl. Suet. Jul. 26, Dio C. 40, 50/1.

[161]) Dieser Standpunkt ist schon von Cicero klar präzisiert, ad Att. 7, 7, 6 quid ergo? exercitum retinentis, cum legis dies transierit, rationem haberi placet? mihi vero ne absentis quidem, sed cum id datum est, illud una datum est, vgl. 7, 6, 2.

[162]) Wir danken diese Nachrichten der warmen Schilderung von Hirtius Caes. bell. Gall. 8, 51. Caesar selbst hat sich in vornehmer, karger Zurückhaltung in seinen Rapporten auf die offiziellen Riesendankfeste in Rom aus Anlaß seiner großen Feldzüge beschränkt. Das volle Wahlrecht hatten die großen Römischen Gemeinden, deren Mehrzahl südlich vom Po, aber noch innerhalb der Caesarischen Provinz lag, in den anderen die Nobilität, d. h. die gewesene Beamtenschaft.

[163]) Das hat auch Cicero, dessen größte — freilich wenig anerkannte — Zeit diese Periode eines vergeblichen Kampfes gegen die verblendete Hartnäckigkeit der Ultras und der Reaktion war, klar und scharf erkannt und ausgesprochen, vgl. ad Att. 7, 7, 5 ff. ⟨Ende des Jahres 50⟩, 7, 8. 7, 9.

[164]) Mit was für Mitteln man vorzugehen dachte, zeigt der Vorschlag Catos im Jahre 55 bei Plutarch Caes. 22.

[165]) Vgl. Appian bella civ. 2, 25 und Plut. Caes. 29. Nissen hat auf diese wichtigen Verhandlungen hingewiesen, aber nicht berechtigte Folgerungen aus ihnen gezogen.

[166]) Caelius' Brief Cic. epist. ad fam. 8, 8 und das in ihm enthaltene Senatsprotokoll ⟨30. Sept. 51⟩.

[167]) Vgl. Cael. Cic. epist. ad fam. 8, 8, 9 und dazu Hirschfeld, Klio IV S. 79, 1 und V S. 240.

[168]) Über die Bedeutung der Einhaltung des Intervalls und der gesetzlichen Position vgl. Caes. bell. civ. 1, 32, 2.

[169]) Des «tumultus».

[170]) Seine Briefe aus dieser Zeit sind, wie allmählich die Forschung immer mehr erkennt, von eminenter Bedeutung, vgl. die Reihe ad Att. 7, 5 ff., namentlich 7, 7.

[171]) Die Stimmung in den letzten Tagen des Jahres 50 spiegelt sich Cic. ad Att. 7, 5, 4 wieder.

[172]) Es ist sehr verkehrt, Ciceros damalige Stimmung und Politik ausschließlich aus den Wechseln, die er Caesar schuldete ⟨vgl. ad Att. 7, 8, 5⟩, zu beurteilen. Caesars Sturz befreite ihn viel mehr von seinen finanziellen Sorgen und schloß ihm und der Nobilität neue Revenuen auf, denn indirekt hat Cicero auch den Profit aus den Provinzen nicht verschmäht, wie die Transaktion mit seinem Kollegen im Konsulat Antonius zeigt, in die die Korrespondenz mit Atticus einen tiefen und nicht gerade erfreulichen Einblick gewährt.

[173]) Vgl. Cic. epist. ad fam. 6, 6, 5 f., weitere Zeugnisse bei Nissen 46, S. 85.

[174]) Vgl. Caes. bell. civ. 1, 5, 3: diese Bemerkungen sind deshalb nicht falsch, weil sie von Caesar stammen.

[175]) Selbst der hochkonservative M. Marcellus hat Protest gegen die überstürzte Kriegserklärung erhoben, vgl. Caes. bell. civ. 1, 2, 2.

[176]) Vgl. Cic. ad Att. 7, 15, 3 ego autem eum puto facturum, ut praesidia deducat. vicerit enim, si consul factus erit, et minore scelere vicerit, quam quo ingressus est.

[177]) Über Cato und die allgemeine Stimmung belehrt uns vor allem Cic. ad Att. 7, 15, 2.

[178]) Vgl. Cic. ad Att. 8, 15. 9, 16. 18.

[179]) Die Worte Caes. bell. civ. 1, 26, 6 bedeuten nur das Ende der bewaffneten, aber

nach Möglichkeit und in Wirklichkeit fast unblutigen Intervention und den Beginn des eigentlichen Krieges, nicht den definitiven Abbruch der Verhandlungen, mehr als einmal sind sie wieder von ihm aufgenommen worden.

VI. Caesars Monarchie, ihr Wesen und ihr Ziel.

[180]) Caesar stand in Rom vor einer im letzten Grund unlösbaren Aufgabe und mußte beständig lavieren. Er hat richtiger die Bedeutung des legitimistischen Prinzips und der Tradition für Rom und Italien erkannt, als seine modernen Historiker, von denen Siehler in dieser durch den Zwang der Umstände gebotenen Schaukelpolitik eine wunderliche Mischung von autokratischen und verfassungsmäßigen Maßregeln sieht, deren letztere ihm rein sentimentaler Natur zu sein scheinen.

[181]) Bell. Afr. 26, 4.

[182]) Hier hält selbst Delbrück an einer numerischen Überlegenheit der Pompeianischen Armee fest.

[183]) Ein anderes ist sein persönliches Unglück in Haus und Familie und seine innere Zerfallenheit.

[184]) Vgl. Suet. Jul. 76.

[185]) So L. Lange im dritten Bande seiner Römischen Altertümer, 2. Aufl. S. 470.

[186]) Selbst der trotzige Widerstand Massilias wurde nicht durch die erwartete Züchtigung geahndet, noch weniger dem gemeinen Mann ein schrankenloses Hausen in Italien gestattet, und als es während Caesars Abwesenheit zu schweren Exzessen kam, wurden mit genialer Kombination von maßhaltender Nachsicht und imponierender Energie die mit dem Blut ihrer Offiziere befleckten meuternden Truppen durch das berühmte Wort «Mitbürger», das sie mit einem Schlage aus dem Verband der großen Armee und der Kameradschaft ihres Feldherrn entließ, zur Besinnung zurückgebracht.

[187]) Insofern, aber auch nur insofern hat Ferrero recht: Caesar war kein Politiker — in seinem Sinn —, kein Politiker des Tages, aber ein Politiker im Sinne des größten Historikers und des tiefsten Denkers aller Zeiten, im Sinne von Thukydides und Sokrates.

[188]) Vgl. Suet. Jul. 86.

Register.

Acta diurna 85
Aeduer 100. 126f. 133
Aegypten 29f. 34f. 162
Agrarreform 33ff. 86f. 163
Alesia 131f.
Allobroger 100f. 128
Appian 4. 170,3. 178,119
Ariovist 96. 101f. 113ff.
Asinius Pollio 4. 105ff. 153. 170,3. 179,131
Augustus 168
Aurelia 8f.

Balbus, L. Cornelius 5. 77. 161. 164
Bibulus 87f.
Biographie der Caesarischen Epoche und der Kaiserzeit 5f.
Bojer 113

Caesar: Familie 7ff. — Geburtsjahr 9. 171,13 — Caesar, Demokratie und Populartpartei 16ff. — erstes Konsulat 24. 84ff. 171,13 — Oberpontifikat 41f. — Caesar u. Pompeius 27f. 64. 66ff. 71ff. 81ff. 87. 91. 135ff. 176,91 — Caesar u. die Catilinarische Verschwörung 29. 32. 42ff. 55ff. 69. 176,91 — Caesar u. Clodius 135ff. — Dauer der Gallischen Statthalterschaft 140f. 184,156.159. 185,161 — Caesar u. Königtum 24f. 40. 166ff. — Strategie 14. 75f. 105ff. 112f. 115ff. 116. 119f. 122. 127ff. 158ff. — — Schriftstellerei: Reden 13 Commentarii 85. 93ff. 105ff. 108f. 116. 117. 120. 128f. 131. 178,118. 179,122.124.130.131. 182,137. 183,146.151 Zahlen 119. 131. 180,133. 181,136. 182,140.142. 184,155 — — Literatur, antike u. moderne 1ff. 113. 170,2.4. 178,118.119. 179,127. 184,156
Catilina 38. 42ff. 51ff. 174,68. 175,78.80
Cato d. J. 81. 152. 177,109
Cicero 17f. 37. 53ff. 60f. 64. 80f. 83. 136. 147. 154f. 157. 161. 175,79. 176,91. 185,161. 163.172. 186,183. — Briefwechsel u. Reden 6. 32. 42. 56. 78. 155. 175,86. 178,118.119. 179,122. 185,170 de lege agr. 33ff. in Catilinam 42. 64f. in toga candida 52. 58
Clodius 70. 125. 135ff.
Crassus 29. 34. 36. 42ff. 55ff. 65. 82f. 173,47. 176,91.93.
Curio 144ff. 153. 157

Demokratie 17ff.
Dio Cassius 4. 69. 77. 173,55.65

Gallia Cisalpina u. Transpadana 25f. 31f. 46f. 53. 60. 90. 94f. 135. 142. 150. 163. 164. 172,27
Gallia Narbonensis 99f. 128. 183,145
Gallien 91. 93ff. 96. 97ff. 122ff. 132ff. 135. 150. 163f. 177,117
Germanen 91f. 96. 97. 101f. 113ff. 121. 128ff. 133. 182,137. 183,150.151
Geschichtsschreibung der Caesarischen Epoche und der Kaiserzeit 3ff. 97. 105ff. 178,119. 179,127 — Caesarfeindliche 26. 46ff. 75. 97. 170,4. 173,67. 174,72. 176,97. 177,100.104. 107. 178,119 — Pompeiusfreundliche 4f.

Helvetier 102ff. 179,124. 180,133
Helvier 128

Kleopatra 161

Labienus 105ff. 120. 128. 150. 158f.
Livius 4f.
Lucan 5
Lucceius 82. 177,110

Oppius 5. 161
Orosius 5

Pharsalus 130. 160
Piso, Cn. 48f.
Plutarch 4. 5. 170,3. 178,119
Pompeius 15ff. 26ff. 59f. 63. 65. 67ff. 71ff. 77ff. 87. 91. 135ff. 160f. 176,91
Popularpartei 17ff. 23
Provokationsrecht 40

Rabirius 38ff.
Ritterschaft 83. 89

Sallust, Catilina 49f. 56. 174,63. 175,80. 176,91
— Ps. Sallustische Invektive 50. 173,67. 174,76
Schuldreform 57. 76. 176,90
Senat 19f. 88. 142. 157f.
senatus consultum ultimum 38f. 148
Servilius, P. Rullus, Tribun 33ff.
Spanien 74f.
Sueton 5f. 26. 46ff. 170,4. 173,67. 176,97. 177,100. 104. 107. 110. 178,119

Tiberius 168
Timagenes 170,3
Tribunat 33ff. 136f.
Triumvirat 83

Velleius Paterculus 4
Vercingetorix 126ff.

:: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig ::

DAS ERBE DER ALTEN

Schriften über Wesen und Wirkung der Antike

Gesammelt und herausgegeben von

O. CRUSIUS O. IMMISCH TH. ZIELINSKI

Bisher sind erschienen:

Heft 1. **Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von Einst und Jetzt,** von Geh. Hofrat Professor Dr. GEORG TREU, Dresden. 52 Seiten mit 62 Abbildungen und einer Tafel. Gr. 8°. Preis M. 1.80 geheftet, M. 2.50 gebunden, M. 5.— in ganz Pergament gebunden.

Treus Schrift bietet eine Quelle der Belehrung, regt an zum Schauen und Beobachten. Der ausgezeichnete Archäologe, der als einer der wenigen des Fachs der Plastik anderer Epochen tiefes Verständnis entgegenbringt, ist frei vom traditionellen Klassizismus, der in der Antike das allein selig machende Evangelium sieht, ist losgelöst von grauer Theorie der Ästhetik, von toter Buchstabengelehrsamkeit, hat sich geschult durch die belebende Betrachtung der Denkmäler selbst, wozu er durch amtliche Tätigkeit in dem von ihm geleiteten Dresdener Albertinum die beste Gelegenheit findet. ‹Wochenschrift für klassische Philologie 1912, No. 8.›

Wir begrüßen dieses Heft aufs lebhafteste! Jeder Kunstfreund sollte es studieren und besitzen. Durch 63 meisterhaft ausgewählte und ausgeführte Abbildungen, meist Beispiel und Gegenbeispiel, erläutert, können Treus Anschauungen unendlich viel zur richtigen Bewertung der Antike und ihrer Nachwirkungen, sowie zu klarerem Erfassen der Entwicklung der Plastik bis zur Gegenwart beitragen. Hier wird die Kunst in voller Innerlichkeit erfaßt. ‹Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 25. Jahrgang, Heft 10.›

Heft 2/3. **Aristophanes und die Nachwelt,** von Dr. WILHELM SÜSS, Privatdozent an der Universität in Leipzig. 226 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden, M. 7.— in ganz Pergament gebunden.

Die geistvolle Schrift verrät eine staunenswerte Belesenheit auf den in Betracht kommenden Gebieten und wird allen denen hochwillkommen sein, die dem angeschlagenen Thema Interesse entgegenbringen, aber nicht aus seichten, fade schmeckenden Quellen, sondern aus dem frisch sprudelnden Borne der Wissenschaft selbst schöpfen wollen, um ihren Wissens- und Bildungsdurst zu stillen. ‹Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 25. Jahrgang, Heft 11.›

Mit staunenswerter Sachkenntnis hat Süß den weitschichtigen Stoff in fünf Abschnitten behandelt. Das Hauptverdienst des Verfassers besteht darin, daß er die jeweilige Wertschätzung und die Nachahmungsversuche aus den jedesmal herrschenden literarischen Strömungen verstehen lehrt. Das Buch ist in einem glänzenden Stile geschrieben. ‹Zeitschrift für Gymnasialwesen, 66. Jahrgang.›

Heft 4. **Plutarch,** von Professor Dr. RUDOLPH HIRZEL, Jena. 211 Seiten und 2 Tafeln. Gr. 8°. Preis M. 4.— geheftet, M. 5.— gebunden, M. 8.— in ganz Pergament gebunden.

Hirzels Plutarchmonographie ist ein außerordentlich geistvolles Buch, das frei von einseitiger Überschätzung des Chäroneers zunächst eine feine Charakteristik seines Lebens und Charakters als Politiker, als Philantrop, als Schriftsteller im allgemeinen und als Historiker im besonderen gibt, um dann das „Nachwirken Plutarchs" vom Altertum bis auf unsere Tage darzustellen. Man hat bei diesem Buche in ganz besonderem Maße das erfreuliche Gefühl, daß der Verfasser aus dem Vollen zu schöpfen in der Lage ist, und zwar nicht nur auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft. ‹Literarisches Zentralblatt 1912, No. 29.›

Als vierter Band der Sammlung: Das Erbe der Alten, Schriften über Wesen und Wirkung der Antike, erscheint eine treffliche und sympathische Beschreibung des Lebens, Charakters und der bis jetzt nachwirkenden Tätigkeit des bekannten griechischen Historikers Plutarch. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, scheint uns vorzüglich gelöst: in Plutarch einen Menschen der Antike uns Modernen nahezubringen, erstaunlich ist die Fülle von Anregungen, die dieser Historiker der Nachwelt gegeben hat, so daß wir bei Lektüre dieses Buches gewissermaßen eine Wanderung durch die Jahrhunderte und durch die verschiedenen Kulturvölker machen und überall auf Spuren stoßen, die uns wieder auf Plutarch hinweisen. So kann der von seinem Helden begeisterte Verfasser in dem Schlußkapitel: Was ist Plutarch für uns? sagen: er ist ein Stück von uns, und das ehrliche Streben, uns selbst kennen zu lernen, muß uns immer wieder zu ihm zurückführen. ‹Rhein.-Westfälische Zeitung, 23. 8. 1912.›

Heft 5. **Euripides,** von Konrektor Dr. H. STEIGER, Hof. 124 Seiten und 1 Tafel. Gr. 8°. Preis M. 2.50 geheftet, M. 3.50 gebunden, M. 6.— in ganz Pergament gebd.

Heft 6. **Das Kaisertum,** von Prof. Dr. LUDWIG HAHN, Nürnberg. 114 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 2.50 geheftet, M. 3.50 gebunden, M. 6.— in ganz Pergament gebd.

:: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig ::

Th. Zielinski

Professor an der Universität St. Petersburg

DIE ANTIKE UND WIR

Vorlesungen

Autorisierte Übersetzung von E. SCHOELER.

4. Auflage. IV und 126 Seiten gr. 8°. Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.—.

Anmerkungen

zu den

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm

Neu bearbeitet von

Johannes Bolte und Georg Polívka

Erster Band

⟨Nr. 1–60⟩

VIII u. 556 S. gr. 8° M. 12.—, gebunden M. 14.—

Band zwei erscheint Anfang und Band drei Ende 1914.

AESCHINIS quae feruntur epistolae ed. Engelbertus Drerup. 1904. 76 S. gr. 8°. M. 2.40.

ALY, W. Der kretische Apollonkult. Vorstudie zu einer Analyse der kretischen Götterkulte. 1908. M. 1.80.

BAEHRENS, Dr. W. A. Beiträge zur lateinischen Syntax. ⟨Aus Philologus.⟩ 324 S. gr. 8°. 1912. M. 9.—.

BEERMANN, E., Die internationale Hilfssprache Novilatin. Ein Vorschlag. 1907. IV u. 211 S. 8°. M. 3.—, geb. M. 4.—.

BELLING, H., Studien über die Compositionskunst Vergils in der Aeneide. 1899. VII u. 250 S. 8°. M. 5.—.

BENECKE, G. F., Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. 3. Ausgabe besorgt von C. Borchling. IX u. 313 S. gr. 8°. M. 10.—, geb. M. 12.—.

BERNART, AMOROS, La première partie du chansonnier de B. A., conservée par les mss. a. ca Fa. Publiée par Edm. Stengel. 1902. 328 S. gr. 8°. M. 12.—.

BÖHMER, H., Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. u. XII. Jahrhundert. 1899. XII u. 488 S. gr. 8°. M. 12.—, geb. M. 14.—.

BUTURAS, A., Ein Kapitel der historischen Grammatik der griechischen Sprache. Über die gegenseitigen Beziehungen der griechischen und fremden Sprachen, besonders über die fremden Einflüsse auf das Griechische seit der nachklassischen Periode bis zur Gegenwart. 1910. 126 S. gr. 8°. M. 3.—.

CRUSIUS, O., Die delphischen Hymnen, Untersuchungen über Texte und Melodien. 1864. 167 S. 8°. M. 4.— geb.

DOSITHEI ars grammatica. Recensuit Johannes Tolkiehn. 109 S. gr. 8°. 1913. M. 3.—.

DYROFF, A., Demokritstudien. 1899. VI u. 188 S. gr. 8°. M. 3.60.

GOEDECKEMEYER, ALB., Die Geschichte des griechischen Skeptizismus. 1905. VIII u. 237 S. gr. 8°. M. 10.—, geb. M. 12.—.

HAHN, LUDWIG, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprache. Bis auf die Zeit Hadrians. 1906. XVI u. 278 S. gr. 8°. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Als Ergänzung hierzu erschien von demselben Verfasser:

Zum Sprachenkampf im römischen Reich bis auf die Zeit Justinians. 1907. 44 S. gr. 8°. M. 1.40. (Sonderdruck aus «Philologus.»)

HERZOG, R., Koische Forschungen und Funde. 1899. XIII u. 244 S. gr. 8°. Mit 7 Tafeln. M. 12.—, geb. M. 16.—.

HERZOG, Professor RUD., Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet. Progr. 103 S. Lex.-8°. 1912. M. 3.—.

IBN AL-QIFTI's Ta'rih Al-Hukamā. Auf Grund der Vorarbeiten Aug. Müllers herausgegeben von Julius Lippert. 1903. 22 u. 496 S. gr. 8°. M. 36.—.

IMMISCH, OTTO, Der erste platonische Brief mit einer Einleitung über den Zweck und eine Vermutung über die Entstehung der platonischen Briefsammlung. (Aus Philologus.) 41 S. gr. 8°. 1913. M. 1.20.

JÖRGES, RUDOLF, Psychologische Erörterungen zur Begründung eines wissenschaftlichen Unterrichtsverfahrens. 1908. XI u. 144 S. gr. 8°. M. 3.80, geb. M. 4.50.

ISOCRATIS opera omnia. Recensuit scholiis testimoniis apparatu critico instruxit Engelbertus Drerup. Vol. I. 1906. CXCIX 196 S. gr. 8°. Mit 2 Tafeln. M. 14.—, geb. M. 16.—.

KÖNIG, E., Hebräisches und aramäisches Wörterbuch zum Alten Testament mit Einschaltung und Analyse aller schwer erkennbaren Formen, Deutung der Eigennamen sowie der massoretischen Randbemerkungen und einem deutsch-hebräischen Wortregister. 1910. M. 11.—, geb. M. 13.—.

KORNEMANN, E., Kaiser Hadrian und der letzte große Historiker von Rom. 1905. VII u. 135 S. gr. 8°. M. 4.20.

KUKULA, C. R., Alkmans Partheneion. Ein Beitrag zum Lakonischen Artemiskulte. (Sonderdruck aus «Philologus».) 80 Pf.

LUKIAN'S VON SAMOSATA sämtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von Dr. M. Weber. Bd. I/II. à M. 3.—, geh., M. 4.— geb.

MANILII, M., Astronomica. Ed. Theodorus Breiter I. Carmina. 1907. XI u. 149 S. gr. 8°. M. 3.80. Teil II: Kommentar. Mit 2 Tafeln Zeichnungen. XVII u. 196 S. m. 1 Tab. 1908. M. 4.20. (Vollständig in 1 Bd. M. 8.—, geb. M. 9.—.)

MARQUART, J., Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge. Ethnologische und historisch-topographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts. 1903. L u. 257 S. gr. 8°. M. 30.—, geb. M. 32.50.

— „ —, Untersuchungen zur Geschichte von Eran. 2 Hefte 1896 und 1905. 88 u. 226 S. gr. 8°. M. 12.—.

— „ —, Die Chronologie der alttürkischen Inschriften. 1898. VII u. 112 S. gr. 8°. M. 4.—.

— „ —, Fundamente israelitischer und jüdischer Geschichte. 1896. 88 S. gr. 8°. M. 3.—.

MANN, F. E., Das Rolandslied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Rolandsäulen. Eine Studie. Karls des Großen Feldzug gegen Retra und Stettin 778, Rolands Tod bei Prenzlau, sein Heldengedicht, seine askanischen Nachfolger, seine Denkmäler. VIII u. 173 S. gr. 8°. 1912. geh. M. 4.50, geb. M. 5.—.

MERGUET, H., Handlexikon zu Cicero. 1905. 816 S. Lex.-8°. M. 24.—, geb. M. 26.—.

NÖLDEKE, TH., Geschichte des Korāns. 2. vermehrte und verbesserte Auflage von Friedrich Schwally. I. Teil: Über den Ursprung des Korāns. 1909. VIII u. 262 S. gr. 8°. M. 11.—.

OVIDII NASONIS, P., De arte amatoria libri tres. Erklärt von P. Brandt. 1905. XXIII u. 255 S. gr. 8°. M. 8.—, geb. M. 10.—.

— „ —, Amorum libri tres. Erklärt von P. Brandt. 1911. 239 S. gr. 8°. M. 7.—, geb. M. 9.—.

— „ —, Fasti, Tristia, Epistulae ex Ponto. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit knappen Erläuterungen versehen von Paul Brandt. 1908. VIII u. 148 S. 8°. Geb. M. 1.80.

OVIDII NASONIS, P., Metamorphoses. Ausgewählt von Paul Brandt. 2 Teile. I. Teil: Text und Namenverzeichnis. II. Teil: Anmerkungen. Geb. M. 3.—.

PRAECHTER, K., Hierokles der Stoiker. 1902. VIII u. 159 S. gr. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.25.

RIEMANN. Das 19. Jahrhundert der deutschen Literatur. 1912. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. 497 S. gr. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.—.

ROLANDSLIED, Das altfranzösische. Kritische Ausgabe besorgt von E. Stengel. Band I: Text, Variantenapparat und vollständiges Namensverzeichnis. 1900. X u. 404 S. gr. 8°. M. 12.—, geb. M. 14.—.

SCHMIDT, W., Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. 1898. 48 S. gr. 8°. M. 1.20.

SCHULTEN, A. Das römische Afrika. 1899 VI u. 116 S. gr. 8°. Mit 5 Tafeln. M. 2.—.

SCHWALLY, F., Semitische Kriegsaltertümer. Heft 1. Der heilige Krieg im alten Israel. 1900. VIII u. 111 S. gr. 8°. M. 3.—.

SCHWARZ, HERMANN, Grundfragen der Weltanschauung. Zweite erweiterte Auflage der Schrift: «Der Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip». XII u. 304 S. gr. 8°. M. 6.—, geb. M. 7.—.

SOLTAU, WILHELM, Livius Geschichtswerk, seine Komposition und seine Quellen. Ein Hilfsbuch für Geschichtsforscher und Liviusleser. 1897. VIII u. 224 S. gr. 8°. M. 6.—.

STEINLEITNER, Dr. FRZ., Die Beicht im Zusammenhang mit der sakralen Rechtspflege in der Antike. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis kleinasiatisch-orientalischer Kulte der Kaiserzeit. 1913. 135 S. 8°. M. 3.—.

TOLKIEHN, J., Homer und die römische Poesie. 1909. IV u. 229 S. gr. 8°. M. 6.—, geb. M. 8.—.

— „ —, Cominianus. Beiträge zur römischen Literaturgeschichte. 1910. VII u. 174 S. M. 5.—, geb. M. 7.—.

WALTHARII, POESIS. Das Waltharilied Ekkehards I von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert von Hermann Althof.
Teil I: 1899. VIII u. 184 S. gr. 8°. M. 4.80.
Teil II: Kommentar 1905. XXIV u. 416 S. gr. 8°. M. 13.—.

WEBER, HUGO, Aristophanische Studien. 1908. VI u. 180 S. gr. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.—.

WEBER, Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. 291 S. gr. 8°. 29 ganzseitige Abbildungen. M. 5.—, geb. M. 7.—.

WICLIF'S JOH., De veritate sacrae scripturae. Aus den Handschriften zum erstenmal herausgegeben, kritisch bearbeitet und sachlich erläutert von D. Dr. Rud. Buddensieg. 3 Bde. 1904. CXII. 408, 271 u. 377 S. gr. 8°. M. 36.—.

WILSER, Dr. LUDWIG, Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Neue, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßte und erweiterte Bearbeitung. 1. Band. 490 S. 8°. Mit reichem Bilderschmuck. M. 6.—, geb. M. 7.—.

WOLF, EUGEN, Sentenz und Reflexion bei Sophokles. Ein Beitrag zu seiner poetischen Technik. 1910. VI u. 177 S. gr. 8°. M. 4.50.

WUNDERER, CARL, Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte.
Teil I: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. 1898. 124 S. gr. 8°. M. 2.80.
„ II: Citate und geflügelte Worte bei Polybios. 1901. V u. 100 S. gr. 8°. M. 2.40.
„ III: Gleichnisse und Metaphern bei Polybios. 1909. VIII u. 142 S. gr. 8°. M. 3.80.

ZIELINSKI, TH., Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik. (Sonderdruck aus Philologus.) VIII u. 254 S. gr. 8°. M. 8.40.

— „ —, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. Erster Teil mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. (Sonderdruck.) 45 S. gr. 8°. M. 1.50.

ZUCKER, Beiträge zur Gerichtsorganisation im Ptolemaeischen und Römischen Ägypten. (Aus Philologus.) 1911. 132 S. 8°. M. 3.60.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

7918

OCT 27 1993